

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

1/2011

	Neuwahl des DAV-Vorstandes	3
Diethard Aschoff	100 Jahre Lateinabitur am Ludwig-Georgs-Gymnasium in Darmstadt	7
Friedrich Maier	Hannibal ad portas! „Der Sieger, der verlieren musste“ Kontrafaktische Geschichtsbetrachtung auch im LU?	20
Rolf Mainz	Nur konstruieren – oder wie kommt man zu einem Erleben lateinischer Literatur?	28
Eberhard Hermes	Textverständnis und Lebensalter	44
Eberhard Hermes	Vom Dolmetschen	45
Herbert Zimmermann	Der Römer Boethius als Lehrer des Mittelalters	47
Christoph Wurm	<i>El divino Orfeo</i> – Calderón und der Mythos von Orpheus und Eurydike	55
	Personalia: Otto Schönberger 85	60
	Berichte und Mitteilungen	62
	Zeitschriftenschau	65
	Besprechungen	71
	Leserforum	96
	Adressen der Landesvorsitzenden	99

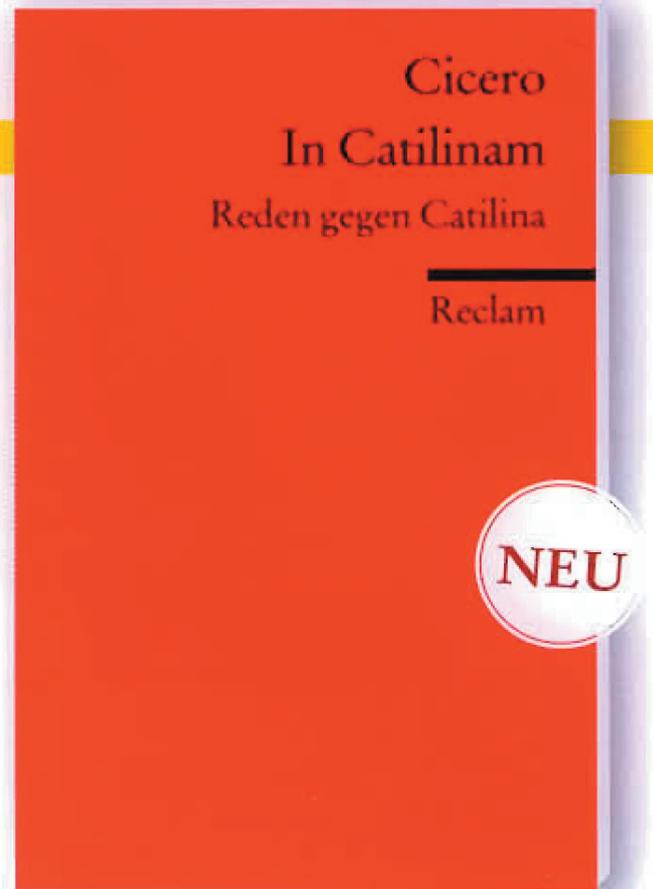
Antike Texte für den Lateinunterricht

RECLAMS ROTE REIHE

Neben den vollständigen Texten in den zweisprachigen Ausgaben (orange) bietet Reclam nun für den Einsatz im Unterricht die wichtigsten Werke der römischen Literatur in Auswahlausgaben sowie Textsammlungen zu verschiedenen Themenbereichen.

Mit Sprach- und Sacherläuterungen am Fuß jeder Seite.

Für sämtliche Ausgaben dieser Reihe dient der *Standardwortschatz Latein* als Referenzvokabular.



Standardwortschatz Latein

Von M. Mader u. J. Siemer
264 S. · UB 19780 · € 6,60

Cicero: In Catilinam

Hrsg.: A. Pohlke
117 S. · UB 19803 · € 4,00

O vitae philosophia dux!

Lateinische Texte zum Thema
›Philosophie in Rom‹
Hrsg.: T. Krüger
160 S. · 19784 · € 4,40

Nähere Informationen unter www.reclam.de

Wir informieren Sie gerne über unsere speziellen
Bezugsbedingungen für Lehrer
Tel.: 07156-163155 Fax: 07156-163201
E-mail: lehrerservice@reclam.de

Reclam

Neuwahl des DAV-Bundesvorstandes

Am 5. und 6. Februar 2011 fand die alljährliche Vertreterversammlung des Deutschen Altphilologenverbandes in Göttingen statt, auf der alle Landesverbände vertreten waren. Ihr ging, wie üblich, die vorbereitende Sitzung des Gesamtvorstandes voraus. Die Landesvertreter/innen erhalten vom Pressesprecher und Protokollführer (i. V.) KARL BOYÉ per E-Mail die Protokolle, sodass an dieser Stelle nur die für alle Mitglieder wichtigsten Ergebnisse mitzuteilen sind.

Prof. Dr. STEFAN KIPF, seit dem 11.2.2007 Bundesvorsitzender des Verbandes, am 1.3.2009 für eine zweite Amtsperiode wiedergewählt, hatte

rechtzeitig angekündigt, dass er für eine dritte Amtsperiode aus beruflichen Gründen nicht mehr zur Verfügung steht. Er gab zusammen mit den beiden stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn HARTMUT LOOS und Frau HEIKE VOLLSTEDT-WILLER, einen umfassenden, insgesamt sehr erfreulichen Tätigkeitsbericht. In seine Amtszeit fielen der gelungene Göttinger Altphilologenkongress 2008 und der ebenso gut besuchte 30. Kongress des Verbandes in Freiburg 2010. Der Bericht des Vorsitzenden und die Berichte des Kassenwartes KNUT REINARTZ (Koblenz), der Schriftleiter der Zeitschriften

Impressum

ISSN 1432-7511

54. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>
Univ.-Prof. Dr. Bernhard Zimmermann, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Klassische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, Tel.: (0 761) 2 03 - 31 22, E-Mail: Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de

Schriftleitung: Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin); E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StRin Bärbel Flaig, Anton-Sommer-Straße 41, 07407 Rudolstadt, litterae26@aol.com
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen
4. Zeitschriftenschau:
Prof. Dr. Felix Mundt, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie, felix.mundt@staff.hu-berlin.de
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, Josef.Rabl@t-online.de;
StR Martin Schmalisch, Seehofstr. 56a, 14167 Berlin, martin.schmalisch@web.de

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 15,-; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 4,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: OStR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: OStR'in Christina Martinet, Wiesbadener Straße 37, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 783 65 53, E-Mail: CMartinet@t-online.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: info@boegl-druck.de

FORUM CLASSICUM (ANDREAS FRITSCH, Berlin), GYMNASIUM (ULRICH SCHMITZER, Berlin) und PEGASUS (STEFAN KIPF, Berlin), der Bericht von BÄRBEL FLAIG (Rudolstadt) über EUROCLASSICA sowie der Bericht von HORST DIETER MEURER (Neuwied) über die Situation des altsprachlichen Unterrichts in den einzelnen Bundesländern (auf der Grundlage der Berichte aus den Landesverbänden) gaben Anlass zu gegenseitiger Information und zu intensivem Meinungsaustausch. Der Bericht zur Lage des altsprachlichen Unterrichts wird im nächsten Heft des FORUM CLASSICUM erscheinen.

Abschluss und in gewisser Weise zugleich Höhepunkt der Versammlung waren der Beschluss über Ort und Motto des nächsten Kongresses und die Neu- bzw. Wiederwahl des Vorstandes. Über die Wahl des Kongressortes Erfurt war bereits auf der vorhergehenden Vertreterversammlung in Göttingen 2010 beraten und beschlossen worden. Nach zwischenzeitlichen Irritationen konnte diese Entscheidung nunmehr definitiv bestätigt werden. Der 31. Bundeskongress wird also **vom 10. bis 14. April 2012** in den Räumlichkeiten der Universität **Erfurt** stattfinden. Das Motto wird lauten: „Von der Muse geküsst. Die klassischen Sprachen und die Künste“. Es sollen also möglichst viele Themen behandelt werden, die eine Verbindung zu den musischen Fächern ermöglichen (siehe unten).

Die Neuwahl des Vorstandes gestaltete sich erfreulich problemlos. Zuvor war der gesamte Vorstand entlastet worden und zurückgetreten. Dem scheidenden Vorsitzenden Prof. KIPF wurde von Frau VOLLSTEDT-WILLER im Namen des gesamten Verbandes der herzliche Dank für seine arbeits- und erfolgreiche vierjährige Amtsführung ausgesprochen. Wer die Arbeit des Verbandes in diesen Jahren verfolgt hat, weiß, dass dazu auch die nicht selten zeitraubende Öffentlichkeitsarbeit (der Kontakt zu den Medien) gehört. Die zahlreich anwesenden Vertreter der Landesverbände bekräftigten die Dankesworte der Sprecherin durch lang anhaltenden Beifall. Für die Wahl des neuen Vorstandes konnte der „Findungsausschuss“ (Dr. PETER LOHE und RAINER SCHÖNEICH) einen kompletten Vorschlag vorlegen. **Professor Dr. BERNHARD ZIMMERMANN** (Univ.



*Prof. Dr. Bernhard Zimmermann,
der neue Bundesvorsitzende des
Deutschen Altphilologenverbandes
(Foto: Wikipedia)*

Freiburg), der bisherige Vorsitzende des Landesverbandes Baden-Württemberg, hatte seine Bereitschaft zur Kandidatur erklärt. Er wurde in geheimer Wahl einstimmig (bei einer Enthaltung) zum neuen Vorsitzenden des Deutschen Altphilologenverbandes gewählt. Die übrigen Mitglieder des Vorstandes wurden per Akklamation bestätigt: als stellvertretende Vorsitzende OStD HARTMUT LOOS (Rheinland-Pfalz) und StD'in HEIKE VOLLSTEDT-WILLER (Niedersachsen), als weitere Mitglieder mit unterschiedlichen Funktionen KNUT REINARTZ, BÄRBEL FLAIG, HORST-DIETER MEURER, CHRISTA PALMIÉ, DIETMAR SCHMITZ, RAINER SCHÖNEICH, ANDREAS FRITSCH, MICHAEL HOTZ, ULRICH SCHMITZER. Pressesprecher bleibt KARL BOYÉ, Schriftführerin Dr. SABINE WEDNER-BIANZANO. Ehrenvorsitzende sind weiterhin Prof. Dr. HERMANN STEINTHAL (Tübingen) und Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER (München-Puchheim). Die Wahlen wurden von Dr. PETER LOHE (Berlin) geleitet, der Ehrenmitglied des Vorstands ist. Er hob wieder die erfreu-



Neu!

GLAESSER, ROLAND

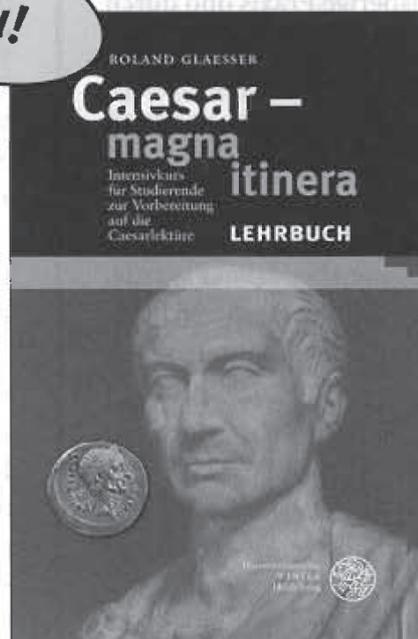
Caesar – magna itinera

Intensivkurs für Studierende
zur Vorbereitung auf die
Caesarlektüre

2010. 212 Seiten, 56 Seiten
Anhang, 3 Abbildungen.
(Sprachwissenschaftliche
Studienbücher)

Kart. € 19,-

ISBN 978-3-8253-5742-9



Caesar – magna itinera –
gewissermaßen ein Zwilling
des hier erschienenen Buchs
Wege zu Cicero; beiden
Büchern gemeinsam sind
die Ziele einer intensiven
Einführung in das klassische
Latein, die Vermittlung von
Grundkenntnissen dieser
Sprache und die Quali-
fizierung zur Teilnahme
an einem Lektürekurs, an
dessen Ende das Latinum
steht. In großen Schritten,
eben in *magna itinera* („Eil-
märschen“ = 18 Lektionen),
werden die wesentlichen Er-
scheinungen der lateinischen
Formenlehre und Syntax
komprimiert dargestellt.
Erläuterungen (unterstützt

durch Grafiken) und Übun-
gen (mit Lösungen) bieten
die Möglichkeit zu einer
selbstständigen Beschäfti-
gung.

GLAESSER, ROLAND

Wege zu Cicero

Per Aspera ad Astra
Intensivkurs für Studierende
zur Vorbereitung auf die
Cicerolektüre

2., überarbeitete u. erweiterte
Auflage 2008. 218 Seiten, LXXI
Seiten Anhang. (Sprachwissen-
schaftliche Studienbücher)

Kart. € 19,-

ISBN 978-3-8253-5475-6

liche Teamarbeit des bisherigen Vorstands hervor und wünschte dem neugewählten bzw. bestätigten Vorstand gleichen Erfolg wie dem bisherigen. Prof. Dr. FRITZ-HEINER MUTSCHLER (Dresden) hatte auf seine Kandidatur als Verbindungsmann zur Mommsen-Gesellschaft verzichtet, da diese Verbindung durch die bisherige Praxis und durch den neuen Vorsitzenden hinreichend gesichert ist. Der bisherige Vorsitzende STEFAN KIPF wurde als kooptiertes Mitglied in den neuen Vorstand gewählt, seine Aufgabe soll die didaktische Beratung des Verbandes sein.

In einer dpa-Meldung, die am 17. Februar (sogar) in der BILD-Zeitung abgedruckt wurde, wurde das Ergebnis wie folgt zusammengefasst: „Altphilologen wählen Freiburger als Bundeschef. Göttingen/Freiburg (dpa/lsw) – Prof. Bernhard Zimmermann ist neuer Bundesvorsitzender des deutschen Altphilologenverbandes (DAV). Der Freiburger Hochschullehrer für griechische und lateinische Literatur sei bei der Vertreterversammlung in Göttingen als Nachfolger von Stefan Kipf gewählt worden, teilte der DAV am Donnerstag mit. Der DAV hat rund 6000 Mitglieder und ist damit der weltweit größte Fachverband für Lehrende der klassischen Sprachen.“ Auf der Homepage des Altphilologenverbandes (<http://www.altphilologenverband.de/> Aktuelle Beiträge) heißt es zu B. Zimmermann u. a.: „Der aus Konstanz stammende Hochschullehrer ist Professor für griechische und lateinische Literatur und verfügt darüber hinaus über langjährige Erfahrung in Schule und Lehrerausbildung. Zimmermann betonte, er werde an der bewährten Teamarbeit anknüpfen.“ Zum Altphilologenverband heißt es dort, er liege mit seiner Mitgliederzahl „in einer

ähnlichen Größenordnung wie die Pilotenvereinigung Cockpit.“ Ausführliche Angaben zum neuen Vorsitzenden finden sich auf der Website der Universität Freiburg: <http://www.altphil.uni-freiburg.de/dozenten/dozentenseiten/zimmermann.html>.

In einem ersten Rundbrief an die Landesverbände vom 17.2.2011 schreibt der neue Vorsitzende: „Zunächst möchte ich mich nochmals herzlich für das mir entgegengebrachte Vertrauen bedanken, das Sie mir anlässlich meiner Wahl zum Vorsitzenden unseres Verbandes erwiesen haben. Ich werde mich bemühen, diesem Vertrauen gerecht zu werden, und freue mich auf die Zusammenarbeit in den kommenden zwei Jahren. ... Ich möchte mich heute an Sie mit der Bitte wenden, mir bis zum 1. April 2011 Vorschläge für Referentinnen und Referenten des kommenden Kongresses zu unterbreiten. In besonderem Maße bin ich Ihnen für Vorschläge aus dem didaktisch-pädagogischen Bereich dankbar. Wenn möglich, sollte ein Bezug zu unserem Rahmenthema „Von der Muse geküsst. Die klassischen Sprachen und die Künste“ bestehen. Wir werden aber, wie dies bisher auch der Fall war, uns darum bemühen, auch Workshops, Vorträge etc. unterzubringen, die keinen unmittelbaren Bezug zum Rahmenthema aufweisen. Das Programm wird im Verlauf des Frühsommers erstellt werden.“

Wir wünschen auch an dieser Stelle unserem neuen Vorstand von Herzen Glück und Erfolg in der Leitung unseres Fachverbandes und der bildungspolitischen Vertretung unserer Fächer in der Öffentlichkeit.

ANDREAS FRITSCH

100 Jahre Lateinabitur am Ludwig-Georgs-Gymnasium in Darmstadt

Anlässlich der 50. Wiederkehr des Abiturs am Ludwig-Georgs-Gymnasium (im folgenden LGG) in Darmstadt wurden wir Abiturienten des Jahres 1957 von der heutigen Schulleitung begrüßt, über unsere ehemalige Schule informiert und im Schularchiv mit unseren damaligen Abiturarbeiten vertraut gemacht.

Mich als späteren Lateinlehrer interessierten vor allem die Anforderungen im Fach Latein und der Vergleich mit früher und später. Ich erhielt dankenswerterweise von der Schule den Abiturtext von 1905 (1907 war nicht erhalten) und auf Umwegen auch die Aufgaben des Jahrgangs 2009. Damit lässt sich die Entwicklung des Lateinabiturs in den letzten hundert Jahren am LGG in den Blick nehmen. Dies soll im folgenden geschehen. Die Unterschiede sind frappant.

1. Die lateinische Reifeprüfung 1905

Die „lateinische Prüfungsarbeit“, wie sie überschrieben wurde, diktierte Professor FRIEDRICH (1), damals Lateinlehrer am LGG, „a. d. XVIII. Cal. Sept.“ [*ante diem XVIII. Calendas Septembris*], wie die Schüler das Tagesdatum ihres Lateinabiturs am 15. August des Jahres umsetzen mussten.

Der Hauptunterschied zu den Abiturtexten der Jahre 1957 und 2009 besteht darin, dass der folgende Text ins Lateinische zu übersetzen war.

Tiberius' Ansicht über den zunehmenden Luxus

Üppigkeit und Verschwendung waren schon in den Zeiten der Republik trotz der gesetzlichen Einschränkungsversuche, ganz besonders aber unter den Kaisern Augustus und Tiberius, schrecklich gewachsen. Bei manchen Reichen z. B. belief sich die Zahl der Sklaven auf Tausende, die Ausgaben der Frauen für Edelsteine und Perlen aus dem Orient auf 100 Millionen jährlich, Männer trugen seidene Kleider, Gastmähler wurden mit maßlosem Aufwand gehalten, die Wohnungen glänzten von Gold und Edelsteinen

und Kunstwerken aus Erz und der Malerei, und die Landhäuser dehnten sich bis ins Unendliche aus und ließen nur wenig Boden dem Ackerbau. Es wandten sich daher im Jahre 22 nach Chr. die Ädilen an den Senat mit der Bitte, die alten Gesetze gegen den Aufwand wiederherzustellen. Sonst wüchse der Luxus ins Unendliche. Der Senat aber wies diese Angelegenheit unentschieden an den Kaiser. Er überlegte nun hin und her, ob überhaupt so verbreitete Lüste eingedämmt werden könnten, oder ob diese Einschränkung noch mehr Schaden den einzelnen Familien und dem Staate brächte, und schrieb an den Senat einen Brief folgenden Inhalts:

Wenn die Herren Ädilen sich eher mit mir beraten hätten, hätte ich ihnen vielleicht geraten, lieber so ingewurzelte Schäden zu übergehen (übersehen), als der Welt zu zeigen, wie ohnmächtig der Senat dagegen sei. Was nun mich, den Kaiser, anlangt, so ist es für mich nicht leicht, in dieser Sache zu reden oder zu schweigen, denn auf den Monarchen fällt bei erfolglosen Eingreifen die Gehässigkeit aller. Was soll ich nun abstellen? Die endlosen Landhäuser und zahllosen Dienerschaften? Da werden sich wohl viele erlauchte und treffliche Männer beleidigt fühlen. Eher den Luxus der Frauen in Edelsteinen und der Männer in Kleidung und Gastmählern? Dann gibt es einen Schrei der Enttäuschung über diesen Eingriff ins Privatleben. Und doch müssen, wie bei schweren leiblichen Leiden, so hier auf geistigem Gebiete starke Mittel angewandt werden. Wenn aber unsere Vorfahren und selbst der hochselige Augustus durch die vielen Gesetze nichts ausgerichtet haben: werden wir etwas erreichen? Ist es nicht töricht, Gesetze zu geben, die, weil man sie nicht hält oder gar verachtet, das Übel nur größer machen? Wir müssen uns innerlich bessern, dann schwinden hoffentlich auch diese Auswüchse.

Übrigens sind das nach meiner Meinung Kleinigkeiten. Viel wichtiger ist folgender Punkt: Seht ihr nicht, wie Italien von fremder Hülfe lebt, wie das Leben des römischen Volkes täglich auf des

Meeres ungetreuen Wellen schwankt und unsere Landhäuser und unsere Stärke uns nicht ernähren können? Wenn ihr da Abhilfe schafft, dann macht ihr euch sicherlich verdient ums Vaterland.

Daraufhin wurde die Sache den Ädilen überlassen, und zum Schlusse wollen wir noch anfügen, was Tacitus im 55. cap., liber 3 seiner Annalen sagt! Der Kaiser Vespasian, ein einfacher sparsamer Mann, habe später viel zur Besserung der Sitten beigetragen, und Gehorsam und Nachahmung habe bei der Bevölkerung mehr gewirkt als Strafen und Furcht vor Gesetzen. Oder es müsste gerade sein, dass in allen Dingen und so auch bei den Sitten der Menschen ein Art Kreislauf stattfände, so dass das Schlechte sich wieder zum Besseren wende.

Bemerkung:

Die unterstrichenen Wörter und Ausdrücke sind den Schülern mitgeteilt oder angedeutet worden.

Prof. Friedrich.¹

Einordnung und Rückblick

Es handelt sich, wie erkennbar, um einen aus TACITUS entwickelten historischen Text, dessen Umsetzung ins Lateinische eine vom heutigen Standpunkt aus enorme Sprachbeherrschung erforderte. Es war ja nicht damit getan, den Text Wort für Wort zu übersetzen, etwa die Überschrift unlateinisch mit „*Tiberii sententia de aucta luxuria*“ wiederzugeben, sondern die verbale Struktur der antiken Sprache einzubringen, also etwa zu schreiben „*Tiberius de luxuria aucta quid senserit*“. Ich bin überzeugt, dass diese Anforderung heute selbst gute Lateinlehrer überforderte.²

Zum Hintergrund sei nur vermerkt, dass 1902, also nur drei Jahre vor dem hier vorgelegten Abitur, im 1. Jahrgang der MONATSSCHRIFT FÜR HÖHERE SCHULEN darüber geklagt wurde, dass das Gymnasium seiner „Aufgabe, eine Ausscheidung der zum Studium ungeeigneten Elemente herbeizuführen“, nicht mehr gerecht werde. Grund hierfür sei die preußische Lehrplanreform von 1892. Diese habe eine Herabsetzung der Anforderungen vor allem in den alten Sprachen mit sich gebracht.³

Während wir heute diese Klage als völlig überzogen empfinden, war sie aus damaliger Sicht verständlich. Die preußische, später von den anderen

deutschen Staaten in den Grundzügen übernommene neuhumanistische Abiturordnung von 1812 hatte drei fünfstündige Aufsätze in deutscher, lateinischer und französischer Sprache verlangt, dazu je eine Übersetzung aus dem und in das Griechische sowie eine mathematische Arbeit.⁴ 1834 blieb es in Preußen bei sechs schriftlichen Arbeiten im Abitur. Nur wurde jetzt die Übersetzung ins Griechische durch eine Übersetzung ins Lateinische abgelöst.⁵

1837 sah die Studentafel für die neun Jahre Gymnasium insgesamt 280 Stunden vor, davon 86 Wochenstunden für Latein.⁶ Konkret bedeutete dies je 10 Stunden Latein in der Woche von der Sexta bis Obersekunda, je 8 in den beiden Primen, also fast die ganze Schulzeit in der Regel zwei Stunden Latein am Tag, und je 6 Stunden griechisch von der Quarta bis Oberprima, also jeden Schultag eine. Zusammen entfielen fast 46 % (45,71%) der Wochenstundenzahl, also knapp die Hälfte des Unterrichts, auf die beiden alten Sprachen.

Der fünfstündige lateinische Aufsatz war die größte Schwierigkeit des Abiturs und von Beginn an umstritten. Er setzte u. a., wie die gestellten Themen zeigen⁷, eine enorme Kenntnis der griechischen und römischen Geschichte voraus. Erst ein Machtwort des jungen Kaisers WILHELM II. 1891 machte dem lateinischen Aufsatz in Preußen ein Ende. Die Änderung ging einher mit einer drastischen Reduzierung der Wochenstundenzahl der beiden alten Sprachen. Der Kaiser befand: „Wir sollen junge nationale Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer“.⁸ Es half nichts, dass 1892 der damals führende deutsche Gräzist ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLEN-DORFF klagte: „Die Fähigkeit des Verständnisses beider Sprachen ist seit Jahren stetig heruntergegangen“.⁹

Festzuhalten bleibt, dass trotz der Sprachbeherrschung, die 1905 beim lateinischen Abitur am LGG vorausgesetzt wurde, schon damals das Anforderungsprofil gegenüber der Zeit vor Gründung des zweiten deutschen Kaiserreiches spürbar vermindert war.

Die Übersetzung ins Lateinische fand in Preußen erst 1926 ihr definitives Ende,¹⁰ in Bayern erst 1935.¹¹ Sie wurde im übrigen in der Regel sehr hart benotet.¹²

2. Die lateinische Reifeprüfung 1957

Den Abiturienten der Klasse O I b wurde am LGG am 31. Januar 1957 von ihrem damaligen Lateinlehrer RUDOLF LÖBL der folgende Text aus SENECA: *Epistulae morales ad Lucilium* 94, 50-56 zum Übersetzen ins Deutsche vorgelegt, wobei wir Seneca in der Schulzeit nie gelesen hatten:

Imperfecto sed proficienti demonstranda est in rebus agendis via. Haec forsitan etiam sine admonitione dabit sibi ipsa sapientia, quae iam eo perduxit animum, ut moveri nequeat nisi in rectum. Imbecillioribus quidem ingeniis necessarium est aliquem praeire: hoc vitabis, hoc facies. Praeterea si exspectat tempus, quo per se sciat, quid optimum factu sit, interim errabit et errando impeditur, quo minus ad illud perveniat, quo possit se esse contentus: regi ergo debet, dum incipit posse se regere.

Pueri ad praescriptum discunt. Digi illorum tenentur et aliena manu per litterarum simulacra ducuntur, deinde imitari iubentur proposita et ad illa reformare chirographum: sic animus noster, dum eruditur ad praescriptum, iuvatur. Haec sunt, per quae probatur hanc philosophiae partem supervacuam non esse. Quaeritur deinde, an ad faciendum sapientem sola sufficiat. Huic quaestioni suum diem dabimus: interim omissis argumentis nonne apparet opus esse nobis aliquo advocato, qui contra populi praecepta praecipiat? Nulla ad aures nostras vox impune perfertur: nocent, qui optant, nocent, qui execrantur. Nam et horum imprecatio falsos nobis metus inserit et illorum amor male docet bene optando, mittit enim nos ad longinqua bona et incerta et errantia, cum possimus felicitatem domo promere. Non licet inquam ire recta via. Trahunt in pravum parentes, trahunt servi. Nemo errat uni sibi, sed dementia spargit in proximos accipitque invicem. Et ideo in singulis vitia populorum sunt, quia illa populus dedit. Dum facit quisque peiorem, factus est. Didicit deteriora, deinde docuit, effectaque est ingens illa nequitia congesta in unum, quod cuique pessimum scitur. Sit ergo aliquis custos et aurem subinde pervellat abigatque rumores et reclamet populis laudantibus. Erras enim, si existimas nobiscum vitia nasci: supervenerunt, ingesta sunt. Itaque monitionibus crebris opiniones, quae nos circumsonant, repellantur. Nulli nos vitio natura conciliat: illa integros ac liberos genuit.

Wortangaben

<i>proficere</i>	Fortschritte machen
<i>simulacrum, i</i>	Buchstabenform, die äußere Form
<i>propositum, i</i>	Vorlage
<i>chirographum, i</i>	Handschrift
<i>reformare</i>	verbessern
<i>suum diem</i>	einen besonderen Tag
<i>omittere</i>	hier: absehen von
<i>vox</i>	hier: Wort
<i>imprecatio</i>	Verwünschung
<i>domo</i>	aus uns heraus
<i>invicem</i>	wechselseitig
<i>nequitia</i>	Niedertracht
<i>cuique</i>	a quoque
<i>subinde</i>	mitunter
<i>pervellere</i>	zupfen, anstoßen
<i>reclamare</i>	widersprechen.

Frei übersetzt lautet der Text :

Dem noch Unvollkommenen, aber im Fortschreiten Begriffenen muss man den rechten Weg für sein Handeln anweisen. Diesen wird die Weisheit vielleicht auch ohne Ermahnung selbst für sich ausfindig machen, sofern sie es schon dahin gebracht hat, dass es der Seele unmöglich ist, sich an einer anderen als der richtigen Seite zu bewegen. Für schwächere Geister wenigstens ist aber ein Führer nötig, der nicht spart mit Mahnungen: das musst du meiden, das musst du tun. Dazu kommt noch folgendes: Wenn einer auf die Zeit wartet, wo es auf eigene Hand wisse, was das Beste zu tun sei, so wird er einstweilen irre gehen und dadurch verhindert werden, dahin zu gelangen, wo er mit sich selbst zufrieden sein kann. Er bedarf also der Leitung, bis er zu der Fähigkeit gelangt, sich selbst zu leiten. Die Knaben lernen nach der Vorschrift. Man führt ihnen die Finger, und mit Hilfe der Hand eines anderen lässt man sie die Buchstabenformen beschreiben. Dann müssen sie die Vorlage nachahmen und danach ihre Handschrift verbessern. So steht es auch mit unserer Seele: es ist nur zu ihrem Besten, wenn sie nach der Vorschrift gebildet wird.

Das wären dann die Beweise dafür, dass dieser Teil der Philosophie nicht überflüssig ist. Es fragt sich nun, ob er allein ausreicht zur Bildung des Weisen. Zur der Erörterung dieser Frage müssen wir einen besonderen Tag ansetzen. Einstweilen

wollen wir von Beweisen absehen und nur fragen: Liegt es nicht klar zutage, dass wir irgendeines Beistands bedürfen, der uns Vorschriften gibt zur Abwehr der Vorschriften der Volksmasse? Kein Wort dringt ohne Nachteil an unser Ohr. Gleichviel, ob man uns Gutes wünscht oder uns verflucht: beides ist zu unserem Schaden, denn die Verwünschung der Fluchenden flößt uns falsche Furcht ein, und die Liebe der ersteren gibt uns durch ihre guten Wünsche nur eine gefährliche Lehre. Denn sie verweist uns auf fernliegende Güter, die unsicher und unstet sind, während wir unser Glück aus uns selbst schöpfen können. Wir können, sage ich, nicht schlechthin geradeaus gehen. Durch Eltern, durch Sklaven werden wir in falsche Richtung getrieben. Niemand geht in die Irre bloß zum eigenen Schaden, sein Irrtum teilt sich auch den Nächsten mit und sie auch wechselseitig. Daher finden sich denn die Fehler jedes Volkes auch in jedem einzelnen: das Volk teilt sie ihnen mit. Jeder arbeitet daran, den anderen schlechter zu machen, und ist dabei selbst schlecht geworden. Er hat das Schlimmere gelernt und es dann gelehrt, und das Ergebnis von alledem ist jene überwältigende Niedertracht, wo alles Schlechteste, was einer weiß, zu einem großen Haufen zusammengetragen ist. Möge uns also ein Wächter ersehen, der uns mitunter am Ohr zupft, das böse Gerde verscheucht und der lobhudelnden Menge den Mund stopft. Denn du irrst, wenn du glaubst, die Laster würden mit uns geboren: sie haben sich uns beigelegt, sind uns zugeführt worden. Daher muss man durch häufige Mahnungen das vorurteilsvolle Gerede, das uns umschwirrt, zum Schweigen gebracht werden. Die Natur befreundet uns nicht mit irgendeinem Laster. Rein und frei sind wir aus ihrer Hand hervorgegangen.

(Lucius Annaeus Seneca. Philosophische Schriften, Viertes Bändchen: Briefe an Lucilius, 2. Teil: Brief 82-124. Übersetzt, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Otto Apeld, Leipzig 1924)

Der Strukturunterschied zwischen dem Lateinabitur von 1905 und 1957 ist unübersehbar: 1905 wurde aktive Sprachbeherrschung verlangt, 1957 ein nur passives Verständnis des Textes. Trotz

einer Reduzierung der Stundenzahl für Latein war das Fach 1957 noch im wesentlichen auf dem Niveau der Vorkriegszeit geblieben.

3. Das Lateinabitur 2009

Das gegenwärtige Abitur hat den Leistungsanforderungen von 1905 und 1957 gegenüber eine wiederum völlig andere Struktur. Der Text wird nicht mehr von dem Fachlehrer ausgesucht und vom Ministerium genehmigt wie in den Zeiten vor dem Zentralabitur, sondern als Landesabitur allen Leistungskursen des Landes vom Hessischen Kultusministerium vorgeschrieben.

2009 wurde den Abiturienten im Leistungsfach Latein zum Einlesen und Auswählen aus den drei verschiedenen Themenbereichen Rhetorik, Philosophie und Dichtung je ein Text aus CICERO, SENECA und VERGILS *Aeneis* vorgelegt. Hierfür standen 45 Minuten zur Verfügung, danach für den gewählten Text 240 Minuten. Erlaubt waren dabei ein Wörterbuch zur deutschen Rechtschreibung und ein lateinisch-deutsches Schulwörterbuch.

Nach zwei Drittel der Arbeitszeit, d. h. nach 150-170 Minuten, sollte die eigene Übersetzung abgegeben werden. Dafür erhielt der Abiturient für die Interpretationsaufgabe eine Arbeitsübersetzung. Damit sollte eine doppelte Benachteiligung der Prüflinge verhindert werden, denn wer falsch übersetzte, konnte ja nicht korrekt interpretieren.

Im folgenden wurde wegen der besseren Vergleichbarkeit mit dem Abitur des Jahres 1957 der Text aus SENECA gewählt, weil ein Senecatext auch 1957 zu übersetzen war.

„Material 1“, wie der zu übersetzende Text überschrieben war, lautete:

Seneca schreibt 42 n. Chr. aus seinem Exil in Korsika an seine Mutter Helvia:

Bene ergo exilium tulit Marcellus nec quicquam in animo mutavit loci mutatio, quamvis eam paupertas sequeretur. In qua nihil mali esse, quisquis modo nondum pervenit in insaniam omnia subvertentis avaritiae atque luxuriae, intellegit. Quantulum enim est, quod in tutelam hominis necessarium sit! Et cui deesse hoc potest ullam

modo virtutem habenti? Quod ad me quidem pertinet, intellego me non opes sed occupationes perdisse. Corporis exigua desideria sunt: Frigus summoverti vult, alimentis famem ac sitim extingui; quidquid extra concupiscitur, vitii, non usibus laboratur, [...]

Responderi potest: „Quid artificiose ista diducis, quae singula sustineri possunt, conlata non possunt? Commutatio loci tolerabilis est, si tantum locum mutet; paupertas tolerabilis est, si ignominia absit, quae sola opprimere animos solet.“ Adversus hunc, quisquis me malorum turba terreat, his verbis utendum erit: „Si contra unam quamlibet partem fortunae satis tibi roboris est, idem adversus omnis erit. Cum semel animum virtus induravit, undique roboris est, idem adversus omnis erit. Cum semel animum virtus induravit, undique invulnerabilem praestat. Si te avaritia dimisit, vehementissima generis humani pestis, moram tibi ambitio non faciet. [...] Non singula vitia ratio, sed pariter omnia prosternit.

Übersetzungshilfen:

- Z. 1 Marcellus: M. Caudius Marcellus ging als Gegner Caesars nach dessen Sieg bei Pharsalus 48 v. Chr. ins Exil nach Mytilene auf Lesbos.
- Z. 2 *quisquis... luxuriae* Subjektsatz
- Z. 3 *subvertere* m. Akk. hier: zerstören
- Z. 3 *tutela* hier: Versorgung
- Z. 6 *summoverti* fernhalten
- Z. 6 *extra* (Adv.) außerdem
- Z. 7 *usus, us* m hier: Bedürfnis
- Z. 7 *laborare* m. Dat. hier: erarbeiten für
- Z. 8 *diducere* trennen
- Z. 8 *conlatus* zusammen genommen
(PPP zu *conferre*)
- Z. 10 *adversus hunc, quisque* gegen jeden, der
- Z. 11 *pars fortunae* Teilangriff des Schicksals
- Z. 12 *omnis – omnes* ergänze: *partes*
- Z. 13 *invulnerabilem praestare* hier: unverwundbar machen
- Z. 13 *dimittere* freigeben
- Z. 13/14 *moram facere* ein Hindernis bereiten
- Z. 14 *prosternere* vernichten

„Material 2“:

CICERO schrieb am 5. August 58 v. Chr. aus dem Exil an seinen Bruder QUINTUS:

Lacrimae meorum me ad mortem ire prohibuerunt, quod certe ad honestatem tuendam et ad effugiendos intolerabiles dolores fuit aptissimum.

Die Tränen meiner Angehörigen und Freunde haben mich davon abgehalten, in den Tod zu gehen, was gewiss das geeignetste Mittel gewesen wäre, meine Ehre zu retten und mir unerträgliche Schmerzen zu ersparen.

Aufgaben

Übersetzung

Übersetzen Sie den Text (Material 1) in angemessenes Deutsch.

Interpretation

1. Fassen Sie zusammen, welche Auswirkungen das Exil nach der Auffassung Senecas hat und wie man sich dagegen schützen kann.
20 BE (wohl: Bewertungseinheiten)
2. Erläutern Sie, welche Grundvorstellungen stoischer Philosophie in den Text Eingang gefunden haben.
25 BE
3. Benennen Sie jeweils ein Beispiel für folgende Stilfiguren und erläutern Sie ihre Funktion im Text: Sentenz, Antithese, Parallelismus, Exclamatio, Hyberbaton.
25 BE
4. Vergleichen Sie die Einstellung Ciceros dem Exil gegenüber (Material 2) mit der Senecas und weisen Sie mit Bezug auf die politische und schriftstellerische Tätigkeit Ciceros mögliche Gründe für seine Einstellung nach.
30 BE

Die nach 2/3 der Arbeitszeit nach Abgabe der eigenen Übersetzung für die Interpretation ausgegebene **Arbeitsübersetzung** lautete:

Gut hat also Marcellus seine Verbannung ertragen, und nichts hat die Ortsveränderung in seinem Geist verändert, wenn ihr auch die Armut folgte. Dass ihr keinerlei Unglück innewohnt, sieht ein, wer immer noch nicht dem Wahnsinn der alles zerstörenden Habsucht und Verschwendung verfallen ist. Wie wenig nämlich ist es, was für die Versorgung eines Menschen notwendig

ist! Und wem kann das fehlen, wenn er nur irgend sittliche Stärke besitzt?

Was mich allerdings betrifft, erkenne ich, dass ich nicht Reichtum, sondern Beschäftigungen verloren habe. Die Wünsche des Körpers sind gering: Kälte will ferngehalten werden, mit Nahrung Hunger und Durst gestillt werden; was immer darüber hinaus begehrt wird, wird für Laster, nicht für Bedürfnisse erarbeitet. [...]

Antworten kann man: „Was trennst du künstlich die Dinge, die man einzeln ertragen kann, vereint nicht? Ein Ortswechsel ist erträglich, wenn du nur den Ort wechselst; Armut ist erträglich, wenn die Schande fehlt, die allein die Seele zu überwältigen pflegt.“ Gegen jeden, der mich mit der Menge der Übel erschrecken wird, muss man mit folgenden Worten argumentieren: „Wenn du gegen einen beliebigen Teilangriff des Schicksals genug Kraft hast, wirst du sie ebenso gegen alle Angriffe haben. Wenn einmal sittliche Festigkeit die Seele gehärtet hat, macht sie sie überall unverwundbar. Wenn dich die Habsucht, die verheerendste Seuche des Menschengeschlechts, freigegeben hat, wird dir der Ehrgeiz kein Hindernis bereiten. [...] Nicht einzelne Fehler vernichtet die Vernunft, sondern alle zugleich.“

Strukturunterschiede bei den Anforderungen 1905, 1957 und 2009

Wie leicht erkennbar, sind die Abituraufgaben 2009 und 1957 kaum vergleichbar, das Gleiche gilt von den Prüflingen:

1. 1905 und 1957 wurden von den jeweiligen Fachlehrern wohl je drei Texte eingereicht, von denen einer vom Ministerium ausgewählt wurde, 2009 drei vom Kultusministerium selbst gestellte Prüfungsaufgaben gegeben, von denen eine von den Abiturienten zu wählen war. Die Aufgaben galten also nicht schulspezifisch wie 1905 und 1957, sondern landesweit im Rahmen des hessischen Zentralabiturs.
2. 1905 und 1957 musste der Abiturient mit dem Text zurechtkommen, der ihm vorgelegt wurde, 2009 konnte er unter drei Texten wählen, der ihm am leichtesten vorkam, dazu aus drei ihm bekannten Autoren, für die eigens auf Grund eines umfangreichen

Vorbereitungsbuches (12a) geübt wurde. Die Abiturklasse 1957 hatte Seneca nie gelesen.

3. 1905 und 1957 wurde jeweils nur eine Übersetzung gefordert, 1905 ins Lateinische, 1957 in Deutsche. 2009 wurde ein gegenüber 1957 um weit mehr als ein Drittel (36, 81%: 1957 288, 2009 182 Wörter) gekürzter Lateintext zur Übersetzung gestellt, daneben aber eine vierteilige Interpretation.
4. Neben den auch 1957 gegebenen Wortangaben durften die Prüflinge ein deutsch-lateinisches Schulwörterbuch benutzen, dazu ein Wörterbuch zur deutschen Rechtschreibung, weil man offenbar an der Rechtschreibfähigkeit der Abiturienten zweifelte.
5. 1905 und 1957 gehörten die Abiturienten ganz normalen Abschlussklassen des LGG an, unausgewählt, d. h. mit Schülern ganz unterschiedlicher Leistungsfähigkeit. 2009 war es der Leistungskurs Latein, d. h. die Elite der Lateinschüler mit in der Kursstufe erhöhter Stundenzahl in Latein.

Gründe für die eingetretene Entwicklung seit 1957

Einen tiefen Einschnitt bedeutete der 1964 von GEORG PICHT, einem dezidierten Gegner des humanistischen Gymnasiums¹³, für das deutsche Schulwesen ausgerufenen „Bildungsnotstand“ und die ihm entsprechende „Bildungsoffensive“. In dem folgenden „Bildungsboom“ wuchs die Zahl der Abiturienten zwischen 1965 und 1975, also binnen eines Jahrzehnts, in der Bundesrepublik um das Zweieinhalbfache von 50.500 auf 126.000.¹⁴

Die Unterschiede im Anforderungsprofil zwischen 1957 und 2009 hängen vor allem mit den Reformen der Oberstufe des Gymnasiums zusammen, besonders mit der „Vereinbarung zur Neugestaltung der Gymnasialen Oberstufe“ der Kultusministerkonferenz (im folgenden: KMK) vom 7. Juli 1972. Infolge dieser „wohl einschneidendsten Veränderung des höheren Schulwesens“ seit den Humboldtschen Reformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts¹⁵, in Verbindung mit dem 1973 bundesweit eingeführten Numerus clausus für bestimmte Fächer entschieden sich sehr viele Schüler bei ihrer Fächerwahl nicht nach Interesse

und Neigung, sondern aus verständlichen Motiven danach, bei welchen Lehrern und in welchen Fächern sie leichter gute Noten erzielen konnten.¹⁶ Diese „Zensuroptimierung“, in deren Folge die Durchschnittsnoten immer besser wurden, senkte überall das Niveau. Gleichzeitig erwies sich die angebliche Gleichwertigkeit der Fächer und damit die prinzipielle Aufwertung der ehemaligen Nebenfächer¹⁷ als selbst von den profitierenden Schülern durchschaute Fiktion.¹⁸ Dass das als anspruchsvoll geltende Latein bei all diesen Tendenzen immer mehr ins Hintertreffen geraten musste, braucht kaum erläutert zu werden. Zum Abfall der Leistungen trug auch „die starke Kürzung der Wochenstundenzahlen“ bei¹⁹, dazu der zeitweilig gravierende Lehrermangel²⁰ und vor allem die Unruhe in den Jahren nach der studentischen „Revolution“ der 68er.²¹

Schon 1970 besuchten nur noch 7% der Schüler der Bundesrepublik ein altsprachliches Gymnasium. An ihm sank zwischen 1975 und 2000 der Anteil der Lateinschüler in der 13. Klasse von 22% auf 9%, und von diesen wählte nur ein kleiner Teil die Sprache als Abiturfach.²²

„Allgemein wurden die Anforderungen seit den 1970er Jahren gesenkt.“²³ So konnte spätestens ab 1979 ein zweisprachiges Lexikon beim Latinum in der Bundesrepublik benützt werden.²⁴ Ähnlich wirkte das nach 1990 wie überall in der Bundesrepublik auch in Hessen eingeführte Zentralabitur. Dass dieses, wie von interessierter Stelle behauptet, „besonders anspruchsvoll und ein Garant für Qualität“ sei, „lässt sich empirisch nicht belegen“, eher das Gegenteil. Die Durchfallzahlen sanken und die Noten wurden immer besser, beides wohl auch politisch gewollt.²⁵ Dass es danach mit der Qualität der deutschen Gymnasien, ja des ganzen Schulwesens in der Bundesrepublik nicht zum besten stand, zeigte der breiteren Öffentlichkeit das allgemein enttäuschende Abschneiden Deutschlands in den PISA-Studien²⁶, das die Qualitätsbehauptungen der Kultusministerien Lügen strafte.

Weitere Verunsicherung zeitigte die „überhastet vorgenommene Verkürzung der gymnasialen Schulzeit“ von neun auf acht Jahre, die neuerdings nach massiven Elternprotesten vor allem in Hessen wieder auf der Kippe steht.²⁷ Eine

länderübergreifende Diskussion zur Schulzeitverkürzung „ist über Anfänge nicht hinausgekommen“.²⁸

Feststellungen

Ohne hier noch einmal auf das Lateinabitur des Jahres 1905 zurückzukommen, sind die Anforderungen zwischen 1957 und 2009 strukturell zu unterschiedlich, um einen Vergleich im einzelnen durchführen zu können.

Immerhin kann objektiv festgestellt werden, dass die lateinsprachlichen Anforderungen und damit die Sprachkompetenz der Abiturienten von 2009 gegenüber 1957 elementar zurückgegangen sind. Damals wurde einer sprachlich unausgewählten Normalklasse, die während ihrer gesamten Schulzeit den belastenden und alle Stunden verkürzenden Schichtunterricht hinnehmen musste, ein erheblich längerer Text zugemutet, ohne zwei Wörterbücher benützen zu dürfen. Heute wird der lateinsprachlichen Elite der Schule ein um nahezu 37% kürzerer Text zu übersetzen aufgegeben, der aus drei Wahltexten genommen werden darf. Man greift wohl nicht fehl, wenn man konstatiert, dass die Übersetzungsanforderungen zwischen 1957 und 2009 um mehr als die Hälfte zurückgegangen sind.

Dies dürfte allgemein für das Lateinabitur in Deutschland zutreffen. Eine vorsichtig wertende Studie fasst als Ergebnis zusammen: „Das Niveau der Sprachbeherrschung ist ganz erheblich gesunken“.²⁹ Für das vergleichbare Nordrhein-Westfalen wurde im Zusammenhang mit der Einführung der reformierten Oberstufe eine „fundamentale Senkung der Anforderungen innerhalb kurzer Zeit wenigstens im altsprachlichen Unterricht“ konstatiert. Gleichzeitig verbesserte sich die Durchschnittsnote von deutlich unter 3,0 auf 2,1.³⁰

Bessere Noten also bei schlechteren Leistungen – hier werden weniger für die Schüler, die im allgemeinen wissen, was sie können, unter Duldung, wohl auch Förderung durch die Politik, für Eltern und die Öffentlichkeit Potemkinsche Dörfer aufgebaut.

Wie durch die Zulassung von lateinisch-deutschen Wörterbüchern wurde das schriftliche Abitur ganz allgemein auch dadurch erleichtert, dass die Klausuren nicht an

unmittelbar hintereinander folgenden Tagen geschrieben werden mussten, das mündliche dadurch, dass man das Fach wählen und sich lange darauf vorbereiten konnte³¹, während den Abiturienten von 1957 das Fach erst am Prüfungstag mitgeteilt wurde.

Gegenüber den höheren Sprachanforderungen vor den Reformen mag man anführen, dass die heutigen Abiturienten Kenntnisse in griechisch-römischer Philosophie, hier der stoischen, und für das Leben CICEROS nachzuweisen hatten, weiter Stilfiguren und deren Funktionen im Text zu benennen hatten.

Dies letztere wurde, wenn ich mich recht erinnere, im Laufe des altsprachlichen Unterrichtes früher nicht geübt, wohl aber wurden selbstverständlich in jeder Stunde geschichtliche und philosophische Hintergründe der Texte erörtert, was auch durch eine Jahresarbeit nachgewiesen werden musste. Ich wählte 1957 z. B. das Thema: Die Rechtsauffassung der Sophisten.

Im übrigen wird in dem genannten Vorbereitungsbuch S. VII – XIX alles für die Klausur Wesentliche für die drei Abiturautoren CICERO, SENECA und VERGIL so aufbereitet, dass mit der Wiederholung der hier aufbereiteten, am besten auswendig zu lernenden Inhalte die Interpretationsaufgaben leicht gelöst werden können. Eine gute Note ist kaum zu verfehlen.

Benotung

Ein eigenes Kapitel erfordert die Benotung des Lateinabiturs. Diese stellte 2009 gegenüber der Bewertung 1905 und 1957 ein völliges Novum dar. Übersetzung und Interpretation werden heute für die Notenfindung im Verhältnis 2/3 zu 1/3 gewertet.

Dies hat eine fast absurde Konsequenz: Rein theoretisch brauchte man 2009 fast kein Latein mehr, um das Abitur zu bestehen. Gesetzt den Fall, man brächte im Übersetzungsteil kein Wort zu Papier, müsste also hier nach der früheren Benotung zweimal mit „Ungenügend“ (6) bewertet werden. Holte man aber dafür mit Hilfe des Arbeitstextes jedoch das Optimum aus den Interpretationsaufgaben heraus, würde hier also mit „sehr gut“ (1) abschneiden, käme man auf 13 (aus 2 x 6 für Übersetzung, 1 x 1 für Interpretation)

dividiert durch 3, was ein „Ausreichend minus“ ergäbe.³²

Bei der derzeit gültigen Punktebewertung erhält ein Abiturient für ein leeres Blatt bei der Übersetzung 0 Punkte. Erzielte er für die Interpretationsfragen die höchstmögliche Zahl von 15 Punkten, hätte er ein Drittel der geforderten Leistung erreicht, 15 von 45 möglichen Punkten. Dies dürfte freilich nicht mehr mit ausreichend, sondern mit mangelhaft bewertet werden, das Abitur in Latein wäre damit nicht bestanden.

Zusammenfassung

Trotzdem ist das Abitur in der lateinischen Sprache damit m. E. in Hessen an einem Endpunkt angelangt. Die durch eine Übersetzung ins Lateinische geforderte Sprachkompetenz, wie sie noch 1905 gefordert war, ist ferne Vergangenheit, vom lateinischen Aufsatz in früheren Zeiten ganz zu schweigen. Die belegbare Tatsache, dass die Schulsprache am Pädagog, der Vorform des LGG, nach der Schulordnung mitten im Dreißigjährigen Krieg für die oberen Klassen in und außerhalb der Anstalt Latein sein musste³³, dürfte man ins Reich der Fabeln verweisen.

Die Übersetzungsfähigkeit aus dem Lateinischen für durchschnittlich anspruchsvolle Texte aus der Antike ist heute selbst in den so genannten Leistungskursen dramatisch zurückgegangen. Ohne Wörterbücher und zusätzlich verschwenderisch erteilte Wortangaben, denen gegenüber die aus dem Jahre 1957 für den viel längeren Text karg anmuten, geht nichts mehr. Was in den Grundkursen gefordert wird, kann man sich danach vorstellen.

Das heutige Latinum ist damit selbst in seiner höchsten Form, dem Abiturabschluss in einem Leistungskurs Latein, kein Gütezeichen mehr. Es dürfte in der Regel den so ausgestatteten Durchschnittsstudenten kaum mehr in die Lage versetzen, juristische, geschichtliche und theologische Texte, denen sie im Studium begegnen, zu übersetzen. Ihre Wortkenntnisse dürften gerade noch ausreichen, die sprachlich einfachen, häufig genormten Grabinschriften beim Besuch alter Kirchen oder lateinische Hauswidmungen ins Deutsche zu übertragen. Man hat ja nicht überall

zwei Wörterbücher zur Hand. Selbst die aus dem Lateinischen stammenden Fremdwörter aus ihrer Urbedeutung herzuleiten, dürfte den heutigen Abiturienten schwer fallen.

Das Lateinabitur in Hessen und anderswo in der Bundesrepublik halte ich fast für eine Mogelpackung. Ihr praktischer Wert ist gering. Die nachzuweisende Übersetzungsfähigkeit selbst im Leistungsfach genügt m. E. wohl nur dann für die Studienfächer, in denen das Lateinische gefordert wird, wenn die Leistungen im Abitur mit „gut“ und „sehr gut“ bewertet werden konnten.

Der tatsächliche Nutzeffekt der in Hessen und anderswo in Deutschland erworbenen Lateinkenntnisse ist in der heutigen reduzierten Form so gering, dass sich die Frage nach dem Sinn eines solchen Spracherwerbs stellt. Mit Kenntnissen, wie sie ein Leistungskurs im Fach Latein in Hessen (und wohl auch in den meisten anderen Ländern der Bundesrepublik) voraussetzt, ist weder Staat zu machen noch viel Nutzen verbunden. Die geringen philosophisch-historischen Kenntnisse, die bei der Interpretation gefordert werden, sind, wenn man überhaupt auf diese Wert legt, besser in deutscher Sprache darzulegen, wie sie denn auch durch die im übrigen nicht fehlerfreie „Arbeitsübersetzung“ in hölzernem, durchaus nicht „angemessenem“ Deutsch, wie es für die Abiturienten in der Aufgabenstellung gefordert wird, erst möglich sind. Die Stilfiguren und ihre Funktionen im Text tragen eh für die Sprache wenig aus.

Zukunft?

Die nächste Stufe der Entwicklung, wenn es überhaupt noch eine gibt, sind ohne Zweifel lateinisch-deutsche Texte, die nur noch interpretiert werden. Sollte sich dies fortsetzen, dürfte es nach weiteren 50 Jahren kein lateinisches Abitur mehr geben, vom griechischen ganz zu schweigen. Das humanistische Gymnasium alter Prägung, dessen Nach- und Vorteile wir 1957 in seiner Spätphase noch erlebt haben, ist heute schon praktisch tot.

Folgen für unsere Kultur

Eine ganz andere Frage ist für unser Land, was der Verlust der alten humanistischen Bildung, vor allem auch der Kenntnis der lateinischen Sprache,

für unsere Kultur bedeutet. Ohne dies hier ausschöpfen zu können, sei nur einiges erwähnt. Für eine lange Reihe von Studiengängen, etwa für alle romanischen Sprachen, Geschichte, Rechtswissenschaft und Theologie, bleiben studienrelevante lateinische Texte überall dort, wo es keine Übersetzung gibt, unzugänglich. Der sprachlich-historische Hintergrund unserer Kultur fällt in ein nur noch von wenigen Spezialisten aufhellbares geschichtsloses Dunkel. Unsere eigenen Vorfahren, deren wichtigstes sprachliches Medium, was die Schriftkultur betrifft, bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges das internationale Latein war, werden uns in ihrem Denken und Fühlen noch fremder als sie es ohnehin schon sind.

Um ein Beispiel aus der Geschichte des LGG zu erwähnen, hielt BALTHASAR KLINKERFUS, der erste Rektor des Gymnasiums, bei der Gründung am 22. April 1629 eine im vollen Wortlaut erhaltene Rede in lateinischer Sprache. Ihm antwortete ANTON WOLFF VON TODTENWARTH, der damalige Kanzler der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt, offenbar aus dem Stegreif in ebenso flüssigem Latein.³⁴ Dass die älteste Schulordnung des Gymnasiums in lateinischer Sprache gehalten war, erscheint selbstverständlich.³⁵ In ihr wurde Latein als Umgangssprache in den höheren Klassen unter scharfer Strafordrohung als Umgangssprache in und außerhalb der Schule vorgeschrieben.³⁶

Wie die unzähligen Fremdwörter aus dem Griechischen und Lateinischen in allen europäischen Sprachen, desgleichen die Nomenklaturen fast aller Wissenschaften zeigen, hat der Verlust der beiden Muttersprachen unserer Kultur und Zivilisation eine europäische Dimension. Dies gilt gerade jetzt, wo die Völker des Kontinents zusammenwachsen. Auf diese Jahrhunderte alte geschichtsträchtige Gemeinsamkeit zu verzichten, bedeutet, ein großes Erbe auszuschlagen, ein Spezifikum unserer europäischen Kultur. Am 6. Juni 1966 sagte der frühere Schulleiter FERDINAND SCHOLLMAYER, von dem unsere Klasse die letzten beiden Schuljahre in Griechisch unterrichtet wurde, als Schuldezernent auf der Dienstversammlung der Direktoren Starkenburgs: „Zu den Fortschritten der Wirtschaft und Technik können wir nur eine ganze Kleinigkeit beisteuern: 2500 Jahre europäischer

Kultur- und Geistesgeschichte schauen auf uns herab; sie haben uns zu dem gemacht, was wir sind, und sie wollen von uns gedeutet, erklärt und erfahren werden.³⁷

An anderer Stelle formuliert der ehemalige Schulleiter: „Humanistische Erziehung muss [...] die Erkenntnis lebendig erhalten, dass die griechisch-römische Kulturgeschichte das erste Kapitel unserer europäischen Kulturgeschichte ist, deren Betrachtung und Bewertung ohne Würdigung ihrer Abhängigkeit von diesem gemeinsamen Anfang undenkbar ist. Dieses erste Kapitel unserer europäischen Entwicklung nimmt also die Betrachtung der wesentlichen Grundlagen aller späteren „National-Kulturen“ zwangsläufig vorweg. Die Beschäftigung mit der Kultur der Antike ist daher keine im Rahmen der nationalen Erziehung mögliche Bildungsangelegenheit, sondern eine notwendige europäische Orientierung“.³⁸

China, das Latein und Europa

Eine interessante Stellungnahme zu den alten Sprachen kommt in diesem Zusammenhang von weit her. LIU XIAOFENG, ein einflussreicher Pekinger Bildungspolitiker, hat kürzlich vorgeschlagen, im roten Reich Latein und Altgriechisch zu unterrichten – ganz im Sinne HUMBOLDTS. HOMER, PLATON, CAESAR und CICERO – alles sollte unterrichtet werden. Nur wer die geistigen Wurzeln des Abendlandes begreife, meint der chinesische Professor, kann es überholen.³⁹

Dies hat ohne Zweifel mit dem zu tun, was der Unterricht in den alten Sprachen über das rein Sprachliche hinaus vermittelt, eine kritische Distanz zum gegenwartsverhafteten Denken durch die Konfrontation mit anderen Wertssystemen in anders strukturierten Sprachen und den Gewinn philosophischer Grundkenntnisse. Hierdurch wird in unserer ganz anderen Welt ein gewisser Freiraum für die eigene Person vermittelt, der das Durchdenken existentieller Fragen fördert. Die Reflexion über sich selbst durch die Begegnung mit einer sprachlich und historisch anderes geformten Kultur und Gesellschaft hat Europas Wesen bis heute geprägt und dem Individuum mehr Chancen eingeräumt als jede andere Hochkultur. Diese gilt auch für die

geistige Kultur unseres Landes. Die Grundidee des humanistischen Gymnasiums bedeutet eine unerhörte Provokation für unsere so ganz auf das Tun und Handeln ausgerichtete Zeit, in der Wissen fast ausschließlich um seines Machtcharakters anerkannt und gefördert wird.³⁹

Dass dieses Gymnasium trotzdem nicht weltfremd war, zeigt die für viele heutige Zeitgenossen sicher erstaunliche Tatsache, dass das einseitige Profil des deutschen Gymnasiums dem Aufstieg Deutschlands zur führenden Wissenschaftsnation der Welt am Ende des 19. Jahrhundert und darüber hinaus nicht geschadet hat. Fast im Gegenteil: Bis 1933 errangen deutsche Wissenschaftler, oft humanistisch gebildet, gerade in den Naturwissenschaften mehr Nobelpreise als die Gelehrten jeder anderen Nation.

Dass Schüler des LGG, des nach der Lateinschule in Marburg ältesten Gymnasiums Hessens, trotz des scheinbar übertriebenen altsprachlichen Profils zum deutschen Geistesleben erheblich beigetragen haben, mögen Namen wie GEORG BÜCHNER, JUSTUS VON LIEBIG, GEORG CHRISTIAN LICHTENBERG, JOHANN HEINRICH MERCK, GEORG GOTTFRIED GERVINUS, ERNST ELIAS NIEBERGALL und STEFAN GEORGE bezeugen.⁴¹

Berufliche Erfahrungen mit dem Latein

Als Altsprachler mit jahrzehntelanger Erfahrung im Lateinunterricht in allen Schulstufen in Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen, später u. a. an der Universität Münster mit Kursen betraut, die zum Latinum führten, vorher als wissenschaftlicher Assistent für mittelalterliche Geschichte in Heidelberg sowie als Dozent für die Geschichte der Juden in Münster häufig mit lateinischen Texten zur antiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte der Juden befasst, schließlich auch durch zwei umfangreiche lateinische Editionen im *Corpus Christianorum. Series Latina* (Nr. 58A und 58B) ausgewiesen, habe ich in Unterricht, Lehre und Forschung viele Erfahrungen gesammelt.

Einige aus dem Universitätsbereich seien kurz mitgeteilt: Um meinen Studenten die Angst vor der am Ende des Semesters drohenden unvermeidlichen Lateinklausur zu nehmen, ging ich bei meinen Proseminaren in mittelalterlicher

Geschichte an der Universität Heidelberg in den 1970er Jahren wegen der spürbar geringer werdenden Lateinkenntnisse später dazu über, in der Mitte des Semesters die Lateintexte, die ich noch für mein Thema brauchte, auszugeben mit dem Versprechen, daraus die Schlussklausur vorzulegen. Dankbar und hochofret bildeten sich sofort Übersetzungsgruppen. Einmal kam es vor, dass ein Student den von mir gekürzten Text mit den nur im ausgegebenen Volltext stehenden Zwischenteil „übersetzte“. Er hatte den Text offenbar weitgehend auswendig gelernt und nicht bemerkt, dass er gekürzt war.

Ende der 1980er Jahre übersetzte ich wegen des immer massiveren Rückgangs der Lateinkenntnisse bei meinen geschichtlichen Übungen an der Universität Münster alle lateinischen Texte, die zu besprechen waren, vorher selbst und gab sie den Studenten als Quellentexte in die Hand. Um meine inhaltlichen Ziele zu erreichen, hätten wir sonst zuviel Zeit verloren.

Bei frühneuzeitlichen Quellendokumentationen ging ich in jüngster Zeit dazu über, den lateinischen Passagen Übersetzungen beizugeben. Bei gedruckten Übersetzungsversuchen auch renommierter Historikerkollegen stieß ich auf peinlichste Fehler. Latein ist nach meinem Eindruck weithin auch an den Universitäten außerhalb der altphilologischen Seminare am Ende.

Ein Berliner Kollege schrieb 2009 treffend u. a.: „Normalerweise genügt schon der Hinweis auf erforderliche Lateinkenntnisse, um die Teilnehmerzahl einer mediävistischen Lehrveranstaltung klein zu halten.“⁴²

Anregungen zur Besserung

Trotz aller Erfahrungen in einem weit über 60 Jahre mit Latein befassten Leben maße ich mir natürlich nicht an, den heutigen Lateinunterricht reformieren zu wollen. Einiges für einen sinnvollen Spracherwerb halte ich aber für unabdingbar.

Ohne einen Grundwortschatz, der festgelegt werden sollte, ist keine Sprache sinnvoll zu betreiben. Er bräuchte m. E. nicht besonders umfangreich sein. Gäbe man alle in einem Text über diesen Grundwortschatz hinausgehenden vorkommenden Wörter an, könnte man auf

das Wörterbuch verzichten. Desgleichen ist für einen gebildeten Menschen, was ein Abiturient eigentlich sein sollte, vorauszusetzen, dass er die Rechtschreibung in seiner Muttersprache auch ohne Duden oder ein anderes Wörterbuch beherrscht.

Für die Übersetzung aus dem Lateinischen sollte für „Normallateiner“ ein leichter Originaltext gegeben werden können, für einen Teilnehmer an einem Leistungskurs ein mittelschwerer Text etwa im Schwierigkeitsgrad des 2009 vorgelegten *SENECA*-Textes mit etwa 200 Wörtern, also erheblich weniger als 1957, aber etwas mehr als 2009. Meines Erachtens ist ohne diese Kenntnisse und Fertigkeiten das zugegebene mühsame Erlernen des Lateinischen kaum sinnvoll. Kriterium für das Fach im Abitur, eigentlich schon für das Latein, kann nur die Fähigkeit sein, einen lateinischen Text in angemessenes Deutsch zu übertragen, wie es auch die Aufgabenstellung des Abiturtextes 2009 fordert. Genau dies wird auch in den Lateinuskursen an den Universitäten verlangt. Nur diese Fähigkeit ist für die Studienfächer gefragt, die Lateinkenntnisse fordern. Alles andere ist Beiwerk. Interpretationen, Versmaße, Stilfiguren, Erhellungen des sprachlichen, philosophischen und historischen Hintergrunds der Texte sind zentral wichtig für den altsprachlichen Unterricht. Sie sollten in die Jahresdurchschnittsnote einfließen. In der Reifeprüfung dürften sie aber keineswegs den hohen Stellenwert haben, den die Interpretationen im heutigen deutschen und hessischen Abitur einnehmen. Sie haben im heutigen Lateinabitur ohnehin vor allem die Funktion, die Noten zu liften⁴³, wie dies auch für den Gebrauch der Wörterbücher der Fall ist.

Notwendig erscheint eine gewisse Erhöhung der Stundentafel für das Fach. Sie sollte so beschaffen sein, dass ein durchschnittlich begabter Schüler die angestrebte Übersetzungsfähigkeit erreichen kann. Bei einer weiteren Reduzierung der Stunden kann nicht einmal der nach unten hin erreichte, ja wohl schon unterschrittene Mindeststandard gehalten werden. Jenseits dieses Maßes hat das Lateinlernen keinen Sinn mehr.

Das Ende des Latein an der Schule ist sicher das Ziel der vielen Gegner des humanistischen Gymnasiums und seiner Restformen in der bun-

desrepublikanischen Gesellschaft. Ich fürchte, diese Gegner werden noch in der nächsten Generation Erfolg haben.

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung und das Ende des Lateins

Was Latein anbetrifft, ist das allgemeine Niveau in unserer Gesellschaft jetzt schon so niedrig, dass die wohl führende Tageszeitung der Republik, die FAZ, sich am 19./20. Juni 2010 dazu hergab, die „Lateinkenntnisse“ ihrer Leser mit primitiven Multiple-Choice Fragen, bei denen wie immer eine Lösung richtig war, zu „testen“ (!). Als Beispiel sei daraus die 12. Frage vorgeführt: „*Fabrum esse suae quemque fortunae*“. Was heißt dies auf Deutsch: a. Jeder ist seines Glückes Schmied, b. Das Glück ist mit den Dummen, c. Glück im Spiel, Pech in der Liebe?“. Vielleicht sind solche „Tests“ in 50 Jahren die Form der für unsere Gesellschaft hinreichenden Lateinkenntnisse, eine Spielerei für Quizsendungen im Fernsehen neben den dort üblichen Fragen nach Hollywoodstars und Schlagertexten. Dies wäre dann das endgültige Ende einer jahrhundertelangen europäischen und deutschen Geisteskultur, die anderswo, wie das Beispiel aus China zeigt, neuerdings als Grundlage der in der Welt einzigartigen Stellung Europas geschätzt wird.

Anmerkungen

- 1) Bei Rudolf Allmanritter: Die Lehrer der Schule 1629-1979, in: Ludwig-Georgs-Gymnasium Darmstadt. Festschrift zur 350-Jahr-Feier 1979, o. J. (1979), S. 30-95, ist Alexander Friedrich (1843-1906) als Nr. 146, S. 53 zu finden. Der Abiturjahrgang 1905 war seine vorletzte Klasse.
- 2) Vgl. Wilfried Stroh, der heute wohl bekannteste Latinist Deutschlands, urteilte über die Qualität des Lateinabiturs des damals 17jährigen Karl Marx 1835: „Kaum einer unserer Studenten, die heute in Deutschland ihr Staatsexamen ablegen, um als Lateinlehrer ans Gymnasium zu gehen, hätte die Chance, [...] mit Karl Marx auch nur das Abitur zu bestehen.“, aus: Wilfried Stroh: Latein ist tot, es lebe Latein! Kleine Geschichte einer großen Sprache, München 2007, S. 251.
- 3) Rainer Bölling: Kleine Geschichte des Abiturs, Paderborn 2010, S. 18.
- 4) Ebd. S. 30.
- 5) Ebd. S. 34.

- 6) Ebd. S. 37, vgl. S. 35. Vergleichsweise sei bemerkt, dass 1979 Schüler, die mit Latein in Klasse 5 beginnen und in der Oberstufe den Leistungskurs wählen, auf eine Gesamtwochenstundenzahl von 38 kommen, aus: Jürgen Marwitz: Die „klassischen“ Sprachen, in: Festschrift, wie Anm. 1, S. 212-215, hier S. 215 Anm. 4.
- 7) Bölling, wie Anm. 3, S. 139-140.
- 8) Ebd. S. 41.
- 9) Ebd. S. 42.
- 10) Ebd. S. 79.
- 11) Ebd. S. 83.
- 12) Ebd. S. 150.
- 12a) Abitur. Prüfungsaufgaben mit Lösungen. Latein. Grund- und Leistungskurs. Gymnasium Gesamtschule. Hessen 2007-2009, 2. neu bearbeitete und ergänzte Auflage, Freising 2009.
- 13) Erich Klingelhöfer: Hoffnung oder Illusion? – Gedanken zur Schulentwicklung der letzten Jahrzehnte, in: Festschrift, wie Anm. 1, S. 95-140, hier S. 108.
- 14) Bölling, wie Anm. 3, S. 23. Eine ähnliche Steigerung hatte schon zwischen 1925 und 1933 stattgefunden, als die Zahl der Abiturienten von 17.883 auf 43.599 answoll, vgl. ebd. S. 20.
- 15) Ebd. S. 106.
- 16) Zum Problem vgl. Hans-Werner Fuchs: Gymnasialbildung im Widerstreit, Frankfurt 2004, S. 369.
- 17) Ebd. S. 375.
- 18) Bölling, wie Anm. 3, S. 106-109.
- 19) Marwitz, wie Anm. 6, S. 215.
- 20) Zitiert nach Klingelhöfer, wie Anm. 13, S. 120.
- 21) Ebd. S. 115-119. Zur Entwicklung am LGG in dieser Umbruchszeit vgl. Gerald Riebel: Anmerkungen zur Geschichte der Schule, in: Festschrift, wie Anm. 1, S. 83 Anm. 27.
- 22) Bölling, wie Anm. 3, S. 134.
- 23) Ebd. S. 135.
- 24) Ebd. S. 135.
- 25) Ebd. S. 125-126.
- 26) Vgl. Tobias Hoymann: Umdenken nach den PISA-Schock, Marburg 2005; Bölling, wie Anm. 3, S. 123.
- 27) Bölling, wie Anm. 3, S. 129-131.
- 28) Fuchs, wie Anm. 16, S. 390.
- 29) Bölling, wie Anm. 3, S. 181.
- 30) Ebd. S. 152-153; vgl. auch S. 182.
- 31) Ebd. S. 181.
- 32) Für clevere Abiturienten, die sich mit stoischer Philosophie etwas beschäftigt, dazu das Nötige von Cicero und Stilfiguren gehört haben, halte

ich dies für nicht ganz unmöglich, zumal auch die Lösungen der in Frage 3 geforderten Benennung der fünf Stilfiguren aus dem Vergleich des zu übersetzenden Textes und der ausgegebenen Arbeitsübersetzung mit Hilfe des Wörterbuches der deutschen Rechtschreibung und den dort gegebenen Erklärungen für die Fachbegriffe nicht ausgeschlossen erscheint. In der hier auf die Spitze getriebenen Bewertung ist also ein schwaches Ausreichend (4-) ohne Lateinkenntnisse in einem Leistungskurs Latein in Hessen im Grenzfall möglich.

- 33) Vgl. Karl Dilthey: Geschichte des Großherzoglichen Gymnasium in Darmstadt, Darmstadt 1829, zitiert nach: Festschrift, wie Anm. 1, S. 34-35. Hier heißt es unter der Überschrift „De pietate, moribus et officiis communibus“ § 9: „Sermo scholasticorum in superioribus classibus latinus sit tam in Paedagogio quam extra idem. § 10: Qui sermone alio utuntur, quam latino, qui impudico, pro peccati genere puniantur.
- 34) Riebel, wie Anm. 21, S. 32 Anm. 1, vgl. Rudolf Becker: Statt eines Vorwortes: In alten Festschriften geblättert, in: Festschrift, wie Anm. 1, S. 7-29, hier S. 11.
- 35) Abgedruckt bei Dilthey, wie Anm. 33: Faksimile einiger Seiten daraus, in: Festschrift, wie Anm. 1, S. 34-37.
- 36) Vgl. Anm. 33.
- 37) Zitiert nach Klingelhöfer, wie Anm. 13, S. 95–140, hier S. 95-96.
- 38) Becker, wie Anm. 34, S. 25.
- 39) Thomas Darnstädt in einem SPIEGEL-Artikel 28/2010, zitiert nach „Forschung & Lehre“, 17. Jahrgang 8/10, S. 551.
- 40) Schollmeyer, zitiert nach Becker, wie Anm. 34, S. 27.
- 41) Dass das LGG auch an den Abiturienten des Jahres 1957 seine Pflicht getan hat, beweist die Tatsache, dass fast alle 29 Schüler der O I b ein akademisches Studium abgeschlossen, zwölf auch den Doktorgrad erworben haben, in der Mehrzahl übrigens im naturwissenschaftlichen Bereich.
- 42) Matthias Lawo: Sprache der Macht – Macht der Sprache, in: Die Goldene Bulle. Politik – Wahrnehmung – Rezeption, Band 1, Berlin 2009, S. 517-550, hier S. 540.
- 43) Bölling, wie Anm. 3, S. 151.

Anhang

Zu dem Komplex schrieb ich den folgenden Leserbrief, der am 25. 10. 2010 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) veröffentlicht wurde:

Aus der Sicht des Latinisten

Leserbrief zum Artikel „Nivellierung der Ansprüche“ von HANS PETER KLEIN in der FAZ vom 14. 10. 2010

Der vernichtenden Analyse des Frankfurter Didaktikers Hans Peter Klein zum Zentralabitur im Fach Biologie kann ich aus der Sicht des Latinisten nur zustimmen.

Gegenüber dem Abitur vor 50 Jahren sind die Anforderungen im Abitur beim Übersetzen aus dem Lateinischen sicher um mehr als die Hälfte zurückgegangen. Dies belegt ein Vergleich des Lateinabiturs von 1957 am Ludwig-Georgs-Gymnasium in Darmstadt, dem ältesten Gymnasium Südhessens, mit dem hessischen Zentralabitur im Leistungsfach Latein 2009. In beiden Jahren wurde ein vergleichbarer Senecatext vorgelegt. Nur war der spätere um fast 40% kürzer. Ebenso einschneidend war die Benotung: während bei uns 1957 nur das reine harte Übersetzen gefragt war, machte 2009 ein Drittel der Note die Interpretation aus. Die Abiturienten dieses Jahres konnten im Gegensatz zu ihren Vorgängern 1957 über ein lateinisch-deutsches Wörterbuch verfügen sowie einen Duden, dessen Gebrauch die im Deutschen offenbar vorausgesetzten Rechtschreibmängel verdecken sollte. Wenn man noch bedenkt, dass 1957 eine ganz normale Abiturklasse geprüft wurde mit guten und schlechten Lateinern, 2009 dagegen die Lateinelite des Gymnasiums mit erhöhten Stundenzahlen während der Kursstufe, kann man nur ausrufen: *O jerum jerum jerum, o quae mutatio rerum!*

Reaktionen

Auf diesen Leserbrief erhielt ich eine Flut von Zuschriften, weil der massive Rückgang des Lateinischen bei stets besserer Benotung ja ein deutschlandweites Phänomen ist und sich nicht auf Hessen beschränkt.

Eine typische Reaktion aus Brandenburg sei ohne Anschrift und Schlussgruß, aber mit Einwilligung des Schreibers mitgeteilt:

„Mit großem Interesse habe ich Ihren Leserbrief gelesen. Es tut gut zu wissen, dass es noch Kollegen gibt, die den Finger in die Wunde der derzeit an Deutschlands Gymnasien herrschenden katastrophalen Verhältnisse legen.

Ich persönlich, Jahrgang 1959, Lehrer für die Fächer Latein und Griechisch an einem brandenburgischen Gymnasium, weiß aus Erzählungen älterer Kollegen während meiner Studienzeit in München von den geradezu erodierenden Kenntnissen in Lexik und Grammatik bezüglich der alten Sprachen in den 80er Jahren in Bayern. Verglichen mit den heutigen desaströsen Kenntnissen immer noch beachtenswert! Das Ende der Fahnenstange scheint aber noch immer nicht erreicht zu sein, obwohl ich mit jedem neuen Schuljahr glaube, dass das Niveau nicht mehr weiter sinken kann, ohne das Ganze als einzige Grotteske erscheinen zu lassen. Ich werde immer wieder eines Besseren belehrt.

Die Kollegen lügen sich die Sache schön und minimieren künstlich die Fehlerzahl, indem sie eine chaotisch übersetzte Satzkonstruktion in der Summe mit einem Fehler bewerten. Das Abfragen sogenannter Realien soll dann dem dümmsten, faulsten oder auch frechsten Schüler noch vermitteln, dass auch er ein Lateiner ist. Das Ganze wird dann mit einem pädagogisch-didaktischen Schutzmantel versehen, und schon haben wir

Lateinschüler in der Oberstufe mit guten bis sehr guten Noten. Ein einzige Farce!

Meine Meinung zur Situation der alten Sprachen, die sich nur marginal im Hinblick auf die einzelnen Bundesländer unterscheiden dürfte, ist die: Den ganzen Selbstbetrug mit dem Fach Latein sofort einstellen. Damit wäre dem Fach geholfen. Soll das Gymnasium mit dem Etikett seines Leistungsschwindels (Benützung von Wörterbüchern, Entwertung der Übersetzung, Abschaffung der Hinüberübersetzung, Fokussierung auf Realien) doch untergehen, aber bitteschön haltet das ehrenwerte Fach Latein aus diesem ganzen grotesken Szenario heraus!

Von Griechisch spricht schon niemand mehr. Ich bin der festen Übersetzung, dass das Fach Latein zeitversetzt denselben Weg gehen wird, den das bereits gestorbene Fach Griechisch schon hinter sich hat. Es wäre aber in Anbetracht der geschilderten Verhältnisse kein Verlust mehr. Die kopernikanische Wende, die die Didaktiker vollmundig vor mehr als 30 Jahren für die alten Sprachen ausgerufen haben, hat unter dem Etikett des Weiterführens der klassischen Sprachen deren Ende nicht aufgehalten, sondern nur zeitlich verzögert, allerdings zum Preis des totalen Niveauverlustes.

DIETHARD ASCHOFF, DETMOLD

Für Hermann Steinthal zum 85. Geburtstag

Hannibal ad portas! „Der Sieger, der verlieren musste“

Kontrafaktische Geschichtsbetrachtung auch im lateinischen Lektüreunterricht?

„Was hätte ein Toter mehr bei Delion bedeutet?“ „Was wäre geschehen, wenn sich die Weltgeschichte nicht durch das Nadelöhr von Salamis gezwängt hätte?“ „Hätte nicht KLEOPATRA so eine schöne Nase gehabt, wie anders wäre dann das ganze Antlitz der Erde geworden?“ „Was wäre ohne den von PILATUS verfügte Kreuzestod Christi aus dem Christentum geworden?“ Mit solchen Fragen beschäftigen sich heute durchaus seriöse Historiker. Man wird mit Recht dagegen halten: Was soll eine derart mit dem Irrealis operierende Geschichtsbetrachtung? Ist es nicht

verfehlt oder gar unwissenschaftlich, Geschichte unter dem konditionalen Vorzeichen „wenn“ zu beschreiben und zu bewerten? „Mit *wenn* lässt sich keine Geschichte machen“ hieß es früher im Volksmund. In der Tat. „Solche Entwürfe ungeschehener Geschichte waren vor zwei Jahrzehnten noch völlig unvorstellbar“. So schreibt der Althistoriker KAI BRODERSEN in der Einleitung des von ihm herausgegebenen Buches „Virtuelle Antike. Wendepunkte der antiken Geschichte“ (2000, 7). Erstmals hat sich wohl ALEXANDER DEMANDT, einer der namhaftesten Geschichtsforscher, 1984

in einem Traktat solchen „historischen Gedankenspielen“ zugewandt.

Heute erfreut sich eine solchermaßen praktizierte Geschichtsbetrachtung eines großen Interesses. Der amerikanische Militärgeschichtler ROBERT COWLEY hat 2006 einen fünfhundertseitigen Bestseller mit dem Titel „Was wäre geschehen, wenn?“ herausgegeben, in dem renommierte Historiker „Wendepunkte der Weltgeschichte“ von der anderen Seite her beleuchten. Unter dem Titel „A World that Might Have Been“ hat kürzlich in „The New York Times“ der Engländer ROGER COHEN diese Forschungsrichtung „What if?“ vorgestellt. Zuletzt erschien 2010 wiederum von ALEXANDER DEMANDT das Buch „Es hätte auch anders kommen können. Wendepunkte deutscher Geschichte“. Was diese Forscher betreiben, nennt man „virtuelle Geschichte“, „alternative Geschichte“, „ungeschehene Geschichte“ oder – mit einem neu geschaffenen Terminus – „kontrafaktische Geschichte“. Der Begriff zeigt an, dass zu einem tatsächlich vollzogenen Geschehen, einem Faktum, ein alternativer Entwurf dagegen (*contra*) gesetzt wird, und zwar in historischen „Entscheidungssituationen“, „Schlüsselereignissen“, wo sich zwei Optionen von Geschehensabläufen anbieten.

Man spielt dann an solchen „Wendepunkten der Geschichte“ in der Phantasie, in der Vorstellung die andere Möglichkeit durch, die sich wahrscheinlich ergeben hätte, wenn sie zum Tragen gekommen wäre. Diese wahrscheinliche Annahme, diese Hypothese muss sich natürlich an die realistischen Möglichkeiten, an angebbare Zeitbedingungen, an die nachvollziehbaren Kausalzusammenhänge halten. Verfehlt wäre etwa – um krasse Beispiele zu wählen – die Annahme, PLATON wäre, wenn SOKRATES bei Delion gefallen wäre, als Rhapsode durch die Länder des Mittelmeerraumes gezogen oder die Perser hätten nach einem Sieg bei Salamis das widerspenstige Germanien mit Raketen angegriffen. Dagegen ist die geäußerte Überlegung durchaus überzeugend, dass, wenn PILATUS Christus nicht zum Kreuzestod verurteilt hätte, das Christentum kaum zur Religion des römischen Reiches und damit zur Weltreligion geworden wäre. Kontrafaktische Geschichte ist weit entfernt von Utopie, *Science-*

Fiction oder historischem Roman. Sie muss dem Kriterium der Plausibilität standhalten.

Man kann den Befund „der offenen Momente“ der Weltgeschichte bewusst ins Lächerlich-Groteske verzerren, was neuerdings der bekannte Politologe JOHANO STRASSER getan hat. Schon der Titel seines Buches: „Kolumbus kam nur bis Hannibal“ verrät es; nur eine Andeutung des bizarren Gedankenspiels mit der Frage: „Was wäre, wenn ...?“ ist in der Behauptung Strassers gegeben: „Hätte Cäsar am Morgen der Iden des März Kopfschmerzen gehabt, wäre er wahrscheinlich ein Jahr später der erste römische Kaiser gewesen.“

Hannibal – Akteur in einer weltpolitischen „Entscheidungssituation“

Vor dem Hintergrund der angedeuteten neuen Art von Geschichtsbetrachtung lässt sich angemessen verstehen, was in dem geflügelten Wort „*Hannibal ad portas!*“ zum Ausdruck kommt. Es ist gewissermaßen Chiffre für eine weltpolitische Entscheidungssituation, für einen offenen Moment, für einen Wendepunkt der antiken Geschichte, an dem sich zwei alternative Optionen für die Zukunft der Welt anboten. Der Entscheidungsträger ist Hannibal, der Feldherr Karthagos: Eine Machtfigur aus dem Osten mitten im aufstrebenden Italien, also in einem Land, das sich anschickte, sein Weltimperium vom Westen, vom „Abendland“ aus zu begründen.

In Hannibal begegnen wir auch dem „Muster des Barbaren“. Als ein Mann des Ostens, von semitischer Herkunft, jedoch von hellenistischer Bildung berührt, verkörperte er den Antirömer. Das von den Griechen erdachte und von den Römern übernommene Antithese-Schema „Hellenen – Barbaren“ sah man in seinem Auftritt auf der Bühne der Welt damals verwirklicht. Der Barbar Hannibal war – wie einst die Perser bei Marathon und Salamis – darauf aus, die Kultur des Westens zu vernichten. Zu seiner Zeit wurde diese von den Römern repräsentiert. Hannibals Angriff auf die Römer ging von Karthago aus, einer Stadt in Nordafrika, die etwa zu Beginn des 8. Jh. v. Chr., also fast gleichzeitig mit Rom gegründet worden war, und zwar von Phönikern, die sich aus ihrer Heimat in Asien (am Ostrand des Mittelmeeres) nach Westen hin umgesiedelt hatten.

Die „Punier“, von den Römern als die „Phöniker“ Nordafrikas so benannt, hatten gleichfalls das den Ostvölkern eigene „despotische Gen“, das Streben nach Herrschaft, nach Weltmacht in die neue Stadt mitgebracht. Zwangsläufig mussten sie mit den Römern, die zur selben Zeit und im selben Raum ihre imperialen Ambitionen durch Krieg und Eroberung zu verwirklichen suchten, in Konfrontation geraten. Sizilien wurde zum Zankapfel. HAMILKAR, der starke Feldherr der Punier, von den Römern „Barkas“ genannt, weil er so schnell und hart wie ein „Blitz“ zuschlug, wurde zum Todfeind der Römer. Sieg und Niederlage zwischen beiden Völkern wechselten ab. Mit einer neuen Strategie glaubte Hamilkar die Römer in die Knie zu zwingen, nämlich durch die Besetzung der reichen Halbinsel Spanien.

Hannibals Leben auf „ewigen Römerhass“ programmiert

Kurz vor dem Aufbruch dorthin kam Hamilkars Sohn Hannibal, eben erst neun Jahre alt geworden, ins Spiel. Es ereignete sich ein Akt, der das Leben des Jungen für alle Zeit „fixierte“, unveränderbar auf eine Haltung festlegte. Die römische Überlieferung stellt dieses Ereignis nachdrücklich, in breiter Anlage und mit der unverhohlenen Absicht der Leserlenkung dar, und zwar in Form einer Biographie, die CORNELIUS NEPOS (1. Jh. v. Chr.) geschrieben hat, und ebenso innerhalb einer Universalgeschichte Roms „*Ab urbe condita*“, die von TITUS LIVIUS aus dem 1. Jh. n. Chr. stammt. Der hier evozierte Eindruck sollte, so der Wille der Autoren, für das Gesamtbild des karthagischen Feldherrn von ausschlaggebender Bedeutung sein. Inwiefern?

NEPOS beginnt seine Biographie ganz untypisch vom Lebensende des Mannes her. Hannibal war auf der Flucht vor den Römern von Karthago nach Kleinasien gekommen und hatte dort 195 v. Chr. in Syrien bei König ANTIOCHUS III., dem Großen, dem mächtigsten König Vorderasiens, Unterschlupf gefunden. Von dort aus wollte er seinen Kampf gegen die verhassten Römer fortsetzen. Das Stichwort „Hass“ beherrscht das Gespräch, in dem Nepos die Leser unmittelbar mit dem „Helden“ konfrontiert. Hannibal hatte König Antiochus zum Krieg gegen Rom aufge-

hetzt, und römische Gesandte waren nahe daran, den Ostherrscher wieder umzustimmen. Da berichtete der Karthager in einer Sonderaudienz dem Gastgeber von seiner Antipathie gegen Rom, von „seinem Römerhass“ (*suum odium in Romanos*) und von der Ursache dafür, nämlich einem Eid. Dieser Erzähltrick gibt Nepos die Gelegenheit, in einer Art Rückblende in die Kindheit des Helden die Eidverpflichtung in direkter Rede, also mit dem stärksten Mittel der Dramatisierung zu vergegenwärtigen (Hannibal 2,3-6). Hannibal berichtet von einer Szene, die sich im Tempel des Baal, des höchsten karthagischen Gottes abspielte.

Die Eidszene ist auf die Dramaturgie des Gesprächs zwischen Vater und Sohn angelegt. Hamilkar ist der Agierende mit Forderung und Befehl, Hannibal der Reagierende – jeweils mit Zustimmung und Gehorsam. Der Vater stellt die Bedingungen: „Willst du mitfahren? Aber nur, wenn du mir ein Versprechen gibst! Lass dich an den Altar führen und lege deine Hand darauf! Schwöre, dass du mit den Römern niemals ein freundschaftliches Verhältnis eingehen wirst!“ Dieser Eid, zu dem ihn sein Vater überredet oder besser: gezwungen hat und den er bis in das Alter gehalten hat, sollte für Antiochus die Garantie sein, in Hannibal einen zuverlässigen Mitstreiter gegen Rom zu haben. An seiner Treue in der Feindschaft gegen Rom sollte jeder Zweifel absolut unmöglich erscheinen, „jedes Misstrauen sollte entkräftet werden“ (WILHELM HOFFMANN, 1974, 42f.). Warum? Was Hannibal für Rom empfindet, ist sein abgrundtiefer, persönlicher Hass, der ihm, wie von Nepos bereits vor dieser Szene erwähnt, „gleichsam als Erbe von seinem Vater mit auf den Lebensweg gegeben ist“ (*velut hereditate relictum odium paternum erga Romanos*, 1,3). Der Vater hat seinen Sohn als Menschen auf den Römerhass fixiert; „er ist von Jugend an damit ‚imprägniert‘“ (H.-J. GLÜCKLICH/S. REITZNER, 1985, 18).

Nepos schreibt ja schon vorher, den quasi ererbten Hass habe er so bewahrt, dass er eher seinen Geist als ihn aufgegeben hätte (*ut prius animam quam id deposuerit*, 1,3). „Der Hass gleicht einem Geschlechterfluch, der Hannibal in die Katastrophe führen wird. Hannibal will

lieber sterben als in Frieden mit Rom leben.“ (JENS MÜLLER, 2000, 50) Dadurch ist das Leben des Helden gewissermaßen von Kindheit an auf sein Ende hin programmiert. „Der Hass gegen Rom wird ... zur bestimmenden Komponente in seinem Leben. Aus dem berühmten Eid des neunjährigen Jungen, immer die Römer zu hassen, wird alles weitere Planen und Handeln Hannibals abgeleitet und letztlich von hier aus seine ganze Erscheinung begriffen.“ (HOFFMANN, 8)

Wie sieht das Leben eines Menschen aus, das vom Vater von allem Anfang an nur unter diese eine Bedingung (zu hassen) gestellt, letztlich also manipuliert wurde? Im Leser erzeugt der Bericht Aversion gegen den Vater Hamilkar, überhaupt gegen die Punier. Der Text ist psychagogisch angelegt. Man fragt sich automatisch: Gehört etwa die ideologische Fixierung eines Kindes dem ‚Ethos‘ eines unrömischen Barbarentums an? Damit hätten die Römer, die sich ja dieses Verhaltensmuster ausgedacht und auf die Karthager projiziert haben, ihre Gegner moralisch disqualifiziert, als Unmenschen hingestellt. Das Kontrastschema Römer – Barbaren ist im römischen Imperium vorherrschend geworden. Solche Raffinessen gehören, wie man mittlerweile weiß, zu jeder Feindbild-Ideologie. Das evozierte Feindbild eben: Hannibal – der ewige Römerhasser.

Im Geschichtswerk des TITUS LIVIUS wird dieser Befund bestätigt; er hat das Ereignis, von dem niemand weiß, ob es tatsächlich stattgefunden hat, in seine 800 Jahre umfassenden Annalen aufgenommen, um eben diese ideologische Wirkung zu erzielen. Selbst in der objektiveren Fassung eines Geschichtswerkes wird deutlich, dass Hannibal bereits als Kind vom Vater auf die lebenslange Feindschaft gegen die Römer eingeschworen worden ist. Insofern hätten sich diese Barbaren im Norden Afrikas als permanente Gefahr für das Imperium Romanum erwiesen und ihr Exponent, der durch heiligen Eid verpflichtete „Romhasser“ Hannibal, sei deshalb zum größten „Bedroher“ Roms geworden. Livius' historischer Rückblick vermittelt nicht anders als die Nepos-Biographie mit voller Absicht diesen Eindruck. Für die Römer war Hannibals „Kindeseid“ die Schlüsselszene in dessen Leben.

Hannibals sensationelle Entscheidung

Mit der Last dieses Eides im Tornister zog dann der neunjährige Hannibal mit seinem Vater nach Spanien. Nach dessen Tod wurde HASDRUBAL als Nachfolger gewählt und Hannibal erhielt das Kommando über die Reiterei. Nach Hasdrubals Ermordung übertrug ihm das Heer den Oberbefehl; diese „Beförderung“ wurde in Karthago öffentlich bestätigt. Auf diese Weise, noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, zum Oberkommandierenden gemacht, unterwarf Hannibal in den nächsten drei Jahren alle Stämme Spaniens. Die Festung Sagunt wurde trotz ihres Bündnisses mit den Römern im Sturm gebrochen. Drei große Heere wurden aufgestellt, eines für Afrika, das zweite blieb unter anderer Führung in Spanien, das dritte begleitete Hannibal nach Italien.

Beim Übergang über den Ebro in Richtung Gallien brachte Hannibal eine längst in sich entdeckte Veranlagung zur Entfaltung, nämlich die Sehnsucht, es ALEXANDER, dem Welteroberer, gleich zu tun. Wie dieser hatte er Herakles zum Idol. Vor Beginn seines Zuges hatte Hannibal noch in Spanien im Melkart-Heiligtum – der phönikische Gott Melkart wurde mit Herakles gleichgesetzt – ein Opfer dargebracht. Zudem führte „der Punier immer eine Herakles-Statuette mit sich, die einst LYSIPP als Tafelschmuck für Alexander den Großen geschaffen hatte“ (KARL CHRIST, 2003, 54). Römerhass und Weltherrschaftsambition zusammen erweckten in ihm eine geradezu „übernatürliche“ imperiale Energie: Hannibal so groß wie Alexander, so stark wie Herakles. ERNST KORNE MANN (Bd.1, 207) hat Alexander und Hannibal zu den „Titanen der antiken Geschichte“ erklärt, die zu „Weltgrößen“ geworden seien.

Sein Vorbild trieb in der Folgezeit Hannibal zu bislang noch von niemandem erbrachten, ja sensationellen Leistungen. Er führte seine gewaltige Armee zusammen mit afrikanischen Elefanten durch das Hochgebirge der Alpen, „die bis dahin als unüberwindbar geltende Gebirgskette“ (LEOPOLD VON RANKE), mitten im Winter in Richtung Italien, mit unsäglichem Anstrengungen, die die erschöpften Soldaten zu Resignation und Verzweiflung führten und die Elefanten der Reihe nach abstürzen ließen.

Livius schreibt: „Die Leute waren so vieler Leiden überdrüssig und müde; auch jagte ihnen der Schneefall gewaltigen Schrecken ein. Alles war von Schneemassen bedeckt. Als der Heereszug bei Morgengrauen aufbrach und sich träge durch diese Gegend schleppte und als allen Erschöpfung und Verzweiflung in den Gesichtern stand, da trat Hannibal auf einem Felsvorsprung, von wo aus ein weiter Blick herrschte, vor die Feldzeichen, ließ die Soldaten Halt machen und zeigte auf Italien und die unter den Alpenbergen liegenden Ebenen diesseits und jenseits des Po und machte ihnen klar, dass sie da die Mauern nicht nur Italiens, sondern auch der Stadt Rom übersteigen würden. Alles Übrige werde ebenes Gelände sein und nach unten führen.“ (*Ab urbe condita* 21, 35,6-9)

Hier wird aus dem Blickwinkel des römischen Historikers deutlich, was das Urmotiv von Hannibals Eroberungsstrategie war: vom Norden her, von der vermeintlich geschützten Seite her nicht nur „die Mauern“ Italiens sondern auch die „Mauern Roms“ zu übersteigen (*moenia Italiae – urbis Romae transcendere*). Hannibal hatte es – so Livius – auf Rom, auf das Zentrum der um die Vorherrschaft im Mittelmeerraum konkurrierenden Stadt, abgesehen. Der Römerhasser erscheint hier in der ihm in den Mund gelegten Rede als Roms Todfeind schlechthin. Noch nach über zwei Jahrhunderten ist im Livius-Text etwas von dem damals unter den Römern aufkommenen Angstsyndrom zu spüren.

Wie es dazu kommen konnte, zeigen die Ereignisse nach Hannibals auf den Höhen der Alpen gehaltenen Rede. Nach dem erfolgreichen Abstieg in die Poebene eilte der Punier in einem Blitzkrieg nach Süden, von Sieg zu Sieg. Nepos beschreibt diese Taten Hannibals mehr oder weniger ausführlich. Alle ihm entgegentretenden Heere der Konsuln wurden geschlagen. Der Punier hatte immer die bessere Taktik und auch die stärkere Motivation. Sogar als er nach seinem kühnen Sieg im Kessel am Trasimenersee durch Krankheit am rechten Auge fast erblindet war, war sein Eroberungsdrang ungebrochen. Bei seinem Zug in den Süden, bei dem ihm niemand Widerstand leistete, verweilte er in den nahen Bergen bei Rom und begab sich dann nach

Capua. Sein größter Sieg war der in der Schlacht bei Cannae 216 v. Chr.

Auch dieser Sieg war ein Erfolg seiner Feldherrnkunst. Zahlenmäßig weit unterlegen, schlugen die Karthager das gewaltige, aus den letzten Reserven zusammengestellte Heer der Römer in einem grässlichen Massaker. 60.000 römische Legionäre sollen ihm zum Opfer gefallen sein. „Es ist vielleicht nie ein Heer von dieser Größe so vollständig und mit so geringem Verlust des Gegners auf dem Schlachtfeld vernichtet worden.“ So THEODOR MOMMSEN. „Dem Punier gelang die Vernichtung der gesamten römischen Wehrmacht.“ (DEMANDT, 2010, 38). Italien war erobert, das Imperium Romanum lag – trotz Aufbietung aller Verteidigungskräfte – am Boden.

Hannibal vor den Toren Roms

Nur Rom, die Hauptstadt, war noch in römischer Hand. Hannibal griff es nicht sofort an. Erst 211 zog er mit seinen Truppen gegen die Stadt. Nach gesicherten historischen Erkenntnissen stand er mit seinen Reitern unmittelbar vor den Toren Roms. In dieser Situation muss in Rom der Angstschrei „*Hannibal ad portas*“ entstanden sein. CICERO hat ihn erstmals überliefert (*Phil.* 1, 11), da schon in seiner metaphorischen Bedeutung „Es besteht höchste Gefahr“. Die aus diesem Wort explodierende Angst kommt der gleich, wie sie sich in den Wendungen ausdrückt: „Die Perser kommen!“ „Die Gallier kommen!“ (in der Neuzeit etwa: „Die Russen kommen!“) „In Rom brach angesichts der enormen Verluste erneut Panik aus: die Bevölkerung erwartete einen Angriff Hannibals auf die Stadt“ (CHRIST, 81). POLYBIOS kommentiert die Lage drastisch: „Die Römer ... schwebten in großer Angst und Gefahr um sich selbst und um den Bestand ihrer Stadt, da sie erwarteten, Hannibal werde jeden Augenblick da sein, um sie von Grund auf zu zerstören.“ (*Historiae* III 118)

Aus einer LIVIUS-Stelle (26, 11, 2-4) ist zu entnehmen, dass man sich damals durchaus bewusst war, was in dieser Entscheidungssituation auf dem Spiel stand. Nahe am Tiber unweit vor Rom sollte es zu einer Schlacht kommen, die allerdings zweimal durch Unwetter verhindert worden sei. In dieser Schlacht sei, so Livius, „die Stadt Rom

der Kampfpfeis für den Sieger“ (*urbs Roma victori praemium*) gewesen. Es ging um Rom, um die Hauptstadt Italiens, um die Kommandozentrale des mit Karthago konkurrierenden Imperiums. Hannibal jedoch griff dieses Rom nicht an, wiewohl von seinen Generälen dazu gedrängt. Der Reiterführer MAHARBAL sagte ihm den Vorwurf ins Gesicht:

Maharbal „Tibi, Hannibal, nunc minime cessandum est. Hac pugna vero hoc actum est: Die quinto victor in Capitolio epulaberis. Sequere! Ego cum equitibus, ut Romani te prius venisse quam venturum esse sciant, praecedam.“ Hannibal: „Haec quidem res laeta est. Et voluntatem tuam, Maharbal, laudo. Sed ad consilium pensandum tempore opus est.“ Tum Maharbal: „Non omnia nimirum dei dederunt eidem: Vincere scis, Hannibal, victoria uti nescis.“ (Ab urbe condita 22,51, mit didaktisch begründeten Änderungen)

Natürlich ist dieser Disput eher Legende als historische Wahrheit. Sicher ist auf jeden Fall. Hannibal reagierte auf das Drängen Maharbals – wie gelähmt – überhaupt nicht. Später hat er, wie berichtet wird, es bereut, das Schicksal in dieser günstigen Lage nicht gezwungen, also sich für die falsche Option entschieden zu haben. Noch heute rätselt die Wissenschaft, was der Grund für Hannibals Verhalten war. Angst vor der gewaltigen Servianischen Mauer, die nach dem Galliereinfall 390 v. Chr. um die Stadt verstärkt worden war? Ehrfurcht vor der von Tempeln strotzenden, also von den Göttern geschützten Stadt? Oder aufkommende Mutlosigkeit „angesichts der Verfassung seiner erschöpften Truppen“ (CHRIST, 83)? Hier war Hannibal auf jeden Fall seinem Kindeseid, seinem Lebensprogramm untreu geworden, er hat seinen Vater, sein Vaterland verraten. „Hannibal verspielte“, wie JOACHIM KÄPPNER formuliert, „den Sieg ausgerechnet im Moment seines Triumphes, der Weltgeschichte schrieb.“ (SZ 13/14.6.2006). Wahr ist: „Hier stand in der Geschichte die dann folgenreiche Entscheidung auf des Messers Schneide.“ (DEMANDT, 2010, 18)

Hannibals Hass über den Tod hinaus

Rom blieb jedenfalls unzerstört, für die Zukunft erhalten. Hannibal holte man sehr bald nach

Karthago zurück. Dort wurde er 202 vom römischen Konsul PUBLIUS CORNELIUS SCIPIO, der später den Beinamen AFRICANUS erhielt, bei Zama geschlagen. Das war die endgültige Wende in Hannibals Leben. Von Karthago aus musste er nach Osten fliehen, dort zog er von ANTIOCHUS III., den er – wie oben erwähnt – vergeblich gegen Rom aufhetzte, zu König PRUSIAS weiter, wo er sich in einem Kastell, das ihm geschenkt worden war, verschanzte, wo er aber schließlich von den ihn gnadenlos verfolgenden Römern nach Verrat gestellt wurde. Er hat sich mit Gift das Leben genommen.

Bewahrheitet hat sich auch, was Hannibal dem Vater geschworen hatte. Er ist niemals ein Freund der Römer geworden. Er hat eher sein Leben als seinen Hass aufgegeben (*prius animam quam odium deposuit*). Er nahm sein *odium in Romanos* gleichsam mit ins Grab. Die Römer fühlten sich erst vor einem toten Hannibal sicher; erst wenn der von seinem Vater auf ewige Todfeindschaft programmierte Barbar vernichtet war, gab es für Rom die Garantie für die erträumte Zukunft eines Weltreiches. Die Wirkung von Hannibals Hass wirkte freilich weiter bis zur völligen Zerstörung Karthagos 146 v. Chr. Von da an erst hatte das Weltreich der Römer eine sichere Zukunft – über das Heilige Römische Reich deutscher Nation bis an die Schwelle des letzten Jahrhunderts.

Rom und Europa auf Messers Schneide.

Was wäre geschehen, wenn ...?

Wie lässt sich nun die historische Entscheidungssituation, die im heute geflügelten Wort „*Hannibal ante/ad portas*“ festgeschrieben ist, mit der Methode der „alternativen“ oder „kontrafaktischen“ Geschichte erfassen und bewerten? „Es ist eine angenehme Übung der Gedanken“, schrieb schon JOHANN GOTTFRIED HERDER 1787, „sich hie und da zu fragen, was aus Rom bei veränderten Umständen geworden wäre? Zum Beispiel wenn ... die Stadt von Hannibal erobert worden wäre?“ (Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit XIV, 6) Die Karthager hätten vom Süden her, also in Kämpfen zur See niemals Italien besetzen können. Hannibal entschied sich für den heldenhaften, herakleischen Akt des „Alpenangriffs“ auf Italien und Rom. Was wäre

geschehen, wenn er sich nicht dafür entschieden hätte? Rom wäre nicht in seiner Existenz gefährdet gewesen. Die Römer hätten sich aber auch nicht zu einer in der Verteidigung der Barbaren geschlossenen Gemeinschaft entwickelt. Eine gemeinsame Furcht vor den Puniern hätte die Römer nicht in ihrem imperialen Streben bestärkt und angetrieben.

Aufstieg oder Ende des Imperium Romanum

Der römische Imperialismus ist, so heute die vorherrschende Meinung der Forschung, erst durch Karthago zur vollen Entfaltung gebracht worden. Der Historiker KARL CHRIST schreibt in seiner Hannibalbiographie (81, 194), „dass die Römer von dieser Zeit an von einer geradezu pathologischen Furcht vor diesem Mann erfüllt waren“, dass aber „Hannibal durch seine Aktionen die entscheidenden imperialistischen Impulse provozierte, die mittelfristig nicht allein zum Untergang eines ‚freien‘ Karthago, sondern zum Untergang der gesamten hellenistischen Staatenwelt des mediterranen Ostens führten.“ Noch weiter ist HERDER in seinen Urteil gegangen: „Hannibal – ein Lehrer seiner Erbfeinde, der Römer, die von ihm die Welt zu erobern lernten.“ (A. a. O. XII, 6)

Man hat auf Seiten der Römer den *metus Punicus*, die „punische Furcht“, „den Barbarenschock“ für den eigenen imperialen Durchsetzungswillen instrumentalisiert. Hier war ohne Zweifel Feindbild-Propaganda am Werke. Das Feindbild des „Antirömers“ Hannibal hielt die Römer zusammen und machte sie zu erfolgreichen Eroberern. Die römische Herrschaftsideologie gründete ja auf der These, dass das kulturell höher stehende Volk von Natur berechtigt sei, die Minderen, also die Barbaren zu unterwerfen, „damit es ihnen besser gehe“ (vgl. Cic. *rep.* III 24, 36). Man könnte im Extrem sagen: Ohne Hannibals Herausforderung wäre das Imperium Romanum nicht zum Weltreich geworden.

Orient versus Okzident

Hätte aber Hannibal, der Romhasser und Herkules-Nachahmer, in der zweiten Entscheidungssituation, als er vor den Toren Roms stand, sich für den Angriff auf die Stadt entschieden, wäre das „ewige Rom“ (*Roma aeterna*) schon bald

nach seiner Geburt zu Ende gewesen. Zum Sieg gekommen wäre, was die Römer in Hannibal sahen: „der Widersacher der eigenen Kultur, der eigenen Zivilisation, der Exponent der Gegenwelt – Orient versus Okzident.“ (L.-M. GÜNTHER). „Der größte Antagonist gegen die aufkommende Römerherrschaft, welcher überhaupt gelebt hat“ (LEOPOLD VON RANKE), hätte das römische Imperium mit einem sich weithin ausdehnenden Kultur- und Zivilisationsraum verhindert. Dadurch wäre der Kulturtransfer über Rom nicht zustande gekommen, eine Romanisierung des „Westlandes“ wäre unterblieben. Der Mittelmeerraum wäre, so nimmt man an, unter phönikische oder gallische Herrschaft gekommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre das antik-griechische Geisteserbe in einer sich ausbildenden Ostkultur versunken, zumindest wäre es nicht, da es ja größtenteils durch Werke von Römern in den sich entwickelnden Kulturstrom eingeflossen ist, zum Fundament einer abendländischen Geistes- und Wertewelt geworden. Es hätte auch kein Europa als eigenständigen Kulturraum gegeben. Die Gebiete nördlich der Alpen, also das spätere Zentrum des Kontinents, lag noch völlig außerhalb des antiken Blickfeldes, war Barbarenland. Was daraus bei einem „alternativen“ Geschichtsverlauf wahrscheinlich geworden wäre, das zu erahnen bedürfte wohl der hellseherischen Fähigkeiten eines Nostradamus. Nach ALEXANDER DEMANDT (2010, 42ff.) etwa wäre der Norden „ohne die vielfältigen Einflüsse aus dem kulturell weit überlegenen Süden mehr oder weniger auf dem Stand des vorrussischen Sibirien verblieben“.

Hannibal erwies sich als die personifizierte Gegenkraft zu Europa – wie einst XERXES. Alles, was sich nach dessen Niederlage bei Salamis im „Westland“ und darüber hinaus geschichtlich bis heute verwirklicht hat, wäre knapp 300 Jahre später durch den semitischen Barbar blockiert worden. Ein Christentum hätte sich als „allumfassende“ Religion wohl kaum durchsetzen können. Rom als Zentrum des Kulturtransfers wäre ausgefallen. Den kulturellen Standard, den die Menschheit bis heute erreicht hat, gäbe es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht. Die Zivilisierung der Welt hätte, wenn es überhaupt eine solche gegeben hätte, eine ganz andere Richtung genommen.

Bedroher und Ermöglicher Europas

Die neuere Forschung gibt aber aus dem kontrafaktischen Blickwinkel der Bewertung Hannibals noch eine andere Richtung. Sie fußt auf einer Überlegung, die bereits LEOPOLD VON RANKE in seiner Weltgeschichte (Bd.2, 1922, 102) angestellt hat. Er deutet Hannibals Angriff auf Rom geradezu als epochalen Schritt in Richtung auf Europa. Mit seinem „Zug über die Alpen“, dem ein „welthistorischer Charakter“ zukomme, „durchbrach er als erster diese Grenzscheide; der punische Semit eröffnete der europäischen Kultur ihren Weg“ (107). Dass sich die römische Zivilisation über die Alpen hinweg nach Norden ausdehnte, dass sich später im Reich KARLS DES GROSSEN ein von römischer Kultur geprägtes Regnum Europae konstituierte, mag in der Tat indirekt in Hannibals extraordinärer Leistung mitbegründet sein. Damit würde Hannibal „zum Geburtshelfer“ der europäischen Kultur, er wäre also – so betrachtet – „kein bedrohlicher Zerstörer, sondern ein willkommenener ‚Ermöglicher‘ Europas“ (L.-M. GÜNTHER, 2004).

Soviel ist klar geworden: Der Wendepunkt der Weltgeschichte war beim Auftritt des „Titanen“ Hannibal komplex. Die antirömische Option war im einen Fall gut, im anderen Fall schlecht – aus römischer Perspektive. Hannibal hat das eine Mal (Alpenübergang) die für Rom gute gewählt, das andere Mal (Nichtangriff auf die Hauptstadt) die für Rom schlechte vermieden – von welcher irrationalen Macht auch immer getrieben. Für Rom, für das Imperium Romanum, für die abendländische Zivilisation und ihre bis heute dominierende Rolle auf dem Globus waren beide vom Barbaren getroffenen Optionen nicht nur förderliche, sie waren schicksalhaft notwendige Bedingungen.

Hannibal musste leben und zugleich rechtzeitig sterben, damit die Welt zu dem werden konnte, als was sie sich heute präsentiert. Er war ein oder der Bedroher und Beförderer Europas. Vielleicht ist die Paradoxie seines historischen Auftritts auf der Bühne der Welt in der lapidaren Balkenüberschrift, die JOACHIM KÄPPNER über seinen glänzenden SZ-Artikel gesetzt hat, zutreffend erfasst: „Der Sieger, der verlieren musste.“ Der Karthager war ohne Zweifel der weltgeschichtlich bedeutsamste „Barbar“ der gesamten Antike.

*

Historische Gedankenspiele wie die über die Entscheidungssituationen in Hannibals Leben und Handeln lassen sich gewiss als interessant und amüsant empfinden. Doch sie sind mehr. „Ungeschehene Geschichte“ könne nach DEMANDT (1984, 11) „wertvolle Aufschlüsse geben für die Gewichtung und Interpretation von Entscheidungssituationen und Kausalfaktoren sowie für die Begründung von Werturteilen.“ Ganz sicher schärft sich das Urteil darin, welches die Schlüsselereignisse der Weltgeschichte gewesen sind, welche Personen sich dabei als die Großen der Geschichte erwiesen haben. So etwa KAI BRODERSEN (7f.). Insofern erweitert sich auch das historische Wissen. Zudem: Man bekommt Einblick in die Unberechenbarkeiten der Geschichte, in ihre Abläufe in die eine oder andere Richtung. Man denkt unwillkürlich: Warum ist es so gekommen und nicht anders? Was hat die geschichtlichen Akteure getrieben, sich so oder so zu entscheiden? Waren hier Zufall im Spiel, Notwendigkeit, Determinismus, höhere Vorsehung („der Finger Gottes in der Geschichte“, wie RANKE meint), der entschiedene Wille einer Person und ihre extraordinäre Leistung? Oder wirkten auch hier bislang unbekannte Mechanismen einer natürlichen „historisch-kulturellen“ Evolution?

Vielleicht wird sich dann Verwunderung einstellen oder Schauer, vielleicht auch Zufriedenheit, Dankbarkeit, ja „Freude, dass es so und nicht anders gekommen ist“ (GREGOR WEBER, 20), dass die Geschichte also nicht den „ungeschehenen“ Verlauf genommen hat. „Gut für uns, dass er trotzdem scheiterte“, schreibt KÄPPNER über den Beinahe-Sieger Hannibal.

Ausführlichere Darstellung des Themas in:

Maier, F.: Schicksal, Glück und Lebenssinn. Lateinische Glanzlichter der europäischen Literatur. Lindauer-Verlag München 2011, 153 – 174.

Grundlage zur Behandlung des Themas im Unterricht:

Auf Messers Schneide. Historische Wendepunkte in der Antike. ANTIKE UND GEGENWART Textband 2010, Lehrerkommentar 2011.

Verwendete Literatur:

- BRODERSEN, KAI (Hg.): Virtuelle Geschichte, Wendepunkte der Alten Geschichte, Darmstadt 2000.
- CHRIST, KARL: Hannibal, Darmstadt 2003.
- COWLEY, ROBERT (Hg.): Wendepunkte der Weltgeschichte. Was wäre geschehen, wenn? München 2006.
- COHEN, ROGER: A World That Might Have Been. In The New York Times (abgedruckt in SZ, Dezember 13, 2010).
- DAHLHEIM, WERNER: Die Antike. Griechenland und Rom, Paderborn/München/Wien/ Zürich 1994, 338ff.
- DEMANDT, ALEXANDER: Ungeschehene Geschichte, Göttingen 1984, 2. Aufl. 2005.
- ders.: Es hätte auch anders kommen können. Wendepunkte deutscher Geschichte, Berlin 2010, darin S. 35 ff. „Hannibal erobert Rom.“
- GLÜCKLICH, HANS-JOACHIM/REITZNER, STEFAN: Die Hannibalbiographie des Nepos im Unterricht, Göttingen 1985.
- GÜNTHER, LINDA-MARIE: Hannibal – eine Gefahr für Europa? Unveröffentlichter Vortrag, Köln 2004.
- HOFFMANN, WILHELM: Hannibal, Göttingen 1962.
- ders.: Hannibal und Rom, Düsseldorf 1974.
- KÄPPNER, JOACHIM: Der Sieger, der verlieren musste. Keiner war so nah daran, Rom in die Knie zu zwingen, wie der karthagische Feldherr Hannibal. Gut für uns, dass er trotzdem scheiterte. In: SZ Nr. 110. HISTORIE, S. VI, vom 13./14. Mai 2006.

- LANCEL, SERGE: Hannibal. Die Biographie, Düsseldorf 2000.
- MAIER, FRIEDRICH: Eine Szene mit weltgeschichtlichen Folgen. Hannibals Eid auf die ewige Feindschaft mit Rom. In: AUXILIA 18, Bamberg 1988, 18-32.
- ders.: Auf Messers Schneide. Historische Wendepunkte der Antike. ANTIKE UND GEGENWART; Bamberg 2010.
- ders.: Schicksal, Glück und Lebenssinn. Lateinische Glanzlichter der europäischen Literatur. München 2011.
- MEIER, CHRISTIAN: Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte, Berlin 1997.
- MEYER, EDUARD: Hannibal und Scipio, Halle 1922.
- MÜLLER, JENS-FELIX/MÜLLER, STEFAN/RICHTER, TILL: Die Hannibal-Tragödie des Cornelius Nepos. In: AU 43/6 (2000), 49-60.
- NICKEL, RAINER: Vergangenheit und Gegenwart in den Persönlichkeitsbildern des Werkes: De viris illustribus. In: AU 46/2 (2003), 6-13.
- RANKE, LEOPOLD v.: Weltgeschichte, Bd. 2, Jena 1922.
- SEIBERT, JAKOB: Hannibal, Darmstadt 1993.
- STRASSER, JOHANO: Kolumbus kam nur bis Hannibal. Vierzehn subversive Geschichten, Dieterichs-Verlag, Düsseldorf 2010.
- WEBER, GREGOR: Vom Sinn kontrafaktischer Geschichte. In: BRODERSEN, K. (Hg.) Virtuelle Geschichte, 15-23.

FRIEDRICH MAIER, München-Puchheim

Nur konstruieren – oder wie kommt man zu einem Erleben lateinischer Literatur?

Eine kurze Entgegnung und ausführlichere Anregung

In dieser Zeitschrift ist schon vor längerer Zeit (FORUM CLASSICUM 4/2009, 280-291) in einem Artikel (*Historia magistra scholae!* Das Konstruieren – Verteidigung einer unverwüstlichen Methode) von RUPERT FARBOWSKI nachgewiesen worden, dass die „genuine“ Methode, den Sinn von Sätzen zu erfassen, die Konstruktionsmethode sei. Dem ist erstaunlicherweise bisher nicht widersprochen worden, obwohl es doch jeden befremden müsste, wenn die Lektüre von Literatur, von künstlerisch und didaktisch gestalteten Texten also, auf diesen Nothilfe-Schematismus

reduziert wird, bei dem man die Satzgestalten zerstückelt, um das logisch-syntaktische „Skelett“ bloßzulegen.

Ich will mich also in einem ersten kurzen Teil mit Farbowskis Argumenten auseinandersetzen. Im zweiten soll ausführlicher eine Methode entwickelt werden, die Satzgestalten zum Erlebnis bringen kann. Insoweit diese Gestaltungen nicht auf syntaktische Regeln zurückgehen, begegnen wir ja in ihnen teils dem bewussten Willen des Künstlers, teils seinen Emotionen, Affekten, Enthusiasmen. (Man lese schon einmal das

PETRARCA-Zitat am Ende dieses Aufsatzes einschließlich des vorangehenden Absatzes.)

Rupert Farbowski hat die nach dem zweiten Weltkrieg entwickelten Konzeptionen einer „natürlichen Lesemethode“ (WILLY NEUMANN, AU 3/1952, 5-27) und eines „verstehenden Lesens“ (WERNER JÄKEL, AU 3/1952, 70-93) als für den Lateinunterricht „unrealistisch“ abgewiesen; und dem Vorwurf Willy Neumanns, das Konstruieren sei ein „unnatürliches, sprachwidriges Verhalten“, das „einer lebendigen Sprache“ nicht gerecht werde, hat er entgegengehalten, „dass das Latein wohl letztmalig in den *Colloquia familiaria* des ERASMUS VON ROTTERDAM als gesprochene und lebendige Sprache begegnet.“ (287/8)

Ich kann nicht erkennen, inwiefern das ein Einwand sein könnte gegen die Forderung, beim Übersetzen von klassischen Texten so zu verfahren, dass dabei die Lebendigkeit der Sprache von Sprachmeistern wie CICERO, CAESAR oder CATULL keinen Schaden nimmt. Allerdings gilt es zu konkretisieren, worin diese Lebendigkeit für uns fassbar werden soll.

R. FARBOWSKI ist überzeugt: „Das Konstruktionsverfahren als ein ... sinnkonstruierendes Verfahren des Verstehens und Übersetzens“ (285) „erwächst gleichsam aus der Sache selbst“ und „aus dem sprachwissenschaftlichen Befund“ (281). Unter „sprachwissenschaftlichem Befund“ versteht er, „was wir aus der lateinischen Grammatik über die abstrakten Kategorien der Sprache wissen.“ Diese (z. B. Wortarten, Satzteile, Satzbauformen) sind „zeitlos gültig ... wie ein mathematisches Gesetz“ (282) und „dem Pro und Contra der Meinungen und Wertungen entzogen“ (283). Zum sprachwissenschaftlichen Befund zählt er auch (Zweiter Befund), dass der „Satzkern“ – und darum auch der „einfache Satz“ – „aus zwei Teilen, aus Subjekt und Prädikat besteht“ (282), die als „die wesentlichen Teile“ des Ganzen (286) zusammen den „hermeneutischen Rahmen“ vorgeben (Dritter Befund), sodass natur- und sachgemäß alles Übersetzen und Verstehen von diesen auszugehen habe.

Dabei ist ihm wichtig, dass das Subjekt „*per se*“ (285) „eine unwiderlegbare logische Priorität“ gegenüber seinem Prädikat habe, „und zwar insofern, als das Subjekt das Prädikat generiert und

nicht etwa das Prädikat das Subjekt“ (286). Dass dies immer so ist, kann man bezweifeln, indem man – statt an Täter und Tat – an passivische Sätze denkt (*Troia deleta est*), in denen schwerlich aus dem Subjekt das ihm Zugestoßene abgeleitet werden kann; oder an ein Prädikat wie *tonat*, das eine sinnliche Wahrnehmung wiedergibt, die in Römern den Gedanken an einen Urheber „generieren“ konnte, während wir mit einem „Scheinsubjekt“ (es donnert) zufrieden sind. Um die Behauptung HAEGGER-SCHMIDTS, „der wichtigste Sinnträger des Satzes“ sei das Prädikat, zu widerlegen, bringt R. Farbowski das Beispiel „er liegt“, dessen präziser Sinn sich zugegebenermaßen erst aus Ergänzungen ergibt („...im Bett, ... mit seiner Ansicht nicht falsch, ...gut im Rennen ...?“ 284/5). Doch schließt das Vorkommen eines solchen Falles logisch keineswegs aus, dass die angegriffene These auf ebensoviele oder auf mehr Sätze zutrifft als die vom generierenden Subjekt. Der Fehler entspringt aus der irrigen Annahme, für alle Sätze müsse dasselbe gelten. Man kann auch den verklausulierten Satz: „Er liegt mit seiner Ansicht falsch“ leicht so umformen: Er irrt (sich). Da ist das Prädikat wieder der wichtigste Sinnträger.

Man fragt sich überhaupt, warum R. Farbowski – im Verfolgen seines Themas – dem Subjekt den höheren Rang zuerkennen will, da es doch zweifelsfrei das finite Verb ist, welches gezielt nach Subjekten und Objekten fragen lässt, wodurch es sich als Ausgangspunkt für die Konstruktionsmethode eher empfiehlt als der Satzgegenstand. Sollte sein Blick allein auf solche Sätze gerichtet sein, die Aussagen im Sinne logischer Urteile sind? Für diese gilt freilich, dass sie notwendig aus Subjekt und Prädikat bestehen und dass (jedenfalls beim analytischen Urteil) der Subjektsbegriff das Prädikat in einem gewissen Sinne generiert, indem er ihm durch seinen Inhalt vorgibt, was es explizieren kann und was nicht.

Aber die Sprache ist vielfältiger. Imperativische Sätze haben grundsätzlich kein Subjekt (*Rem tene!*); in manchem Aussagesatz lässt sich (anders als bei *tonat*) gar keines ergänzen (*Mihi cum iis vivendum est. Pudet me mendacii*); gelegentlich fehlen Subjekt und Prädikat zugleich (*Suaviter in modo, fortiter in re*). Haben wir etwa anzunehmen,

dass das (inhaltlich) Wesentliche fehlt, wenn der (grammatisch definierte) „Satzkern“ fehlt? Oder wird offenbar, dass das einem Sprecher Wichtige nicht notwendig und in jedem Fall durch das grammatische Subjekt oder Prädikat oder beides zusammen ausgedrückt sein muss? Wenn wir sagen: Mir ist kalt, verstoßen wir gegen Regeln der Logik (die für jedes Adjektiv einen Eigenschaftsträger fordern muss); ebenso, wenn wir sagen: Mich friert (subjektloses Prädikat). Sprache kann prälogisch sein, wo sie Empfindungen und unmittelbare Wahrnehmungen ausdrückt. Sprache ist alogisch, wenn sie Willensimpulse ausdrückt. Und wenn sie fragt, ist sie nicht Urteil, Aussage oder Information.

Man sollte Sprache besser nicht reduzieren auf logische und grammatische Kategorien, Strukturen und Gesetzmäßigkeiten. Die Methode des Konstruierens ist auf weite Strecken hilfreich, wenn es darum geht, syntaktische Strukturen zu erkennen; als Sinn-Erschließungsverfahren und ausschließlich angewandt, dürfte sie einem wirklichen Verstehen manches Mal hinderlich werden. Bezüglich des Sinns beansprucht jeder Sprecher und jeder seiner Sätze, dass wir auf ihr Individuelles und Einmaliges eingehen.

Unter „Fünfter Befund: usuelle und okkasionelle Wortfolge“ (283) heißt es bei R. Farbowski, dass der Schüler wissen sollte, dass „jedes Abweichen“ von der Grundregel (Subjekt am Anfang des Satzes – Prädikat am Ende) „zum Zwecke der Hervorhebung oder Betonung eines anderen Satzteils geschieht“, und er empfiehlt darum in Übereinstimmung mit HAEGGER-SCHMIDT, „die Wortstellung des Originals in der Übersetzung möglichst beizubehalten.“

Darin möchte man einen wertvollen Hinweis darauf sehen, dass durch die veränderte Anordnung der Wörter im lateinischen Satz erkennbar werden kann, wie der Autor selbst jeweils die Gewichte setzen will.

R. Farbowski scheint aber daraus nicht die nötigen Konsequenzen zu ziehen, wenn er lediglich bei der Niederschrift oder in der Letztfassung der Übersetzung das Original äußerlich nachahmen lässt. Sollte nicht die Sinnerschließungstechnik geändert werden, sobald bemerkt wird, dass andere Satzglieder die Positionen von

Subjekt und Prädikat einnehmen? Jedenfalls ist der für die Anwendung der Konstruktionsmethode geltend gemachte Rechtfertigungsgrund, dass der (syntaktische) Satz Kern (aus Subjekt und Prädikat) das Wesentliche enthalte und den hermeneutischen Rahmen liefere, in solchen Fällen nicht mehr gegeben.

Wenden wir uns nun dem versprochenen zweiten Teil zu und spüren den **B e t o n u n g e n** im Satz nach! Wir verbinden damit die Hoffnung, durch diese über das Skelett des nur Logisch-Grammatischen hinauszugelangen und dem Lebendig-Individuellen gestalteter Sprache und ihren Gestaltern begegnen zu können.

Wir wissen, dass in der Antike Texte laut gelesen und über das Ohr verstanden wurden. Erst im Mittelalter haben sich die Mönche in Bibliotheken und Schreibstuben angewöhnt, stumm und nur mit den Augen zu lesen, um einander nicht zu stören. In den Fünfzigerjahren wurden uns Schülern bei Klassenarbeiten die lateinischen Texte, die wir übersetzen sollten, nach einer Einarbeitungsphase noch ausdrucksvoll und langsam vorgetragen; und wir notierten uns (außer den Längen und Kürzen in den Endungen) die Pausen und die Akzente. 1967 beobachtete ich als Referendar, dass in Lateinstunden über Betonungen, Anaphern, Lautmalerei abstrakt gesprochen wurde, ohne dass jemals ein Satz erklang und die Wirkung erlebt worden wäre. Das eigene Hineinhorchen in die Sprache und der innere Wahrnehmungssinn sind wissenschaftlich so suspekt geworden, dass Linguisten das Hören Apparaten übertragen, wodurch sie „objektiv“ ermittelt haben wollen, dass in Lappen nur ein p zu finden sei. Selbstbeobachtung könnte sie leicht belehren, dass sie in der ersten Silbe mit ihren Stimmorganen den stummen Verschluss-„laut“ p formen, wodurch sie das a verkürzen, und in der zweiten die Explosiva p erklingen lassen. Wenn wir bei der Zeitungslektüre trainieren, nur Informationen herauszufiltern, entfällt die Sprache selbst, ihr Klang und ihr Seelenleben, dem Bewusstsein. Für den stummen Leser sind alle Wörter des in Schrift geronnenen Satzes dem Auge gleich nah, und er kann sie in beliebiger Reihenfolge aufnehmen. Für das Ohr hat der

lebendige Satz eine unumkehrbare Entwicklung in der Zeit.

Da es unserer Gewohnheit kaum entspricht, auf die melodischen Akzente und die Ordnung der Wörter achtzugeben und darauf, was sich durch sie unserem Vorstellen und Empfinden mitteilt, mag es sich empfehlen, möglichst elementar und bei der deutschen Sprache zu beginnen, deren Intonation uns unmittelbar zugänglich ist.

Man kann im Unterricht an deutschen Sätzen zeigen, dass es uns in gesprochener Rede möglich ist, jedes Wort an beliebiger Stelle hervorzuheben. Was erlebt man, wenn wir beispielsweise *Der Jäger schoss den Hasen* betonen? Die Schüler finden: Die von ihnen vorgestellte Szene enthält mehr, als der Satz explizit sagt. *Der Jäger* hebt sich (kontrastierend) von einem (undeutlichen) Hintergrund ab, in dem es mit Sicherheit einen – vielleicht auch mehrere – Menschen gibt, die einen anderen Beruf ausüben und den Hasen nicht geschossen haben. Mit jeder Verschiebung der Betonung verändert sich die Umgebung. Wenn *der Jäger* den Hasen schoss, war er nicht der einzige Jäger; schoss er *den Hasen*, gab es weitere Hasen. Wer also bei der Übersetzung eines lateinischen Satzes die vom Autor beabsichtigte Betonung verfehlt, macht sich ein falsches Bild. Das ist eine erste wichtige Beobachtung: Akzentuierung erzeugt Kontraste; die Hervorhebung grenzt den fokussierten Begriff von gleichartigen Gegenbegriffen ab.

Was können Schüler entdecken, wenn wir zwei Wörter in einem Satz hervorheben? *Hinter der Laube blühen [schon seit einigen Tagen] Winterlinge*. Es könnte weitergehen: ... *und unter der Trauerweide Anemönen*. Durch die Hervorhebungen werden weit entfernt stehende Wörter in eine nahe Beziehung gebracht und miteinander verknüpft (was an lateinische Phänomene erinnern kann). Die Betonungen klingen verschieden: die erste aufsteigend (wie ein *accentus acutus*), die zweite fallend (*gravis*). Wenn der Sprecher nach jedem Satzglied zögert, spürt man deutlich, wie die Spannung wächst, wie im aufsteigenden Ast des Spannungsbogens die Frage, was dort blühen mag, geweckt wird, und wie mit dem letzten Wort die erlösende

Antwort gegeben wird. Wer lateinische Sätze konstruierend vom Ende her übersetzt, wird, indem er die Frage richtig auf den Kopf stellt, (wenn überhaupt) ganz andere Erlebnisse hervorrufen als die vom Autor intendierten.

Wenn man für die verschiedenen klingenden Akzente hellhörig geworden ist, kann man versuchen, die satzartspezifischen Betonungsmuster aufzufinden. Dabei sind die willkürlichen Hervorhebungen und die durch Affekte verursachten Betonungen zunächst auszuschneiden, um die unserer Sprache selbst eigenen Grundregeln freizulegen. Dann erst wird sich deutlich abheben können, was durch den Sprecher individuell gestaltet oder durch eine besondere Situation bedingt ist.

Wenn wir von jenen Sonderfällen absehen, wo nur eine einzelne Wahrnehmung festgestellt wird und deshalb nur eine Betonung erscheint (*Mir ist kalt. Da quietscht etwas. Da ist eine Windmühle.*) können wir im ersten Glied von Aussagesätzen (A und B) einen aufsteigenden und im letzten einen niedergehenden Akzent hören. Der mit den Betonungen verbundene Kontrast ist spürbar und ermöglicht entsprechende Fortsetzungen [– ...].

- A) *Wildgänse fliegen in Keilformation* [– *andere Vögel (fliegen) anders*]
B) *Flédermäuse fliegen* [– *andere Mäuse (fliegen) nicht*]

Warum steht in (A) das Prädikat (der syntaktische Kern!) unbetont im Inneren des Spannungsbogens? Weil erstens der Bogen auf den äußersten Gliedern steht, um die Wörter zur Satzeinheit zusammenzuschließen, und weil zweitens das Verb hier – als ein den kontrastierenden Sätzen gemeinsames Element – unbetont ist.

Das kennen wir auch von der Wortkomposition. Wenn wir *Meister* als *Schúlmeister* oder *Fórstmeister* näher bestimmen, hat das (gemeinsame) Grundwort seinen Akzent an das (kontrastierende) Bestimmungswort abzugeben. Ebenso verliert das finite Verb dann seinen Akzent, wenn es (durch Präfixe, Objekte, Adverbialia, Prädikativa usw.) näher bestimmt ist; und im Satz treten Bestimmungswörter, weil sie betont sind, in die Endposition (C).

C) *síngen* – *vórsíngen* [*náchsíngen*] – *eíner síngt*
vòr [*die ándern (singen) nàch*]; *beziehen*
– *Bétten* [*Gehált*] *beziehen* – *wír beziehen die*
Bétten [*Váter (bezieht) Gehált*]

Die Regeln der Syntax verbieten nicht, die betonten Glieder am Anfang und Schluss gegeneinander auszutauschen. Man vergleiche: *Die Flédermäuse fliegen am Abend* – *Am Abend fliegen die Flédermäuse*. Hier ändert sich jedoch der Charakter. Die erste Form des Satzes wirkt belegend, wie die Mitteilung einer Beobachtung oder Erkenntnis, und wendet sich an den denkenden Menschen; die zweite eher wie eine Erzählung, die den empfindenden Menschen an einem Erlebnis teilhaben lassen möchte. Ein anderes Beispiel: *Léhrer sind Èsel* – *Èsel sind Léhrer*. Hier verkehrt sich der Sinn. Beide Fälle können davor warnen, bei der Übersetzung aus dem Lateinischen die Reihenfolge unbedacht zu ändern.

Bisher haben wir gefunden, dass sowohl im einfachsten wie auch im erweiterten Satz der für den Aussagesatz charakteristische Satzbogen sämtliche Glieder umspannt. Es ist zu ergänzen, dass bei mehrgliedrigen Prädikaten ein Teil (das unfeste Präfix, das zweite Partizip und/oder der Infinitiv) unbetont hinter dem Bogen steht (D). Die akzentuierten Bestimmungswörter befinden sich also in einer syntaktischen Klammer, von den Prädikatshälften umrahmt. Das finite Verb bleibt immer auf dem zweiten Platz.

D) *Der Rétter setzte sein Lèben ein. Mútter hat Sàhne geschlagen. Auch Léhrer können mal den Kòpf verlieren. Der Léhrer mag den Kòpf verloren haben.*

Besondere Situationen können dazu motivieren, von den genannten Grundregeln abzuweichen. *Zinkkánne, nicht Zinkwánne!* wird einer sagen, wenn er missverstanden worden ist. Im Affekt kann jemand betonen: *Der Lehrer hat Kínder geschlâgen*. Im Nebeneinander der gegenläufigen Akzente (*Kínder geschlâgen*) drückt sich die Empörung über diese unerhörte Zuordnung aus.

Im *Nebensatz* steht das finite Verb immer am Ende, auch dann, wenn sein Akzent sich auf die Erweiterungen verlagert (*Als er gíng, règnete es. Als er aus dem Haúse gíng, begann es zu règnen*). Das Prädikat des nachfolgenden Hauptsatzes steht unmittelbar hinter dem Komma; da

der Nebensatz einem Adverbiale entspricht (*≈ Bei seinem Aúfbruch*), ist hier die zweite Stelle des Satzes.

Ob der Nebensatz dem Hauptsatz vorangeht oder nachfolgt (*Er spannte seinen Schírm auf, weil es zu règnen begann*), stets trägt der vordere Satz den aufsteigenden, der Nachsatz den fallenden Akzent, sodass der Bogen die beiden zu einem Satz vereint. Das gilt auch für den indirekten Aussagesatz (*Er versícherte: er sei únschuldig*), der auch als „verkappter Nebensatz“ angesehen werden kann (*≈ dass er únschuldig sei*). Ein „verkappter“ wenn-Satz fällt völlig, auch in der Intonation, mit dem Fragesatz zusammen (*[Wenn es règnen sollte ≈] Sollte es règnen, [Frage: Sollte es règnen?] dann wird die Wásche nàss*).

Im *Fragesatz* steht das Verb am Anfang (bzw. unmittelbar hinter dem Fragewort) und erhält die einzige Betonung, einen aufsteigenden Akzent (*Weínst du? Wohín géhst du?*). Ist aber ein Fragewort attributiv mit einem Substantiv oder adverbial mit einem Adjektiv verbunden, tritt das Verb hinter diese zurück und muss den Akzent an das Substantiv bzw. Adjektiv abgeben (*In welchem Álter seid ihr? Wie ált seid ihr?*). Hat das Verb Erweiterungen bei sich, stehen diese in Endposition und ziehen den Frageton auf sich (*Kommt ihr mít? Habt ihr Lúst? Gehst du ins Kíno? Seid ihr traúrig?*).

Im *Befehlsatz* steht der Imperativ am Anfang und trägt einen fallenden Akzent (*Weine nicht mehr! Kòmmt mal!*). Ist das Verb durch nähere Bestimmungen eingegrenzt, treten diese ans Ende und übernehmen die Betonung (*Komm herein! Komm ins Haús! Sei mal leise!*). Bei besonderem Nachdruck, im Affekt und in Ausrufen aber steigt der Akzent (*Sei endlich stíll!! Komm herein!!*).

Dann gibt es noch interessante *Mischformen* wie die sogenannte rhetorische Frage, die nichts erfragen will. Die Aufforderung kann sich hinter der Form der Aussage oder Frage verstecken (*Du bist jetzt stíll! Wirst du den Múnd halten!*). Im Gewand der Frage treten auch Ausrufe auf (*Wie rècht hat er! Was hàst du da wieder angestellt!*). Nur die Intonation lässt dann den gemeinten Sinn erkennen. Im Schriftlichen wird meistens ein Ausrufezeichen gesetzt – wodurch

wir darauf aufmerksam werden können, dass wir auf ein Gebiet geraten sind, auf das wir uns nicht gleich einlassen wollten. Die primäre Ordnung der Akzentuierung wird hier durch starke Emotionen aufgebrochen.

Wir fassen das Wichtigste zusammen:

1. Der Fragesatz hat nur einen aufsteigenden Akzent (Verb in Erstposition bzw. nach dem Fragewort),
2. der Befehlssatz nur einen fallenden (das Verb ebenfalls in Erstposition);
3. im Aussagesatz finden sich beide zum Satzbogen zusammen (Verb in Zweitposition).
4. Hat der Aussagesatz einen Nebensatz vor oder hinter sich, verknüpft ein Spannungsbogen die Teilsätze zur einheitlichen Periode (das Verb des Nebensatzes steht in Letztposition).

Steigen wir nun ins Lateinische ein! Wir müssen nicht wissen, wie die Sprache geklungen hat, um spannungserzeugende und -lösende Akzente anzunehmen. Mag sein, dass dem Römer unsere deutsche Sprachmelodie beim Vortrag seiner Sätze wunderbar geklungen hätte, einen besseren Weg haben wir nicht. Die Hypothese eines umfassenden Spannungsbogens für lateinische Aussagesätze wird sowohl durch die „Grundstellung“ S – O – P wie durch ihre Abwandlungsformen bestätigt. Die „syntaktische Spannung“, die sich aus dem lateinischen S – O – P ergibt, ist größer als bei der deutschen Abfolge S – P – O, da die Art der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt erst am Satzende verraten wird. Von einer „thematischen Spannung“ ist dann zu sprechen, wenn statt des Subjektes ein anderes syntaktisches Glied „**Thema**“ ist (*Den Húnd bezeichnen wir als treù. Von Húnden sagt man, sie seien treù. In princípío erat vèrbum*). Denn Thema des Satzes ist für mich der Begriff, die Wahrnehmung oder Vorstellung, die als ein Erstes gesetzt wird, woran sich eine Frage knüpft, die in einer Aussage ihre Antwort findet. Dass das Thema die Form des grammatischen Subjekts hat, ist davon nur ein Spezialfall. (Für R. Farowski fallen die Begriffe „Subjekt“ und „Thema“ zusammen [S. 286].)

1a) **Púgna* | *erat àtrox et diutúrna*.

Subjekt | Prädikat

Thema | Ausführung

≈

1b) *Pugnátum est* | *atròciter et diutúrne* [CÄSAR]
 Prädikat | adverbiale Bestimmung
 Thema | Ausführung

Die (syntaktisch-logische) Ordnung S – P könnte man die natürliche des Aussagesatzes nennen, indem jede Prädikation von einem Subjekt ausgehen muss. Doch vieles Naturgegebene wird vom Menschen in mannigfaltiger Weise zu Kulturprodukten umgestaltet. So gibt Cäsar dem Satz (1a) die Form (1b). Er setzt andere syntaktische Glieder an die Stelle von Subjekt und Prädikat und hält doch an einer ruhig **d i d a k t i s c h - e n t - w i c k e l n d e n** Abfolge fest, indem er **z u e r s t** das **T h e m a** nennt, das man hier wie dort durch den aufsteigenden Akzent als Frage hört (*Wie war der Kampf? Wie wurde gekämpft?*); dann folgt die Ausführung, Antwort oder Bestimmung. Da Cäsar zuvor bereits geschildert hatte, wie es zum Kampf kam, tritt das Thema nicht unvermittelt auf; es fügt sich in einen insgesamt entwickelnden Kontext, in dem der Autor den Leser bewusst so führt, dass er mit Verständnis folgen kann.

1c) **Atròciter pugnatum est* | *et diutúrne*.

Aber bei Cäsar hätte durchaus auch die undidaktische Satzform (1c) begegnen können, wo man im Satzeingang nicht den aufsteigenden Themafrage-Akzent hört, der eine Spannung erst aufbaut; wo vielmehr sofort der Antwort-Akzent, eine Spannungsentladung, den Leser überrascht und ihm offenbar einen heftigen Gefühlseindruck vermitteln soll. Cäsar, der gewöhnlich ruhig entwickelnde, sachlich-nüchterne Berichterstatte, zeigt sich hin und wieder auch als ein Dramatiker und lässt das **A f f e k t i v - E m o t i o n a l e** – meistens am Satzanfang – impulsiv-spontan hervorberechen (2).

2a) *Màgno dolòre – Haedui ferunt – se deièctos esse princípátu; querùntur fortúnae commutatiónem.*

Mit großem Schmerz verlòren hätten sie die Vórmacht! Sie klàgen des Glückes Ûmschwung!

2b) **Haédui se princípátu màgno dolòre deièctos esse ferunt; commutatiónem fortúnae querùntur.*

Sie hätten die Vórmacht mit großem Schmerz verlòren. Den Wéchsel des Glückes beklàgen sie.

Um den Unterschied zu empfinden, lese man das einmal in syntaktischer Anordnung, mit Bogen und Akzenten des ruhig-entwickelnden Stils (b). Durch den Einschub (*Haedui ferunt*) ist *se deiectos* ein Neueinsatz. Die Wörter mit Gravis können nicht unpathetisch gelesen werden; die Laute gehören dazu. Welche Ausdruckskraft die Vorstellung von *queruntur* besitzt, kann, da diese Stellung im Deutschen die normale ist, mit einer schriftlichen Übersetzung nicht gezeigt (allenfalls durch den Akzent angedeutet) werden. Die ans Ende gerückten Wörter tragen den Akzent des Ausrufs (darum das Satzzeichen), der hier ein klagender ist. Unverkennbar erhalten wir im Kriegsbericht nicht nur Informationen: wir sollen auch etwas fühlen und miterleben.

So viel dürfte bereits wahrscheinlich geworden sein: 1. Nur für didaktisch-entwickelnde Aussagesätze ist der Satzbogen kennzeichnend; 2. die Umstellung syntaktischer Glieder zeigt nicht in jedem Fall dessen Auflösung an, oft gibt sie ihm nur eine andere Ausrichtung (siehe unten); 3. der Satzbogen kann aber wohl gesprengt werden durch eruptive Affekte oder dramatische Ereignisse, die andere Betonungsmuster schaffen. Ein niederfahrender Akzent am Satzanfang erscheint als natürlich, wenn ein unerwartetes Geschehnis hereinbricht oder wenn hoher psychischer Druck nicht mehr auszuhalten ist und sich sofort Luft machen muss.

Anders ist es, wenn Cäsar in seinen Getreideforderungen gegenüber den Häduern zunehmend dringlich werden muss. Hier verstärkt sich der Druck zum Satzende hin; die heftigen Vorhaltungen (PPP) stehen erst hinter dem finiten Hilfsverb, unter aufsteigenden Akzenten (des Ausrufs).

3a) *Interim cotidie Caesar Haeduos frumentum, quod essent publice polliciti, flagitare.* [16.1]
„Das habt ihr [doch] **versprochen!!!**“

3b) *Graviter eos accusat, quod, cum neque emi | neque ex agris sumi possit, tam necessario tempore, | tam propinquis hostibus*

ab iis non sublevetur...;

multo etiam gravius, quod sit destitutus, queritur. [6]

„Ihr habt mich ja im Stich gelassen!!!“

Die indirekte Rede wirkt hier – durch Anaphern, die zahlreichen Hervorhebungen, die von den (gleichfalls betonten) Fokuspartikeln *neque, tam* vorbereitet werden – so lebendig, als wäre es direkte Rede.

Man schlage bitte, wenn nötig, den Zusammenhang bei Cäsar nach, um selber die Wortstellung (4a) als affektiv motiviert und in dem AcI einen verzweifelten Ausruf zu erkennen, mit entsprechenden Akzenten. Dagegen findet man in der beruhigenden Rückmeldung (4b) den Satzbogen der reinen Aussage und die Kopula *esse* demgemäß in der ihr „natürlichen“ Endstellung.

4a) *Scire se illa esse vera.* [20.2] *Er wisse [ja], dass alldas wahr sei!!!*

4b) *Renuntiatum est: [ascensum] facilem esse.* [21.1] *Gemeldet wurde: er sei bequem.*

Dass in (5a) *rescindi* mit Hochton zu lesen sei (und nicht ein gewöhnlicher Satzbogen *pontem* und *rescindi* verbinden dürfe), lässt sich wohl nicht beweisen. Doch wirkt es in Endstellung jedenfalls anders als *muniri* in (5b). Zu beachten ist dabei, dass sich der Kontext von (a) durch historisches Präsens und asyndetische Satzfolge insgesamt deutlich von dem zweiten unterscheidet. Der Stil ist vergleichsweise dramatisch.

5a) *Pontem, qui erat ad Genavam, iubet rescindi.* [7.2]

5b) *Sarcinas in unum locum confèrri | et eum ... muniri iussit.* [24.3]

In (5b) ist die Anordnung der Wörter die syntaktische, die Satzbögen sind die der reinen Aussage; mit dem finiten Verb am Ende tritt vor dem Punkt wirklich Ruhe ein. Es liegt der sachlich (und nicht emotional) bestimmte entwickelnde Stil vor.

Für die veränderte Ausrichtung im entwickelnden Stil sei (6b) ein Beispiel.

6a) **Orgëtorix apud Helvetios longe nobilissimus et ditissimus fuit.*

6b) *Apud Helvëtios | longe nobilissimus fuit et ditissimus | Orgëtorix.*

Was ist der Grund dafür, dass Cäsar nicht mit dem Subjekt (6a) beginnt und stattdessen die Wortfolge (6b) wählt? ORGETORIX ist den Lesern noch unbekannt; von ihm soll aber im folgenden Satz erzählt werden. Von den Helvetiern hat Cäsar

unmittelbar zuvor gesprochen. Als ein „guter Lehrer“ knüpft er „didaktisch“ an das Bekannte an und führt (mit der überleitenden Frage: Wer war bei diesen Helvetiern der bei weitem Angesehenste sowie Reichste?) zum nächsten Satz hin. Die Einbindung in den Kontext ist es, die die Wortfolge (zumindest Anfang und Ende eines Satzes) bestimmt. In diesem Fall geht die Anknüpfung (*apud Helvêtios*) – einer Konjunktion ähnlich – dem (Thema und Ausführung umspannenden) Satzbogen mit schwebendem (?) Akzent voraus. In anderen Fällen ist das anknüpfende Wort (ein Demonstrativpronomen zumeist) in den nachfolgenden Satz (oft als Träger des ersten Akzents) integriert (7a). In (7b) und (7c) steht es in einem kleineren „Vorbogen“; der Hauptsatz folgt noch.

7a) *Éa res est Helvétiiis per indicium enuntiàta.*

Éadem secréto ab àliis quaèrit. [Hauptsatz]

7b) *Hís rebus addùcti, constituérunt... Quíbus rebus addùctus, Caésar...* [Part. coni. od. abs.]

7c) *Úbi ea dies ... vénit,... Úbi de éius advéntu Helvétii certiòres fàcti sunt, ...* [Nebensatz]

Partienweise ist der Erzählfaden (und damit die Satzausrichtung) durch Handlungsfolgen desselben Täters dem Berichtenden vorgegeben, und der Leser kann leicht folgen. Wenn aber die Handelnden (oder Redenden) wechseln, tut der Erzähler gut daran, wo er vom einen zum anderen springt, deutlichheitshalber, wie eine Kapitellüberschrift, als allererstes die Person zu nennen (8), in kontrastierender Hervorhebung. Seltener vermittelt Cäsar zwischen den Perspektiven durch einen Überleitungssatz, in dem die Zentralfigur des neuen Abschnitts erst nach Anknüpfung an die vorige genannt wird (8b).

8) (a) *Caesari cum id nuntiatum esset, ...* [I.7.1]

(b) *Ubi de eius adventu Helvetii certiores facti sunt,...* [7.3]

(c) *Caesar, quod memoria tenebat, ...* [7.4]

(d) *Helvetii, ea spe deiecti, ...* [8.4]

(e) *Caesari nuntiat Helvetiis esse in animo ...* [10.1]

(f) *Helvetii iam per angustias ...* [11.1]

In topographischen (und anderen) Beschreibungen gibt es, da dem Autor alle Teile zugleich gegeben sind, nichts, was die Reihenfolge der Schilderung und die Ausrichtung der Sätze

ihm diktieren könnte. Welche von ihm selbst frei gewählten Gründe veranlassen Cäsar, bei der Aufzählung der Völker in Gallien mit den nördlichen zu beginnen, die südlichen anzuschließen und erst zuletzt die in der Mitte wohnenden zu nennen (9a)?

9a) *Gállia est ómnis | divisa in partes très,*

<i>quarum únam incolunt</i>	<i>Bèlgae,</i>
<i>áliam</i>	<i>Aquitáni,</i>
<i>tértiam,</i>	<i>qui ipsórum lingua Cèltae,</i>
	<i>nóstra Gállii</i>

appellantur. [I.1.1]

9b) *Gallos ab Aquitánis Garúnna flumen,*

a Bèlgis Matróna et Sèquana

dividit. [1.2]

Sind es stilistische Gründe? Den Stamm, für dessen Namensnennung er zwei Teilsätzchen braucht, setzt er ans Ende, wodurch wachsende Glieder entstehen. Man vertausche nur einmal die Aquitanier mit den Kelten; eine rhythmisch hässliche Periode kommt heraus.

Warum beginnt er danach (9b) mit den mittleren und grenzt sie erst gegen die südlichen, dann gegen die nördlichen Völker ab? Man versuche es anders und man wird sehen: eurythmischer und sprachökonomischer geht es nicht. Und *Gallos* knüpft an die Zuletztgenannten des vorhergehenden Satzes an.

Wer auf die Anordnung der syntaktischen Glieder blickt und sich fragt, warum sämtliche Subjekte am Satz-Ende stehen, findet nur bereits Gesagtes wieder. In (9a) stehen die Objekte als Anknüpfungen an *partes tres* voran, und die erst einzuführenden Völker gehören ans Ende des Bogens – ebenso wie die Flüsse in (9b).

Mir scheint Cäsar mit Rhythmen zu „malen“ im Sinne des DIONYSIOS VON HALIKARNASSOS (*De compos.* 20), der von einem guten Schriftsteller (wohl im Anschluss an THEOPHRASTS *peri lexeos*) erwartet, dass er durch die Auswahl seiner Wörter (wobei er an die Ausdruckskraft der Laute und des Rhythmus denkt) und durch deren Komposition (ihre Anordnung im Satz) es dahin bringt, „dass wir die erzählten Vorgänge geradezu leibhaftig sich vor uns abspielen sehen“.

Ich hoffe, dass ohne weitere Erläuterungen der Leser in Beispiel (10) bei lautem Vortrag erleben

kann, wie träge die Strömung bis zum Einmünden in die Rhone dahinfließt.

10) *Flumen est Arar,*

quod per fines Haeduorum et Sequanorum | in Rhodanum influit, |

[- - - - - . - . - - . - . | - . . . - . .]

incredibili lenitate, | [- - . . - - . - .]

ita, ut oculis, | [. . . . -]

in útram partem flúat, | iudicári nòn possit.

[I.12.1]

Das *incredibili lenitate* wirkt, unmittelbar vor die flinken Augen gesetzt, besonders eindrucksvoll. In (11a) scheinen mir die gleichmäßigen Atembögen der Periode durch Cäsars hastigen mitternächtlichen Aufbruch (4. Zeile) gestört zu werden.

11a) *Úbi | per exploratóres | Caèsar | cértior*

factus est

trés iam partes copiarum | Helvétios id

flumen tràduxisse,

quártam vero partem | citra flumen Ararim

rèliquam esse,

- de tértia vigilia | cum legionibus tribus |

e castris proféctus -

ad éam partem pervénit, | quae nòndum

flumen transierat. [12.2]

Und in (11b) erlebe ich lesend, wie Cäsars Drängen (*maturat* vorangesetzt!) die Männer in Trab bringt.

11b) *Matúrat ab urbe proficisci*

et quam maximis potest itineribus

[- - - . - . -]

in Galliam ulteriorem contendit. [7.1]

Im Beispiel (12a) finde ich das Ungleichgewicht zwischen Haupt- und Nebensatz auffällig und ausdrucksvoll. Alle die gewaltigen Anstrengungen sind ganz plötzlich überflüssig. Das erinnert mich sehr an WILHELM BUSCH (12b).

12a) *Cum civitas | ob eam rem incitáta | àrmis*

ius suum exsequi conaretur |

multitudinémque | hominum ex ágris |

magistrátus cogèrent, |

Orgétorix mòrtuus est. [I.4.3]

Als die Bürger, aufgebracht hierüber, mit

Waffen ihr Recht verfechten wollten

und die Behörden eine riesige Menschenmenge

vom Land zusammenzogen,

[da] ist Orgetorix tot.

12b) *Wenn einer, der mit Mühe kaum |*

gekrochen ist auf einen Baum,

schon meint, dass er ein Vogel wär',

so irrt sich der.

Es sei nun noch auf einzelne Wortstellungen *sphänomene* und damit verbundene Betonungsverhältnisse eingegangen, denen man bei der Cäsarlektüre begegnet.

In (8a) findet sich das merkwürdige und im Deutschen ganz unnachahmliche Phänomen, dass zum Zwecke der Betonung ein Glied des *Nebensatzes* noch über die (ihn doch einleitende) Konjunktion hinaus nach vorn gezogen werden kann. Ich füge unter (13) zwei weitere Beispiele an. Der Beleg (13b) enthält zugleich eine zweite, über das Verb hinaus ans Satz-Ende verschobene Betonung. (Die mir greifbaren Textausgaben setzen allerdings ausnahmslos Kommata vor *cum* und hinter *exisset* und keins nach *memoria*, was mir keinen befriedigenden Sinn zu ergeben scheint.)

13a) *Reliquas copias Helvetiorum ut consequi*

posset, ... [13.1]

13b) *Hic pagus unus cum domo exisset patrum nostrorum memoria, L. Cassium ...interfecerat. [12.5]* (oder so: *Hic pagus, unus cum ...*)

Als dieser Gau zu unsrer Väter Zeit alleine ausgezogen war (bzw. *Dieser Gau hatte, als er ...*)

Ähnlich findet man beim *Ablativus absolutus*, dass die betonten Teile nach vorn oder nach hinten „ausgelagert“ werden (14). Die wichtigsten Wörter stehen in Randposition und tragen den Bogen, der die Sinneinheit umspannt. Aus diesem Prinzip wird meistens auch klar, warum das Partizip dem Ablativ vorausgeht oder nachfolgt.

14a) *Núllam partem noctis itinere intermisso [26.5]. Dómum reditionis spe sublata [5.3].*

14b) *Die constituta causae dictionis [4.2] Als der Termín feststand für die Gerichtsverhandlung*

14c) *Primum súo,*

deinde ómniū ex conspectu remotis èquis,

ut aequáto omnium periculo | spem fugae

tòllet [25.1]

Nachdem die Pferde weggeführt waren,

erst seíns, dann die von állen, um durch

die Gleichheit ... zu vereiteln

Dasselbe ist beim *Accusativus cum Infinitivo* zu beobachten (15).

15) *Allobrógibus sese vel persuasuros existimabant vel vi coacturos* [6.3]

15b) *Síbi praeter agri solum nihil esse reliqui* [11.6]

Gleich im ersten Satz des „Gallischen Krieges“ (S. 7, 9a) scheint es sonderbar, dass das *est* nach vorn gezogen ist, wo es das Substantiv von seinem Adjektiv trennt (*Gallia est omnis* ...). Der Leser wird nach *est* ein Prädikatsnomen oder Partizip erwarten; stattdessen kommt ein Attribut oder Prädikativum: Gallien ist – wenn man es in seinem ganzen Umfang nimmt –. Man hört am Ende einen aufsteigenden Ton, dem eine Pause folgt. Die zweite Satzbogenhälfte beginnt mit dem zu *omnis* kontrastierenden *divisa* und endet mit der sich ergebenden Stückzahl (*divisa in partes tres* – gegliedert in der Teile drei). Da sich die Teilbögen (*Gállia est òmnis – divísa in partes trè*s) mit dem Gesamtbogen (*Gállia ... trè*s) überlagern, lassen sich die Töne der unterstrichenen Schwerpunkte (die an Pausen grenzen und Kola rahmen) nur mit den zwei Akzentformen (Lenis und Gravis) nicht befriedigend abbilden. *Gállia est* ^{òmnis} | ^{divísa} *in partes trè*s soll andeuten, wie in der Mitte des Satzbogens die Töne höher liegen müssten.

Die Frage, in welcher Stellung zum Substantiv Adjektive betont sind, ist viel diskutiert. Wenig wird dabei auf die Umgebung geachtet, auf Satzbögen anscheinend gar nicht. Wenn *tres* seinem Substantiv hier nachfolgt, in 5.3 aber vorangeht (*trium mensum molita cibaria sibi quemque domo efferre iubent*), ist beides offenbar nur Folge davon, dass das Zahlwort (weil es stets betont sein will) in die durch den Satzbogen ausgezeichneten Stellen, also bald an den Anfang, bald ans Ende drängt. Wie sieht es bei anderen Adjektiven aus, für die man annimmt, dass sie hinter dem Substantiv unbetont seien und dass Voranstellung ihnen Betonung verleihe (16)?

16a) *Helvétios, Tulíngos, Latobrígos in fines suos, unde erant profecti, reverti iussit.* [28.3]

16b) *Orgetorix ad iudicium omnem suam familiam (ad hominum MX) undique coegit,*

16c) *et omnes clièntes obaeratòsque suos (quorum magnum num. habebat) eodem conduxit.* [4.2]

16d) *Se suis còpiis suóque exèrcitu | illis regna conciliaturum confirmat.* [3.7]

16e) *Cum civitas, ..., ármis ius suum exsequi conaretur ...* [4.3]

Die Beispiele zeigen: Ein nachfolgendes Adjektiv kann durchaus betont sein (nämlich am Ende eines Bogens (a)) und ein vorausgehendes unbetont (nämlich im Inneren des Bogens, im „Tal“ zwischen zwei Erhebungen (b)). Beispiel (c) kann davor warnen, allein aus der Pause auf eine davor liegende Betonung zu schließen (*suos* ist parallel zum unbetonten *suam*, und ein Kontrast fehlt!). Die oben genannte Annahme sollte nicht widerlegt werden (in (16d-e) wird sie bestätigt); ich musste aber zeigen, dass daneben andere Prinzipien wirken, die das erste auch außer Kraft setzen können. Ohne deren Kenntnis bleiben viele Sätze unverständlich.

Wie will man verstehen, dass in (17a-c) die kontrastierenden und also betonten Attribute einmal vor- und einmal nachgestellt sind? Ein abstraktes Sprechen von Variation und Chiasmus weicht der Frage aus, die im Hinblick auf die obige These gestellt ist, wonach die Hervorhebung durch eine bestimmte Stellung zum zugehörigen Substantiv erzeugt wird. Wenn ich aber im Spannungsbogen die Stimme den Akzenten gemäß zweimal hebe und senke, höre ich die vergleichbaren Begriffe (*advéntu* | *potèntia*; *eórum* | *èius*) auf derselben Tonstufe, erlebe die Anordnung als sinnvoll und ahne, wie Römer Beziehungen gehört haben.

17a) *Quod eórum* ^{advéntu} | ^{potèntia} *èius deminuta* [18.8]

17b) *Sed peius victóribus* ^{Sequánis} | ^{quam Haèduis} *victis* *accidisse.* [31.10]

17c) *Inter novíssimum* ^{hóstium agmen} | ^{et nóstrum} *primum* [15.5]

17d) *Ípse interim*
in colle ^{médio} | ^{triplicem} *àciem instruxit |*
legionum quáttuor veteranàrum,
in súmmo ^{iugo} | ^{dúas legiones,} |
quas in G. cit. próxime conscripserat. [24.2]

In (17d) scheint mir in der oberen Zeile das Ende des fragend-aufsteigenden Bogens die Nachstellung von *medio*, in der unteren der Neueinsatz die Voranstellung von *summo* zu motivieren.

Gut bekannt ist, dass Paare von Substantiv und attributivem Adjektiv, indem sie ein tonloses Wort als „Tal“ in ihre Mitte nehmen, sich beide (einen Bogen bildend) hervorheben können (18a). Das führt auch mal zu einer irritierenden Wortgruppierung (18b), wo dem trennenden „Tal-Wort“ selbst noch an vierter Stelle ein abgetrennter Begleiter folgt und obendrein die verschränkten Paare beide im Ablativ stehen; das an zweiter Stelle stehende Wort ist als Anknüpfung (an die zuvor benannten Alpenstämme) unbetont. Manchmal aber steckt hinter der scheinbar gleichen Form etwas anderes, wenn nämlich das eingefügte Wort selbst betont ist (18c), wodurch sich ein solches Betonungsmuster ergibt, wie wir es in *suum cuique* hören. Wenn wir *Jedem das Seine* zum Satz vervollständigen (*Jedem gebührt das Seine*), bemerkt man, dass der weite Spannungsbogen, der hier die zwei entfernten Wörter in Beziehung setzt, in dem knappen Ausdruck zu einem „Spitzbogen“ zusammengescho-ben ist. Entsprechend lässt sich in (18c) der Satz bilden: *Éa erat huius facti máxima ratio*. Dass Talwörter (hier der Infinitiv *uti*) auch zwischen andere Satzglieder gesetzt werden, wenn beide betont sein sollen, zeigt (18d).

18a) *Summam in spem* [18.9];

múltis cum làcrimis [20.1];

múlto denique die [22.4];

totius fere Gálliae [30.1]

18b) *Complúribus his proéliis pulsís* [10.5]

Indem er méhrfach diese im Gefècht besiegt

18c) *Id éa máxime ratione fecit, quod noluit ...*

[28.4] *Dies tat er vor állem dàrum, weil ...*

secundióres intèrdum res [14.5]

[nur] *zwischenzeitlich bèssere Verhältnisse*

duásque ibi legiones conscribit [10.3]

und hebt dá zwei Legionen aus

18d) *Fruménto proptérea uti mínus poterat, quod ...*

... konnte er déshalb wèniger verfügen ...

Man hat von **D i s k o n t i n u i t ä t** gesprochen, wenn Satzglieder durch Einschübe wie zerrissen erscheinen. Ich möchte es eine **k l e i n e** Diskontinuität nennen, wenn – wie in (18a-c) – nur ein Wort eingefügt ist, das entweder als Talwort seine beiden Nachbarn trennt – und zugleich durch einen Bogen verbindet – oder mit dem ersten zusammen einen Spitzbogen bildet. (In

beiden Fällen wird für das Ohr gerade eine Beziehung hergestellt; der Eindruck von Zerrissenheit entsteht nur für einen stummen Leser.) Auch nachgestellte Konjunktionen (*enim, autem, -que*) können eine kleine „Diskontinuität“ erzeugen (*de civitátis enim iùre disceptamus* [CICERO]).

Bei der **g r o ß e n** Diskontinuität (19), wenn durch mehrere eingeschobene Wörter ein Satzglied zertrennt wird, kann wieder die nahe Beziehung des ersten Teils (des Attributes) zu einem satzglied-fremden Element die Bildung eines Spitzbogens motivieren, dem dann noch ein Talwort folgt, weil auch der zweite Teil (das Substantiv) hervorgehoben werden soll (a).

19a) *Áliud àlii natura íter ostèndit*. [SALLUST]

Jedem ànders mag N. die Lébensrichtung weisen.

Hic óptimus illis temporibus est patrónus hàbitus. [CICERO]

Der hat als seínerzeit bèster aller Réchtsanwälte gegòlten.

Ita populi Románi iústum erat in Gállia impèrium.

So war gerécht des rómischen Volkes in Gállien ausgeübte Hèrrschaft. So war des rómischen Volkes Hèrrschaft über Gallien rèchtens. So war Róm beréchtigt, in Gállien zu gebieten.

19b) *Mágná apud plèbem | propter liberalitátem grátia* [18.3] *Seine beim Volk enorme | Beliebtheit wegen Freigebigkeit*

19c) *Et vítae necisque | in súos habet potestátem*. [16.5] *Und über Leben und Tod | kann er bei den Seinen verfügen.*

In (19b) sind attributiv zwischen Adjektiv und Substantiv zwei Adverbialia gestellt, deren enge Beziehung zum jeweiligen Nachbarn in den zwei kleinen Bögen zum Ausdruck kommt. Der Rhythmus gleicht dem vorigen und auch dem in (19c), wo *vitaec necisque* als echte Alternative (durch das harmlose und verhüllt) kontrastierende Spitzbogen-Akzente braucht. In allen vorgeführten Fällen steht das Attribut in Erstposition, was ihm einen im Deutschen unnachahmlichen Ton verleiht.

Überhaupt wird einer, der im Lateinischen zu hören beginnt, über jede deutsche Übersetzung unglücklich sein. Imitationsversuche klingen durchweg gequält und undeutsch. Wo der deut-

sche Ausdruck anfängt zu befriedigen, fehlt die spezifisch römische Spannung, die zwischen den akzentuierten Wörtern wirkt. (Vgl. dazu die drei Übersetzungen des letzten Satzes in (19a).)

Schüler sollten möglichst von Anfang an neben der Konstruktionsmethode auch Übersetzungsverfahren kennenlernen und einüben, die sich an der Anordnung der Satzglieder orientieren. Sie sollten dahin kommen, Akzente und Spannungsbögen zu sehen und zu hören. Ein paar Vorschläge also, wie im Unterricht vorgegangen werden kann. Man lege früh Sätze vor, die sich gegen ein Konstruieren sperren (20) oder an denen sich beide Vorgehensweisen gut vergleichen lassen (21f.).

20) *Fato potius pati*. [Inscription an einem Rendsburger Bürgerhaus]

Da sich weder ein Subjekt noch ein finites Verb zeigen will, versuchen wir, die Wörter der Reihe nach zu verstehen. In einem lesenden Römer regte sich wohl bei *fato* die Frage: Dativ oder Ablativ? Mehrdeutige Formen machten es immer spannend. Oft ahnte er zwar schon mehr als wir im Voraus; doch letzte Gewissheit stellte sich erst am Satzende ein, wenn alles zusammenstimmte. Nur wenn wir uns die Frage ebenfalls gestellt haben, wird uns gleich *potius* (mächtiger) die Antwort geben können. Dafür müssen wir allerdings auch die sich aus *potius* ergebenden Fragen stellen: Was ist mächtiger als was? *Mächtiger als das Schicksal* (Abl. comparationis) *ist Dulden*. In gemeinsamem Nachdenken über die lateinische Wortstellung – das (in der Wiedergabe noch nicht nachgeahmte) Gegenüberstehen von *fatum* und *pati[entia]* – könnten weitere Formulierungen versucht werden: *Das Schicksal ist eine gewaltige Macht, doch stärker ist des Menschen Tragekraft. Dem Schicksal überlegen ist Geduld*.

Für den Anfang sind Sätze mit Parallelismus besonders zu empfehlen, von denen zunächst nur die erste Hälfte angeschrieben werden möge (21).

21) *Volentem fata ducunt,*
 nolentem trahunt.
Den Willigen pflegt das Schicksal zu geleiten,
 doch den, der nicht will, mit Gewalt zu schleifen.

Nach der Konstruktionsmethode ordnet man um (S – P – O) und übersetzt: *Das Schicksal führt den Willenden*. Da wir dies in mündlicher Rede so beliebig betonen können, wie die Römer beliebig anzuordnen scheinen, verschieben wir jetzt den Akzent und raten, wie es weiter gehen könnte.

Nun schreiben wir den Spruch vollständig (zunächst in einer Zeile) an die Tafel: Das Komma, dem kein Nebensatz-Indikator folgt, verrät eine Aufzählung gleichartiger Elemente, einen Parallelismus also, der erlaubt, die beiden Hälften geschickt untereinander zu schreiben. Dadurch wird sichtbar: Das in der unteren Zeile eingesparte Wort *fata* ist beiden Sätzen gemeinsam und unbetont; *volentem* und *nolentem* am Zeilenanfang und *ducunt* und *trahunt* am Zeilende kontrastieren miteinander und sind betont. Die Gegenbegriffe interpretieren und schärfen sich gegenseitig. Zum Wollen wird, sofern man fragt, leicht der fehlende Infinitiv gefunden: *sein Schicksal erfüllen, dem Schicksalsanruf folgen*. Sensibilität für Sinn und Wirkung der Satzrichtung kann erübt werden, indem man sie probeweise umkehrt (*Ducunt fata volentem*). Wenn die Akzente richtig sind, müsste der Anfang (*Es führt das Schicksal ...*) im Erfahrungsbereich von Sprecher und Adressat liegen und die Frage auslösen (*Wen?*). Das wäre schon seltsam. Sollte denn der, der die Führung sieht, nicht auch den Geführten sehen? Die erste Fassung beginnt mit dem Näherliegenden: Euer Wollen oder Nichtwollen habt ihr selbst in der Hand; was habt ihr vom Schicksal im einen und im anderen Fall zu erwarten?

Wenn man dazu auffordert, die Gestalt des Originals deutsch nachzubilden, erleben die Schüler das Ärgernis, dass sich unser finites Verb aus der zweiten Position nicht ans Ende versetzen lassen will, und entdecken dadurch, wie eine zweigliedrige Prädikatform (*wird/kann/pflegt ... [zu] führen*) das Unmögliche möglich macht.

22) **Óppida Romani müris,*
 cástra vällis circumdabant.
Ihre Städte umgaben die Römer mit Mäuern,
 ihre Läger mit Érdwällen.

Konstruierend erhält man für den ersten Teil des Satzes diese (S-P-O-)Übersetzung: *Die Römer umgaben ihre Städte mit Mäuern*. Zu welcher

Erwartung muss diese Anordnung den führen, der ein Empfinden für den alles umspannenden Satzbogen hat? Zu den betonten Wörtern am Anfang und Ende werden ihm mögliche Kontraste einfallen. Beispielsweise könnte es weitergehen: ...*die Friesen [dagegen umgaben ihre Städte] mit Deichen*. Der Übersetzer wird erst nachträglich, durch den überraschend anderen Fortgang, eines Besseren belehrt. Für römische Leser hätte schon in der Abfolge *Oppida Romani* eine hilfreiche Erwartungslenkung gelegen.

Was der Römer nur fühlte, müssen wir uns zum Bewusstsein erheben. Das Objekt trägt dadurch, dass es dem Subjekt vorangeht, einen aufsteigenden Akzent, dem am Ende ein fallender folgen wird. Der Deutsche, der dies weiß, kann, sobald das erste Satzglied erkannt ist, mit der Wiedergabe desselben beginnen und wird dann (notwendigerweise) das finite Verb folgen lassen (*Die Städte umgaben ...*). Das Prädikat steuert nun die weiteren Erwartungen. So nähert sich der Prozess einem simultanen Dolmetschen an, bei dem jedes Satzteil von vornherein die vom Autor gedachte Stelle erhält – ausgenommen (glücklicherweise!) das Prädikat (bzw. sein finites Hilfsverb), das wir an die zweite Stelle vorziehen müssen. Ein Glück ist es für uns, weil unsere Erwartung dadurch früh auf den richtigen Kurs gebracht wird.

Durch solche Beispiele vorbereitet, werden Schüler an Cäsarsätzen ihre Freude haben, wenn sie schon nach den ersten Wörtern den Bau des ganzen Satzgefüges erahnen können (23).

23a) *Si pácem populus Romanus...; / sin béllo ...*
[I.13.3]

23b) *Cópias suas Caesar...; | equitatúmque...*
[24.1]

Doch müssen dafür wichtige Voraussetzungen früh genug erarbeitet werden. Mit Nicht-Subjekten den Satz eröffnen kann nur, wer mühelos im Deutschen jeden verlangten Kasus bildet. Dann muss man die mehrdeutigen Formen wie im Lateinischen so auch im Deutschen (der Ritter, den Bauern, die Städte, ...) gut kennen, damit sich die Kasus nicht während des Übersetzens unbemerkt verwandeln. Mehrdeutige Erstglieder dürfen natürlich nicht – oder allenfalls dann sofort übersetzt werden, wenn (s. 22) die Mehr-

deutigkeit in beiden Sprachen kongruiert (*oppida* die Städte N/Akk. Pl).

Das Erkennen von Parallelismen, meistens ausgehend von kontrastierend vorangestellten Wörtern, ist besonders hilfreich, wenn in der ersten „Zeile“ Formen mehrdeutig sind (die durch den Gegenbegriff klar werden) oder wenn andere Schwierigkeiten Anlass geben, die zweite vor der ersten zu versuchen. So wird in *qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur* (9a) das vielleicht dunkle *ipsorum* von *nostra lingua* (\approx *Romanorum lingua*) her verständlich (*Celtarum ipsorum lingua*).

Da Kontraste nicht immer durch syntaktische Parallelität unterstrichen werden, ist scharf zu merken auf die Hervorhebung von Wörtern durch Voranstellung – so in (24a) die des Prädikats. In (24b) ist Cäsars eigenes Vorhaben gegen den Auftrag abgesetzt, den er gerade zuvor dem T. Labienus erteilt hat.

24a) *Si quid áccidat Romanis...; | império populi Romani ...* [18.9]

Wenn die Römer eine Schlappe erleiden...; | wenn die Römer an die Herrschaft kommen ...

24b) *Quid súi consilii sit, ostèndit.* [21.2] *Was er selbst vorhat, legt er [dem Labienus] dar.*

Leicht können in die Lehrbucharbeit zur Abwechslung *Sentenzen* und *Sprüche* eingestreut werden. Da diese keinen Kontext haben, der sonst (häufig eher unterbewusst) die Erwartung lenkt, gilt es hier, aus einem Minimum von Material mit gesteigertem Bewusstsein ein Maximum an lebendigen Vorstellungen zu gewinnen.

25) *Mínima non curat praëtor.*

a. *Bagatellen können nicht die Sorge eines Prätors sein.*

b. *Der Pr. kümmert sich nicht [mal] um die geringsten Dinge.*

Was für eine Situation hat den Satz (25) provoziert? Hat vielleicht ein Bürger aus seiner Sicht „arge Zustände“ beklagt, um die der Staat sich endlich kümmern sollte? Oder hat sich der derzeitige Amtsinhaber so verhalten, dass man ihm Nachlässigkeit vorwirft? Offenbar gilt es, mit exakter Phantasie eine solche *Situation* zu ersinnen, dass aus ihr heraus die Wahl, Anordnung und Akzentuierung sämtlicher Wörter möglichst sinnvoll und verständlich wird. Die

Vorschläge werden geprüft, indem man den Satz mehrmals laut liest, ob er in Ton und Ausrichtung dazu passt. Hat man sich über die auslösende Situation geeinigt, kann man die *R e a k t i o n* des Sprechers auf diese ins Auge fassen. Indem er von *Bagatellen* spricht, korrigiert er die Wertung des Gegenübers, was die kontrastierende Betonung erklärt. Indem er sagt, die Zuständigkeit liege nicht beim *praetor*, wird der andere, wenn er die Betonung nicht überhört, den unausgesprochenen „Gegenbegriff“ erahnen und dem ruhig gesprochenen Aussagesatz die Aufforderung entnehmen, sich gefälligst selbst zu kümmern. Außerdem lesen wir nicht: *Diese Bagatellen [die du da anführst]*. Durch das Fehlen von *Diese* ist die zunächst persönliche Aufforderung zu einer transferierbaren „*L e b e n s r e g e l*“ verallgemeinert, ein zitierbarer „Spruch“ ist entstanden. So kann man in vielen Fällen nach der Moral fragen.

26a) *Gaudia principium | nostri sunt saepe doloris.*

Lust ist für uns nur Anfang oft von eigenem Schmerz.

26b) *Verum gaudium res severa.*

Wahre Lust ist eine ernste Sache

26c) *Cuivis dolori remedium est patientia.*

Für jeden Schmerz ein Gegenmittel ist – Duldemut.

Formal fällt in (26a) auf, wie *Lust* und *Schmerz* durch ihre Stellung im Aufgangs- und Endpunkt des Satzbogens unmittelbar aufeinander bezogen und kontrastbetont sind. Der Satzinhalt stimmt mit dem Bild wunderbar überein. Was anfangs Lust verspricht, wird leicht am Ende schmerzliches Begehren, Sucht. Das von seinem Substantiv *doloris* getrennte *nostri* müsste dadurch betont sein. So „verfrüht“ genannt, steigert es natürlich die Erwartung auf die hinausgezögerte Überraschung, dass wir „mit dem Erstreben von Lust eigenen Schmerz herbeiziehen“. Durch diese Paraphrase wird deutlich, dass die Betonung von *nostri* tatsächlich inhaltlich motiviert ist. Zeichnet man nun die Mittelzäsur und die Bögen ein, die die Vershälften umspannen, sieht man unmittelbar, wie sich in den Kola das über die Randpositionen des Satzes Festgestellte im Kleinen wiederholt. Betonte Wortpaare drängen an die Ränder von

Sätzen oder Kola, um durch ihren Beziehungsbogen die Einheit zu umschließen. Zwischen den Atembögen liegt ein Innehalten. Das im Textbild Gesehene muss durch lautes Sprechen hörbar werden, damit überprüft werden kann, wie weit es mit dem vorgestellten Inhalt (bzw. der ausgemalten Situation) zusammenstimmt.

Das in *nostri* steckende *Wir* meint natürlich keine besondere Gruppe, sondern uns Menschen insgesamt. Hier (wie in 26b-c) spricht ein Philosoph – ohne dass ein bestimmtes Gegenüber und eine auslösende Situation gedacht werden muss – allgemeingültige Erkenntnisse aus.

In (26b) ist festzustellen, dass die Adjektive nicht durch ihre Stellung zu ihrem Substantiv, sondern durch ihre Randposition betont sind. Die nicht miteinander kontrastierenden Wörter *gaudium* und *res* wird man nicht betonen wollen (und *gaudium* besser nicht mit *Freude* übersetzen). Die *wahre Lust* (am Erkennen und Verwirklichen des Guten, Wahren, Schönen) grenzt sich gegen die sinnliche **Scheinlust** ab, deren Kehrseite Schmerz ist. Diese verdient kein ernstliches Bemühen, jene erfordert ein solches. *Lust* braucht als gemeinsames Grundwort der beiden keine Betonung, und so kann dem Adjektiv (als einem Bestimmungswort) ein größeres Gewicht als dem Substantiv zukommen.

Bei dem Ausspruch (26c) kann man fragen, wie viele Akzente er bekommen und ob ein Einschnitt in die Mitte gelegt werden sollte. Sicherlich wird bei *remedium* erlebt werden, dass es die Erwartung des Hörers spannt und in eine falsche Richtung lockt, um endlich (wohl nach einer kleinen Pause?) mit *patientia* Verblüffung auszulösen.

Eine Zwischenbemerkung zum vorangestellten Dativ. Ich zeige Schülern früh, dass Dative sehr oft durch *für* – gelegentlich *zu* (vgl. *á* frz.) – umschrieben werden können (*Ótto trägt Anna den Köffer – Für Anna trägt er ihn gern*) und Genitive durch *von* (*Keiner meiner Freunde war gekommen – Von meinen Freunden sah ich keinen*). Dann können sie beweglich mit Kasus in betonter Randposition umgehen.

Fragen wir zur Vorbereitung von (27) noch, was für Satzglieder *remedium* und *patientia* sind. Dass *remedium* Prädikatsnomen und *patientia*

Subjekt sein soll, wird aufgrund der Wortstellung manchen überraschen, kann aber im Deutschen am bestimmten und unbestimmten Artikel abgelesen werden. Der Satz geht hier nicht vom syntaktischen Subjekt aus, sondern vom Objekt, von den allzu vertrauten Schmerzen, und sucht nach dem Subjekt: *Wer oder was kann jeden Schmerz heilen?* Dies ist der normale (Erkenntnis vermittelnde) Weg eines Aussagesatzes: dass er von einer vertrauten Vorstellung zum Fremden (auch Befremdenden und Überraschenden) hinleitet – durch eine ans Bekannte geknüpfte Frage, die man in dem aufsteigenden Akzent und Spannungsbogen des Satzanfangs hört. Der Sprecher kann für diesen Anfang zwischen den syntaktischen Formen frei wählen (*Jeder Schmerz wird besiegt durch Geduld. Jeden Schmerz besiegt Geduld. Schmerzt dich etwas, hilft Geduld*).

27a) ¹*In principio erat verbum;*

²*et verbum erat apud deum;*

³*et deus erat verbum.*

Im Anfang war das Wort;

und das Wort war bei Gott;

und ein Gott war das Wort.

Jetzt kann man in (27a) untersuchen lassen: Läuft jedes der drei Teilsätzchen dem beschriebenen Normalsatz entsprechend ab, sodass man sie alle mit dem bisherigen Satzbogen sprechen kann? (Das *In principio* mag man erläutern: So konnte der Evangelist JOHANNES beginnen, weil seit den Vorsokratikern die Frage nach dem *principium* der Welt geläufig war; jedermann wusste, dass THALES geantwortet hatte, im Anfang sei das Wasser gewesen.) Wenn man das dritte Sätzchen wie die andern beiden lesen wollte, müsste man den Gott in (³) mit dem in (²) identifizieren. Wenn er aber in (³) als ein neuer Gott eingeführt wird, hätte er ja am Ende stehen sollen (*et verbum erat deus*). Wie ist nun Satz (³) zu betonen? Man wird wahrscheinlich die dem Leser gleich zu Anfang entgegengeschmettete Antwort (auf die noch gar nicht gestellte Frage: *Was für ein Wesen war dieses Wort?*) kaum anders betonen und empfinden können als ich und die Wörter, die auf die Entladung der Erregung noch folgen, ohne einen Akzent lassen.

27b) ¹*Volat hora. Im Flüge vergeht die Zeit!*

²**Hóra volat. Die Zeit rennt.*

In gewissem Sinne vergleichbar ist (27b), wo der heftige Eindruck des Davonrennens Anfang und Auslöser des Satzes ist. Wenn aber jemand rückblickend in ruhiger Betrachtung den entsprechenden Gedanken bildet, wird er erst seinen Gegenstand vornehmen, bevor er zu Aussagen darüber gelangt. Man lasse einmal die Fassungen (1) und (2) vergleichen.

27c) *Ūsus tyrānnus. (Ūsus tyrānnus)*

Das Hérkommen ist ein Tyrānn.

Der Braúch ist ein Diktátor!

27d) *Ūsus magister optimus.*

(Ūsus magister óptimus)

Pràxis ist der beste Lehrer!

Pràxis ist als Lehrer bésser!

Wunderlich scheint es zunächst, dass *usus* (in 27c und d) von Römern so unterschiedlich bewertet werden kann, und man muss erst einmal herausfinden, durch welche verschiedenen Bedeutungen beide Sätze sinnvoll werden. Syntaktisch ist (c) klar: Subjekt – Prädikatsnomen. Dass (d) genauso aufgebaut ist, wird, da die Artikel täuschen, erst durch Umformung deutlich: **Die Praxis (die praktische Übung) ist ein besserer Lehrer [als die Theorie]. Einen besseren Lehrer als die Praxis gibt es nicht.** Jetzt aber wird es spannend: Hören die Schüler, dass in (d) anders als in (c) zu akzentuieren ist? Hier wird ja wohl kaum über die Frage nachgedacht: *Was für ein Lehrer ist die Praxis?* Näher liegt es, an ein Aufbegehren gegen rein theoretischen Unterricht (oder an ein Auftrumpfen mit einer neuen Erkenntnis) zu denken. Ich würde den Begriff „Affektbetonung“ vorschlagen.

In Klammern habe ich einen ebenfalls möglichen Ausrufakzent am Ende notiert. Denn es muss auch gesehen werden, dass es immer wieder – nicht anders als bei der Interpretation von Noten in der Musik – gewisse Auslegungsspielräume geben kann. Dazu zwei Beispiele (28b-c).

28a) *Principiis obsta. Wehre den Anfängen!*

28b) ¹*Nòli me tangere. Nicht berühren! Bitte, nicht!*

Làss!

²*Noli me tângere. Rühr mich nicht án!*

28c) ¹*Rém tène; vérba sequèntur.*

Die Sàche halte fèst; die Wórtte werden fólgen.

²*Rèm tene; verba sequèntur. An die Sàche halte dich; die Wórtte werden fólgen.*

Man vergleiche die Imperative (28 a und b) und suche zu erkennen, ob durch Voran- oder durch Nachstellen die Ergänzung des Verbs betont wird. Wer bemerkt, dass sich in (a) *principiis* gegen einen Kontrastbegriff abgrenzt, ist nicht mehr im Zweifel. *Den Anfängen [aufkeimenden Unkrauts] musst du wehren!* Das sagt man in einer Situation, wo einer versucht, dem bereits üppig Wuchern den entgegenzuwirken. Da das Wehren nicht im Kontrast steht, ist bei *obsta* eine Betonung unangebracht.

Wenn man die Worte (28b), die der Auferstandene am Ostermorgen an MARIA MAGDALENA richtet, wie in (1) oder wie in (2) akzentuiert, ist beides daraus zu rechtfertigen, wie man sich die Situation vorstellt. Hatte Maria Magdalena bereits dazu angesetzt, ihn zu berühren, ist eine Betonung von *tangere* nicht mehr motiviert.

Man überlege zu (28c) gemeinsam, wie die verschiedene Akzentuierung begründet werden kann. Die Akzentuierung (1) kann sich auf den Kontrast *rem – verba* (Inhalt – Form) berufen und setzt einen gelassenen Sprecher voraus. Für (2) ist auf die Situation zurückzugehen. Hat der Schüler (wie Wagner in GOETHE'S „Faust“) den Meister nach den [rechten] Worten für einen erfolgreichen Vortrag gefragt, um sich an diese zu klammern, so musste der Meister nur das hervorheben, was für den Schüler neu war und im Gegensatz zu dessen Vorstellungen oder Erwartungen stand: *An die Sache klammere dich, woraus die [rechten] Worte sich ergeben!*

Ich will zum Schluss kommen und gebe noch je ein Beispiel von drei Autoren, bei denen man ein fruchtbares Übungsfeld zu finden hoffen kann. Wenn man durch Striche die Sinn- und Sprechheiten trennt (wo sie nicht schon durch Zeilenenden oder Satzzeichen markiert sind), sieht man schön, wie in den Randpositionen der Kola die Betonungen stehen.

29) *Túus es iúdex | álio te laudànte!* [CATO]

Gegen dich selbst sei kritisch, wenn ein anderer dich lobt!

30) *Nùbere Paúla cupit nobis, égo ducere Paúlam nòl[o]: ànus est; vellém, si mágis esset anùs.*

[MARTIAL]

Zum Mann wünscht Paula mich, Paula zur Frau will ich nicht: alt ist sie; ich wollte doch, wäre sie noch – älter.

31) *Núlli se dicit mulier mea nubere málle | quám mihi; nón, si se | Iúppiter ipse petàt. dicit; sed muliér | cupidó quod dicit amánti, in vènt[o] et rapidá scribere oportet aquà.*

[CATULL]

Keinen, sagte mein Weibchen, wolle zum Manne sie lieber als nur mich; nicht einmal dann, wenn sie – Juppiter selber begehrte. Sagte sie. Doch was ein Weib seinem Liebhaber sagt, wenn er lodert, in den Wind, in Strudel kannst du das schreiben von Wasser!

Ich fände es sehr bedauerlich, wenn die Jugend, die CICERO und SENECA auf Lateinisch liest, nichts von dem erspüren würde, was PETRARCA bei seiner Lektüre dieser Autoren erlebt hat: dass deren Enthusiasmus durch ihre Sprache auch ihn entzündete. Es geschah, wie er ausdrücklich sagt, nicht durch ihre Gedanken. Es geschah durch etwas in der Sprache, das wir jenseits der Syntax zu suchen haben, in einer individuellen Prägung durch den lebendigen Atem, durch die Seelenregung und Charaktergesinnung eines Menschen.

Petrarca schreibt: „Ich habe ... alle ethischen Bücher des ARISTOTELES gelesen ... Ich bin durch diese Bücher gelehrter, aber nicht besser geworden, wie es sich gehört hätte ... Meine Seele und mein Wille sind ganz dieselben geblieben wie zuvor. Es ist ein großer Unterschied, ob ich etwas weiß, oder ob ich es liebe; ob ich es verstehe, oder ob ich nach ihm strebe. Aristoteles lehrt uns, ich leugne es nicht, was Tugend ist; aber jene überzeugenden und begeisternden Worte, die uns zur Liebe der Tugend und zum Hass des Lasters bewegen, durch die der Geist entzündet und angefeuert wird, kennt er nicht oder doch nur sehr selten. Wie häufig können wir sie dagegen bei den Unsrigen finden, wenn wir nur suchen, besonders bei CICERO und SENECA.“ [Petrarca, Dichtungen, Briefe, Schriften, ausgewählt von H. W. EPPELSHEIMER, Fischer 1956, S. 181f.]

ROLF MAINZ, Rendsburg

Textverständnis und Lebensalter

Als Textverständnis bezeichnet man zweierlei. Einmal ist gemeint, inwieweit ein Leser die grammatischen und semantischen Einzelheiten eines Textes verstanden hat. Wenn er dabei Fehler macht, kann jemand, der sprachkundiger ist als er, sein Textverständnis als falsch erweisen. Wenn es aber um das Verständnis eines ganzen Textes geht, um dessen „Aussage“ oder „Botschaft“, wie man sagt, ist ein solcher Erweis nicht ohne weiteres möglich. Denn hier ist auch das zu berücksichtigen, was der Leser von sich aus zum Sinn des Textes beisteuert, wenn er die hör- oder sichtbar kodierten Sprachzeichen bei der Rezeption mit Leben erfüllt, d. h. sich selbst und anderen verständlich macht. Ein einfaches Beispiel dafür ist sein Lebensalter. Davon handelt die folgende wahre Geschichte:

Zwei befreundete Liebhaber des Lateinischen sind uneins, wie die Botschaft „*Carpe diem*“ in der Ode I 11 von HORAZ zu verstehen sei.

*Tu ne quaesieris, scire nefas, quem mihi,
quem tibi
finem di dederint, Leuconoe, nec Babylonios
temptaris numeros. Ut melius, quidquid erit,
pati.*

*Seu plures hiemes, seu tribuit Iuppiter ultimam,
quae nunc oppositis debilitat pumicibus mare
Tyrrhenum: sapias, vina liques, et spatio brevi
spem longam reseces. Dum loquimur, fugerit
invida
aetas: carpe diem quam minimum credula
postero.*

Du frage nicht – zu wissen ist verboten – welches Ende mir, welches dir die Götter / gesetzt haben, Leuconoe, und lass uns kein Horoskop / machen. Wieviel besser ist es doch, was auch geschieht, zu ertragen. / Ob noch mehr Winter Jupiter uns zugeteilt hat oder diesen als letzten, / der jetzt an den Lavaklippen die Wogen des Tyrrhenischen Meeres / bricht: Sei vernünftig, mache den Wein fertig und höre auf, für eine kurze Zeitspanne / eine lange Zukunft zu planen. Während wir plaudern, ist schon wieder ein Stück der knappen Lebenszeit / dahin: Nutze den Tag und erwarte so wenig wie möglich vom folgenden.

In dem Gedicht fordert der Sprecher ein Mädchen namens Leuconoe auf, sich nicht um die Zukunft zu sorgen, sondern lieber den stürmischen Wintertag mit ihm zusammen im Haus beim Wein zu genießen. Der Aufruf ist in drei Teile gegliedert, die durch Verbformen der 2. Person Singular markiert sind:

1. Der Sprecher tadelt die Freundin dafür, dass sie ein Horoskop hat stellen lassen und hält ihr seine stoische Lebensregel entgegen, das Schicksal mit Geduld zu ertragen (Prohibitive).
2. Er fordert sie auf, angesichts der Ungewissheit des Schicksals und des scheußlichen Wetters wegen das Grübeln zu lassen und den Wein durchs Tuch zu gießen (Optative).
3. Er erklärt ihr, dass die Lebenszeit allzu rasch vergeht, und fasst seinen Aufruf kurz zusammen: Es gelte den heutigen Tag zu nutzen, dem morgigen sei nicht zu trauen (Imperativ).

Der jüngere der beiden Freunde sieht in der Abfolge dieser Gedanken einen Weg, der den Leser aus der Trübsal der Todesfurcht zu neuem Lebensmut führt. Es sei wohl der Sinn des Gedichts, diesen in eine optimistische Stimmung zu versetzen. Der ältere Freund, schon über 80 Jahre alt, versteht die Devise „*carpe diem*“ jedoch pessimistisch, ja fatalistisch. Die Fülle der Todesmotive und die winterliche Szene machten die acht Verse zu einem typischen Altersgedicht. Es erscheine ihm aber merkwürdig, dass Horaz als 40jähriger schon von dem Erlebnis der immer rascher vergehenden Zeit gesprochen hat, das er selbst erst in hohem Alter kennen gelernt habe.

Die Freunde haben nun einen pensionierten Lateinlehrer aus der Nachbarschaft gebeten, ihren Streit zu schlichten und zu entscheiden, wer von ihnen beiden das Gedicht „richtig“ interpretiere. Das könne er nicht, war die Antwort. Man könne zwar ihre Kontroverse leicht dadurch erklären, dass Horaz sowohl epikureische wie stoische Ansichten vertrete, so dass beide Verständnisweisen möglich seien. Was aber dem Älteren von ihnen merkwürdig erscheine, sei vermutlich dadurch zu erklären, dass der Dichter unter den damaligen Lebens-

verhältnissen wirklich alt gewesen sei, wie sein Zeiterleben beweise. Darin werde der historische Abstand offenbar:

„Die neuzeitlichen Transformationen im Verhältnis von Natur, Mensch und Gesellschaft, die wir heute vorzugsweise als Modernisierung bezeichnen, sind vielfältig und verschlungen. Lineare Entwicklungen sind selten, Spannungen, Diskontinuitäten und Schwankungen um einen Trend die Regel. Eine Ausnahme bilde die nahezu gradlinige Verlängerung der durchschnittlichen Lebensspanne des Menschen in Europa seit dem Beginn der Industrialisierung zu Ende des 18. Jahrhunderts. Vorher bewegte sich die mittlere Lebenserwartung bei der Geburt in Europa mit starken Schwankungen im Bereich unter dreißig Jahren. Um 1840 betrug sie in England und Skandinavien bereits 40 Jahre, ein Wert, der im später industrialisierten Deutschen Reich erst um 1890

erreicht wurde. Vor dem zweiten Weltkrieg lag die durchschnittliche Lebensspanne in Europa in der Größenordnung von 60 Jahren, um 1960 bei 70 Jahren und heute bei 80 Jahren ...“

(FRANZ-XAVER KAUFMANN 2005)

Mit diesem Zitat erläutert der Pensionär nun den beiden Ratsuchenden, dass die langfristige historische Entwicklung, die der Soziologe darstellt, im Textverständnis des älteren Freundes als zeitliche Verschiebung eines typischen Alterserlebnisses vom 40jährigen antiken Autor zu seinem 80jährigen modernen Leser erscheine. So liefere ihre Kontroverse nicht nur den empirischen Beleg für den Zusammenhang von Textverständnis und Lebensalter, sondern auch den warnenden Hinweis auf den Graben, der die Welt der Antike von unserer modernen Welt trennt.

EBERHARD HERMES, Hevensen

Vom Dolmetschen

In einer Zeit globaler Vernetzung werden überall Dolmetscher benötigt. Dabei ist ein neues Berufsbild entstanden, der akademisch ausgebildete Simultandolmetscher, der die Aufgabe hat, die fremdsprachlichen Beiträge von Teilnehmern internationaler Konferenzen „zeitgleich“ (mlat.) seinen Landsleuten im Auditorium in ihrer Muttersprache über Mikrofon-Kopfhörer-System zur Kenntnis zu bringen. Eigentlich ist aber das Simultandolmetschen in einer solchen Zeit ständigen Austauschs nicht mehr an einen Beruf gebunden, sondern ein Merkmal unzähliger Gespräche zwischen Partnern mit unterschiedlicher Muttersprache im Alltag geworden, etwas Selbstverständliches also.

Auch im vielsprachigen römischen Kaiserreich in der Zeit nach Augustus zu Beginn unserer Jahreszählung war das Simultandolmetschen eine Selbstverständlichkeit und daher kein Gesprächsthema. Es ist ein purer Zufall, wenn man bei der Lektüre auf einen Text stößt, in dem davon die Rede ist. In dem folgenden *Exemplum* aus dem ‚Buch der Beispiele‘ von VALERIUS MAXIMUS, das um das Jahr 30 nach Chr. entstand, ist das der Fall.

Magistratus prisca quantopere suam populique Romani maiestatem retinentes se gesserint, hinc cognosci potest, quod inter cetera obtinendae gravitatis indicia illud custodiebant, ne Graecis umquam nisi Latine responsa darent.

Quin etiam ipsos linguae volubilitate, qua plurimum valent, excussa per interpretem loqui cogebant, non in urbe tantum nostra, sed etiam in Graecia et Asia, quo scilicet Latinae vocis honos per omnes gentes venerabiliter diffunderetur.

Nec illis deerant studia doctrinae, sed nulla non in re pallium togae subiici debere arbitrabantur, indignum esse existimantes illecebris et suavitati litterarum imperii pondus et auctoritatem donari.

(Factorum et dictorum memorabilium libri IX, lib. II cap. 2 § 2)

„Wie sehr die Amtsträger der alten Zeit in ihrem Verhalten ihre und des römischen Volkes Würde bewahrt haben, lässt sich daran erkennen, dass sie – unter weiteren Anzeichen, ihre Bedeutung unter Beweis zu stellen – auch jenes Prinzip mit großer Beharrlichkeit beibehielten, den Griechen Rechtsbescheide nie anders als auf Latein zu erteilen.

Sie machten sogar deren Redegewandtheit, mit der sie sich meistens Vorteil verschaffen, nutzlos und zwangen sie, sich in Verhandlungen durch einen Dolmetscher vertreten zu lassen, nicht nur in unserer Hauptstadt, sondern auch in Griechenland und Kleinasien, um so die Wertschätzung der lateinischen Sprache unter allen Völkern immer mehr zu verbreiten.

Es fehlte ihnen aber nicht etwa an höherer Bildung, sondern sie waren der Überzeugung, dass sich in jedem Fall der (griechische) Umhang der (römischen) Toga zu unterwerfen habe, und hielten es für unwürdig, wenn Gewicht und Autorität des Reiches den Reizen und der Behutsamkeit literarischer Ausdrucksweise zum Opfer fallen.“

Der Text besteht aus drei Sätzen, von denen jeder ein eigenes Thema hat. Der erste handelt von der Regel der römischen Behörden, ihre Erlasse den griechischsprachigen Untertanen nur auf Latein bekannt zu geben. So sollte ihnen Roms Herrschaft bewusst bleiben. Dann ist von der Anweisung die Rede, dass sich die Untertanen bei ihren Einlassungen vor der Obrigkeit ebenfalls nur der lateinischen Amtssprache bedienen dürfen, also eigene Dolmetscher mitbringen müssen, wenn sie nur Griechisch können. Man wollte so das Lateinische allmählich in der hellenistischen Kultur beliebt machen. Schließlich wird erklärt, dass die leitenden Beamten aus Rom selbst zweisprachig waren und die griechische Rhetorik aus dem Hochschulstudium (*studia doctrinae*) kannten. Deshalb wollten sie deren schädlichen Einfluss auf die Regierungsarbeit durch das Lateinangebot unterbinden. Zwei Möglichkeiten der Einflussnahme werden im Text erwähnt, die Redegewandtheit (*volubilitas*: „Die schwächere Meinung zur stärkeren machen“ – PROTAGORAS DIELS B 6) und das Schönreden (*suavitas*: „Wohllaut der Rede“ – CICERO, *De oratore* III 242). Es sei Beamtenpflicht gewesen, den Rangunterschied zwischen den beiden Sprachen deutlich zu machen (Sprichwort: *A toga ad pallium*). Der Text könnte eine kritische Stellungnahme der Regierungselite zu der historischen Erklärung dieses Problems gewesen sein, die der Dichter HORAZ – der nicht an Amtspflichten gebunden war – eine Generation zuvor in seinem Brief an AUGUSTUS gegeben hatte:

Graecia capta ferum victorem cepit et artes intulit agresti Latio ... (epist. II 1,156/7) – Griechenland wurde erobert und hat seinen ungezähmten Besieger dann selbst erobert und dem bäuerlichen Latium die Bildung (= *septem artes liberales*) gebracht ...

In diesen Versen wird – im Unterschied zum *Exemplum* des Valerius Maximus – keine Bewertung der beiden Sprachen vorgenommen, sondern der geschichtliche Prozess auf den Punkt gebracht. Der aber hat einen genau bestimmbaren historischen Ort im Verlauf der europäischen Geschichte und kann in diese sinnvoll eingeordnet werden. Das hat ERNST ROBERT CURTIUS 1948 getan: Er verstand die Horazverse als „Modellvorstellung“ einer Tradition wissenschaftlicher Bildung von Athen oder Rom nach Paris, wo 1215 die erste europäische Universität gegründet wurde. Diese Übertragung der Wissenschaft (*translatio studii*) habe im Denken der mittelalterlichen Kulturträger die Übertragung der Kaiserwürde (*translatio imperii*) auf KARL DEN GROSSEN und die anderen Kaiser historisch begleitet. Später wurde diese Reichsidee unter dem Titel des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ institutionalisiert und hat bis 1806 das Selbstbild Europas als einer geschichtlichen Einheit geprägt. Als Curtius 1948 in seinem Buch „Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter“ (S. 38) auf diesen Zusammenhang hinwies, erlebte er bereits, wie Europa eine kulturelle Allianz mit den USA bildete und die Begegnung mit den Kulturen Asiens unmittelbar bevorstand. Die letzte Station, zu der uns sein Verständnis der Horazstelle bringt, ist die Einführung der lateinischen Lautschrift (hanyu Pinyin) im heutigen China (W. G. A. SCHMIDT: Einf. i. d. chin. Schrift- und Zeichenkunde, 1996).

In dem Vergleich zwischen dem modernen professionellen Simultandolmetschen und dem antiken Beispiel des Valerius Maximus sind nur zwei einfache Arbeitsformen zur Sprache gekommen. Während im Konferenzbetrieb, in dem ein Konsens erstrebt wird, von der fremden in die eigene Sprache übersetzt wird, geht es unter Roms Herrschaft von der eigenen, der griechischen Umgangssprache, zur fremden, der lateinischen Amtssprache. Es waren jedenfalls nur zwei Sprachen im Spiel.

Heute findet sich der Simultandolmetscher in einer verwirrenden Welt vieler konkurrierender Sprachen mit ganz verschiedenen Schriftsystemen vor. Seine Aufgaben sind schwieriger geworden, als sich seine früheren Kollegen überhaupt vorstellen konnten.

„Haben Sie ein Beispiel für eine solche unvorstellbare Aufgabe?“

„Ja, neulich musste ein Kollege sogar deswegen seinen Job aufgeben.“

„Warum?“

„Er sollte den im chinesischen Fernsehen am unteren Bildrand in herkömmlichen Schriftzeichen

durchlaufenden Nachrichtentext simultan ins Englische übersetzen.“

„Und?“

„Er konnte es nicht. Er kam nämlich mit dem Lesen nicht schnell genug hinterher.“

Das Beispiel lehrt, zwei Dinge zu unterscheiden, das Übersetzen, d. h. Lesen und Übertragen eines fertigen Textes in eine andere Sprache, und das Dolmetschen, bei dem die Übertragung mit dem Text zugleich entsteht. Der Dolmetscher nimmt daran als Zuhörer der Rede und als Sprecher der Übertragung teil.

EBERHARD HERMES, Hevensen

Der Römer Boethius als Lehrer des Mittelalters

Die große Wirkung des BOETHIUS (~480-525) auf das Mittelalter vollzog sich in zwei verschiedenen Arten, zunächst in der Latinisierung und Kommentierung aristotelischer Werke, wodurch diese Werke dem Mittelalter bekannt wurden. Ferner verfasste er sowohl philosophische als auch theologische Abhandlungen. Zu welcher Entwicklung hat nun das Wirken des Boethius geführt?¹ Wir betrachten jedoch zunächst:

1) Die Philosophie und ihre Sprache

Es war bei den Römern vielfach üblich, philosophische Abhandlungen in griechischer Sprache zu schreiben. So z. B. verfasste L. ANNAEUS CORNUTUS, obwohl lateinischer Grammatiker, seine philosophischen Werke nicht in der lateinischen Sprache.² Bekanntester noch ist in dieser Hinsicht u. a. das Werk des Kaisers MARC AUREL. MARIUS VICTORINUS und Boethius schrieben hingegen nicht griechisch, übersetzten vielmehr aus dem Griechischen, so den Neuplatoniker PORPHYRIOS, und schrieben ihre Abhandlungen in lateinischer Sprache.

2) Griechische Neuplatoniker in Rom: Plotin und Porphyrios

Die philosophische Richtung des Boethius war der Neuplatonismus, der im Westen des Römischen Reiches schon sehr früh Fuß gefasst hatte. Der Gründer, AMMONIOS SAKKAS, lehrte zwar in Alexandrien, sein Schüler PLOTIN (203-269), der dort bei ihm studiert hatte, siedelte jedoch

nach Rom über. Dessen Schüler PORPHYRIOS AUS TYROS (3. Jahrh.) lernte diese philosophische Lehre in Athen bei dem berühmten LONGINUS kennen, den die Nachwelt wegen seiner breiten Gelehrsamkeit eine „Ein-Mann-Universität“³ nannte. Er ging dann aber gleichfalls nach Rom und schloss sich hier i. J. 263 Plotin an. Hier ordnete er Plotins 54 Schriften in 6 Enneaden und gab sie heraus. Er wurde ein Gelehrter von universaler Bildung und verfasste seine Werke weiter in griechischer Sprache.

Mit Porphyrios beginnt auch die lange, bis ans Ende des Mittelalters währende Reihe der Kommentatoren platonischer und aristotelischer Schriften. Was nun kommentiert er? Schriften des ARISTOTELES, und zwar vorzugsweise die offenbar seinen Interessen naheliegenden Schriften zur Logik, insbesondere die Schrift, die später den Titel „*De categoriis*“ bekam. Seinem umfangreichen Kommentar zu diesem Werk folgte noch eine „Einführung“ (*Eisagoge*), die dann im Mittelalter ein Schulbuch der Logik wurde.

Weshalb nun kommentiert und überliefert ein griechischer Neuplatoniker Aristoteles? Der sachliche Grund für die Übernahme der aristotelischen Logik in die neuplatonische Philosophie lag in dem Bedürfnis nach einem Unterbau für diese Philosophie, wie das schon vorher die athenische Akademie durch Aufnahme der aristotelischen Logik in das System zu erkennen gegeben hatte.⁴ Boethius überliefert also das „logische Gerüst“ für den Neuplatonismus.

3) Römische Neuplatoniker:

Marius Victorinus und Boethius

Auch Römer gehörten zu den Anhängern der neuplatonischen Philosophie, unter ihnen zunächst der bereits genannte MARIUS VICTORINUS, Grammatiker und Rhetor († nach 365). Er eröffnete die kleine Reihe der lateinischen Übersetzer platonischer und aristotelischer Philosophie. Nach der Lektüre der oben schon erwähnten „Einführung“ des Porphyrios in die aristotelische Schrift „*De categoriis*“ entschied sich Marius Victorinus, diese Einführung in die lateinische Sprache zu übersetzen. Es traf sich, dass später auch Boethius diese porphyrische „Einführung“ las, und zwar zunächst in Marius' lateinischer Übersetzung. Er verfasste anschließend zu dieser „Einführung“ einen Kommentar. Bald aber fertigte er eine eigene Übersetzung der porphyrischen „Einführung“ ins Lateinische an und kommentierte das Werk erneut.⁵ Zu Aristoteles' Schrift „*De interpretatione*“ („*Peri hermeneias*“) schrieb er eine Übersetzung und zwei Kommentare, einen kleineren Kommentar für Anfänger und einen umfangreicheren für Fortgeschrittene. Eine besondere Anerkennung des Boethius war es, dass THOMAS VON AQUIN sich in seinem eigenen Kommentar zu dieser aristotelischen Schrift häufig zustimmend auf Boethius berief.

Boethius' Interesse an der griechischen Philosophie ging weit über die griechischen Schriften zur Logik hinaus. Geplant hatte er sogar die Gesamtübersetzung PLATONS und des ARISTOTELES. Durch seinen frühen, unfreiwilligen Tod kam er nur zur Übersetzung einiger aristotelischer Schriften über die Logik und zu keiner einzigen Schrift über den Neuplatonismus.

Boethius war im weströmischen Reich der letzte lateinische Neuplatoniker. Als JUSTINIAN, der Kaiser des oströmischen Reiches, 529 in Athen die platonische Akademie schließen ließ, war seit diesem Jahrzehnt der Neuplatonismus im Westen nur noch auf die Überlieferung angewiesen. Es traf sich, dass um diese Zeit DIONYSIOS AREOPAGITES seine Abhandlungen zum Neuplatonismus verfasste.

Zwischen 476 und 518/28 entstanden im Gebiet von Antiochien die Werke des DIONY-

SIOS-PSEUDO-AREOPAGITES (DIONYSIUS AREOPAGITA), dessen geistige Verwandtschaft mit dem Neuplatoniker PROKLOS trotz seiner Annahme eines falschen (und chronologisch irreführenden) Beinamens nicht unerkannt blieb und der im Westen seit dem 9. Jahrh. auch durch Übersetzungen in die lateinische Sprache bekannt wurde. Für die weitere Verbreitung sorgten die Übersetzer und Kommentatoren.

Es gab nacheinander fünf Übersetzer über das ganze Mittelalter, die Dionysius auch kommentierten: unter ihnen JOHANNES SCOTUS ERIUGENA, JOHANNES SARRACENUS und ROBERT GROSSETESTE. Eriugena musste seine Übersetzung zur Zensur nach Rom senden und erhielt das vom päpstlichen Bibliothekar ANASTASIUS, einem berühmten Übersetzer, akribisch durchkorrigierte Exemplar mit einer von ihm angefertigten Übersetzung der Scholien zurück. Dieses Revisionsexemplar fand zahlreiche Abschriften und kam in weiten Umlauf.⁶ Die größten Dionysius-Kommentatoren waren ALBERTUS MAGNUS und THOMAS VON AQUIN.

Während der Zugang zu AUGUSTINUS leicht war, nicht etwa nur dadurch, dass er nicht übersetzt werden musste, sondern auch dadurch, dass er im Schreiben den Leser an seiner Gedankenentwicklung teilnehmen ließ, erschwerte die von Dionysios gewählte, nicht leicht verständliche Mysteriensprache Übersetzung und Interpretation. Dennoch war Dionysius im Mittelalter und in der Renaissance, in der die Zahl der Übersetzer noch weitaus größer war, präsent.

Während des Mittelalters war von PLATON einzig der „*Timaios*“ im Gespräch. Aufgrund dieses platonischen Dialoges und der bis dahin bekannten Schriften des ARISTOTELES glaubte BERNHARD VON CHARTRES, nach der Idee des Boethius in den wesentlichen Fragen eine gewisse Konkordanz zwischen den beiden Philosophen der Antike ausmachen zu können. JOHANNES V. SALISBURY war da skeptisch: Wie können diese beiden jetzt zueinanderfinden, wenn es ihnen zu Lebzeiten nicht gelungen ist?⁷

Im frühen 12. Jahrh. trat der Venezianer JACOBUS auf, der „erste systematische Aristoteles-Übersetzer nach Boethius“.⁸ Er vervollständigte die von Boethius vorgenommenen Organon-

Übersetzungen, so dass auch diese seit 1128 den Fortschritt der Scholastik sicherten. Die Philosophie hatte ja zunächst die Aufgabe, die christliche Offenbarung zu entschlüsseln.

4) Boethius: Seine philosophische Herkunft

Man hat die philosophische Herkunft des Boethius in die Nähe einer der Schulen des Neuplatonismus rücken wollen. Dafür kam keineswegs die syrische, schon gar nicht die pergamenische in Frage. Man dachte da schon eher an die alexandrinische Schule wegen ihrer großen Zurückhaltung in der Metaphysik.

Aber dieses alexandrinische Kriterium gilt auch für PORPHYRIOS, der für die philosophische Herkunft des Boethius aus folgenden Gründen interessant ist: Auf Porphyrios war Boethius' eigener Zugriff gerichtet: auf dessen Einleitungsschrift zu Aristoteles' Werk „*De categoriis*“, wenn auch zunächst über MARIUS VICTORINUS. Ferner wird demjenigen Leser, der in der *consolatio philosophiae* christliche Gedanken oder im opusculum „*de trinitate*“ Zitate aus der Bibel vermisst, das überaus nüchterne Verhalten des Boethius gegenüber der christlichen Lehre aus Porphyrios' theologischem Denken verstehbar. Schließlich ist ein schlagender Beweis für die philosophische Herkunft des Boethius die Tatsache, dass J. BIDEZ die Rekonstruierbarkeit einer verlorenen Schrift des PORPHYRIOS aus Boethius nachweisen konnte.⁹

Über AUGUSTIN steht Boethius mit PORPHYRIOS auch in indirekter geistiger Verbindung, da Augustin den Neuplatonismus PLOTINS nicht direkt, sondern über Porphyrios als Mittler rezipiert hat, wie seine Argumentationsweise deutlich zu erkennen gibt. Hinzu kommen für die Frage der philosophischen Herkunft des Boethius schließlich noch Porphyrios' anerkannte, nach Fächern breite Gelehrsamkeit und die erfreuliche Gewohnheit, präzise zu formulieren.

5) Boethius:

Kurze Einordnung weiterer Werke

Boethius übersetzte und kommentierte nicht nur, sondern schrieb zum Gebiet der formalen Logik auch eigene Abhandlungen: „*Introductio ad categoricos syllogismos*“, „*De differentiis topicis*“, „*De*

sylogismo categorico“, „*De syllogismo hypothetico*“ und „*De divisione*“. Sie bilden eine glückliche Ergänzung zu den aristotelischen Schriften „*De categoriis*“ und der Schrift „*De interpretatione*“ und erweitern die Sicht, die in diesen beiden Werken begreiflicherweise beschränkt bleiben musste. Somit hatten die eigenen Traktate des Boethius am Erfolge der aristotelischen Logik teil.¹⁰ Sie wurden im 13. Jahrh. noch von der Pariser Universität als Unterrichts- und Examensgegenstand vorgeschrieben.

Lehrbuch des philosophischen Denkens, insbesondere der Anwendung der deduktiven Methode im Mittelalter, war Boethius' *opusculum* über die Axiome des philosophischen Denkens: „*De hebdomadibus*“. Man kann dieses *opusculum* „von seinen Auswirkungen her als wichtige philosophische Quelle für einen bruchlos in das christliche Denken einmündenden Neuplatonismus bezeichnen“. ¹¹ Es war z. B. Gegenstand in den Vorlesungen der Hochschulen in Chartres und St. Victor in Paris und wurde mehrfach kommentiert, zuletzt von THOMAS V. AQUIN.

Als neuplatonischer Philosoph porphyrischer Denkweise galt Boethius für das Mittelalter als Autorität und wurde mit seiner Übersetzung zum Vermittler aristotelischer Logik an die Philosophie und Theologie des Mittelalters. Insbesondere schuf er wie schon der erwähnte MARIUS VICTORINUS für die in den aristotelischen Schriften vorkommenden Begriffe die adäquate lateinische Terminologie, die in die mittelalterliche Philosophie einging.

Der Dichter der „*Consolatio philosophiae*“ und Übersetzer des ARISTOTELES war darüber hinaus auch christlicher Theologe und Verfasser einiger theologischer Schriften im Bereich der Dogmatik, der „*opuscula sacra*“, die ebenfalls im Mittelalter große Beachtung fanden.¹² Ihr Inhalt ist neuplatonisch-augustinisch, ihre Methode aristotelisch. Bedeutsam ist für Boethius die Auffassung PLOTINS und PORPHYRIOS' von der Theologie: „Diese Theologie ist in strengstem Sinne natürliche und rationale Theologie; dass eine göltliche Kunde vom Göttlichen aus Offenbarung fließen könne, wird mit Schärfe abgelehnt. Es ist eine Theologie, die eine jede Beziehung des Göttlichen hinab zum Menschen ablehnt, also den Begriff der Gnade

gar nicht bilden kann; denn sie lehnt die Vorstellung von der Persönlichkeit Gottes als geradezu unförmig ab.¹³ Eine zwar wissenschaftliche, aber kühle und unpersönliche Theologie.

Ein Beispiel für die Wirkung der boethischen *opuscula* ist der Kommentar, den THOMAS V. AQUIN zu einem *opusculum sacrum* des Boethius geschrieben hat: zu „*De trinitate*“. Thomas analysiert sorgfältig diese Schrift und knüpft daran weitergehende Fragen, die ihn bewegen.¹⁴ Hier wird eine Lehre weitergedacht und wirkt dadurch weiter – man bedenke, wie viele Jahrhunderte zwischen dem Boethius der Spätantike und dem größten Theologen des Hochmittelalters lagen!

In diesen *opuscula* habe Boethius, so bescheiden ihm M. GRABMANN, „in einer für die Scholastiker mustergültigen Weise die aristotelische Philosophie auf die erhabensten und tiefsten Geheimnisse des Christentums angewendet, zu dem Zwecke, den Glaubensinhalt unserem Denken nahezubringen, denselben in logisch und theologisch korrekter Weise zu formulieren und zu analysieren“.¹⁵ Bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts „beherrscht Boethius in der Tat die Schulen, und zwar überall, wo die metaphysische Analyse geschöpflichen Verfasstseins die Gottschau fördert, so wie er sie selbst in seinen theologischen *opuscula* geübt hatte“.¹⁶ Wie unmittelbar und bruchlos die antike Philosophie in das Mittelalter überging und wie kraftvoll und nachhaltig sie im Mittelalter wirkte, das drückt M. Grabmann aus, wenn er Boethius als „den letzten Römer und den ersten Scholastiker“ bezeichnet.

6) Boethius – ein „Scholastiker“?

Mancher Leser wird jetzt stutzen und fragen: Der Dichter der *consolatio philosophiae* ein „Scholastiker“? Was in aller Welt macht ihn denn zu einem „Scholastiker“? Ja, die heute weit verbreitete Vorstellung von „Scholastik“ vermag nicht beides zusammenzubringen. Dem Werk des Boethius gerecht werden heißt aber, hier nachdenklich zu werden. Denn es ging für die neuen und fremden Völker, die kulturellen Aufstieg von der Welt der Antike erhofften, zu der es eine Alternative nicht gab, zunächst einmal darum, ganz schlicht und einfach zu lernen, also bei den spätantiken Autoren in die Schule zu gehen. Wie hätte sich anders

der Übermittlungsvorgang von der Antike an die neue Zeit des Mittelalters angesichts des großen Niveauunterschiedes zwischen diesen Völkern und der Antike vollziehen sollen?

Das wurde späteren dennoch zu einem Grund für die vielen sachlich nicht berechtigten Klagen über die kompakte, überaus streng sachliche und unpersönliche Art dieses Lehr- und Lernvorganges.

Eine wichtige Vorstufe dieses Lernvorganges sah Boethius in den *artes liberales*, die zu dieser Zeit mit unserem heutigen Gymnasialunterricht vergleichbar sind: im Trivium: Grammatik, Rhetorik, Dialektik (= Logik), und im Quadrivium. Dieser letzte Terminus wurde zuerst von Boethius verwendet und umfasste: Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, wozu er auch Schriften verfasste.

J. PIEPER sagt ganz klar: „Man begreift, so scheint mir, nichts von der Scholastik, wenn man nicht wahrnimmt, dass sie vor allem ein beispielloser Lernvorgang gewesen ist, eine durch mehrere Jahrhunderte durchgehaltene schulische Veranstaltung von ungeheurem Ausmaß.“¹⁷ Und zu Boethius: „Er vor allem hat ja jenen sich über Jahrhunderte erstreckenden Lernprozess ermöglicht und in Gang bringen geholfen.“¹⁸ H. VON CAMPENHAUSEN sagt zu Boethius: „Es gibt, von Augustin abgesehen, keinen zweiten christlichen Lehrer, bei dem die Kirche des lateinischen Mittelalters so bewusst in die Schule gegangen wäre wie gerade bei ihm.“¹⁹

7) Das Mittelalter: Die formale Einstellung zu den Übersetzungen, Kommentaren und Abhandlungen des Boethius und seiner Nachfolger

Als Übersetzer des Aristoteles sind nun aufgetreten Boethius, JACOBUS VON VENEDIG und der (noch) unbekanntere Übersetzer der Metaphysik, Ethik und Psychologie. Mehrmals haben wir auf die Kommentierung einer Schrift des Boethius durch THOMAS V. AQUIN hingewiesen. Wie ist nun die nicht unumstrittene formale Einstellung des Aquinaten zur Rezeption zu verstehen? Mit dieser Frage stehen wir vor dem Problem der „philosophischen Aussage“ und müssen zur Beantwortung sogleich mit einer Unterscheidung beginnen:

a) Der Philosophierende und der Philosophiehistoriker

Der Philosophierende ist interessiert an der *philosophisch* begründeten Wahrheit einer philosophischen Aussage, der Philosophiehistoriker an der *historisch* begründeten Wahrheit einer philosophischen Aussage. M. a. W.: Es geht dem Philosophiehistoriker um die Wahrheit des *geschichtlichen* Gesamtverständnisses seines antiken Autors aufgrund der überlieferten Quellen. Der gerade Philosophierende hingegen interessiert sich hier primär nicht für die *geschichtlich* begründete Wahrheit der Aussagen eines Autors, sondern für die *philosophisch* zu begründende Wahrheit seiner eigenen, jetzt in Geltung zu bringenden philosophischen Aussage.

Wenn wir diesen Unterschied nicht aus dem Blick verlieren, können wir schon eine zutreffende Einordnung des großen Aristoteles-Kommentators des Mittelalters vornehmen: THOMAS v. AQUIN gehört eindeutig zu den Philosophierenden.

Jedoch wird der antike Autor jetzt vom Philosophierenden befragt, was er denn zur philosophischen Begründung der Wahrheit seiner Aussagen durch Formulierung oder Argumentation beigetragen habe und zu einer neuen philosophischen Aussage beitragen könne. Der Ausgangspunkt für diese Befragung des ARISTOTELES war für Thomas die Begründung der Aussagen über die christliche Lehre, die noch keineswegs in allen Fragen gesichert waren. Entscheidend dabei war, was Aristoteles zur Wahrheit der christlichen Aussagen formulierend oder argumentierend beitragen konnte oder nicht. So verfuhr Thomas auch mit neuplatonischen Schriften.

Dieses Befragen der antiken Autoren ist ein kennzeichnender Vorgang und damit etwas ganz anderes als das Gerede, das das Verhältnis von Antike und Mittelalter mit Wörtern wie Eindringen, Ausfluss, Beeinflussung, Abhängigkeit, Übernahme, Unterwanderung und dergl. pauschal beschreiben zu können glaubt. Es geht an der Sache völlig vorbei.

b) Die Autoritätsfrage

Thomas sieht in ARISTOTELES keine Autorität. Er stellt keine Aussage auf, die deshalb schon gültig sei, weil sie von Aristoteles komme, obwohl Aristoteles „der philosophus“ genannt wird. Aussagen seien wahr nicht durch die Autorität einer Person, sondern durch ihre Begründung. Thomas widerspricht von seinem Wahrheitsbegriff aus Aristoteles sogar in vielen Fällen und behauptet an keiner Stelle die völlige Vereinbarkeit des antiken Autors mit der christlichen Lehre. In vielen Fällen gibt er dem Neuplatonismus den Vorzug vor Aristoteles.

Es fragt sich, warum er sich denn an Aristoteles wendet. Natürlich nicht wegen theologischer Probleme, sondern wegen solcher Probleme der Weltbetrachtung, über die die Hl. Schrift nichts aussagt. Wir werden nachher noch sehen, welche fundamentale Bedeutung die philosophischen Aussagen über die Welt für Thomas hatten.

Zum Autoritätsargument können wir wiederum auf Thomas' Kommentar zu Boethius' *opusculum* „*De trinitate*“ verweisen. Boethius hatte in der Einleitung zu diesem *opusculum* gesagt, dass er das Thema allein mit Vernunftgründen bearbeitet habe. Thomas gibt in seinem Kommentar dazu eine Bewertung des Autoritätsargumentes, in dem er jegliche Beweisführung mit Hilfe einer Autorität als das „schwächste“ Argument bezeichnet. Diese Bewertung gilt auch gegenüber den neuplatonischen Schriften, z. B. des DIONYSIOS AREOPAGITES, obwohl dieser, so hat man gezählt, mit über tausend Zitaten im Werk des Aquinaten vertreten sei. Für Thomas ist einzig und allein die Hl. Schrift als Offenbarung mit voller Autorität ausgestattet.

8) Das Mittelalter: Die inhaltliche Einstellung zu den Übersetzungen, Kommentaren und Abhandlungen des Boethius und seiner Nachfolger

Der Rezipient geht in aller Regel von seinen eigenen Wertvorstellungen aus und trifft im Rezeptionsfeld eine Auswahl, er nimmt also eine Partialrezeption vor, weil das Werk zum Teil, aber nicht in seiner Gesamtheit seinen Wertvorstellungen entspricht. Gehört der Rezipient demselben Kulturkreis an wie sein Autor, dann

ist eine Totalrezeption denkbar, aber auch diese oft nicht ohne Veränderungen. So wollte Plotin nichts anderes als die Philosophie Platons lehren und geriet über sein Tun nie in Zweifel. Spätere erkannten die erheblichen Unterschiede und sprachen nicht vom Platonismus, sondern vom „Neuplatonismus“ Plotins.

Im Mittelalter ist eine Totalrezeption wegen der christlichen Vorgaben nicht denkbar. Wie die Partialrezeption von Thomas vollzogen wird, haben wir im vorausgehenden Kapitel formal schon kennen gelernt. Inhaltlich können wir hier angesichts der beträchtlichen Weiterwirkung der Aristoteles-Übersetzungen und *opuscula* nur einige Grundzüge verfolgen und wählen dazu:

a) Ein erstes fundamentales Prinzip im Denken des Thomas von Aquin

Am Ende seines *opusculum* „*Utrum Pater et Filius et Spiritus Sanctus de trinitate substantialiter praedicentur*“ fordert Boethius seinen Adressaten auf: „*Fidem, si poteris, rationem coniunge!*“ Dieses Prinzip der Verknüpfung von Glauben und Vernunft beschäftigte die Denker bis ins Hochmittelalter in der vielfältigsten Weise. Vielfältig schon deshalb, weil jeder Rezipient zwischen dem boethischen und seinem eigenen Begriff der *ratio* eine Entscheidung zu treffen suchte: Vernunft, Verstand, Erkenntnis, Erkenntnisgewinn, rationales Verständnis, Wissen etc.

Daraus, dass Boethius das genannte *opusculum* an einen christlichen Theologen sendet, ergibt sich schon, wer der Vertreter der „*fides*“, wer der der „*ratio*“ ist. Doch welche Vorstellung verbindet Boethius mit dem „*coniunge*“ von christlicher und neuplatonischer Lehre: „Die Verknüpfung von Vernunft und Glaube, die Boethius proklamiert hat und die besagt, dass ein rationales Verständnis des in der Offenbarung ergangenen Wortes Gottes zu erreichen sein müsse – dieses Prinzip beruht offenkundig auf einem ausdrücklichen tiefen Vertrauen in die natürlichen Erkenntniskräfte des Menschen.“²⁰ Es ist schon ein Unterschied, ob die *ratio* die normale Erkenntniskraft des Menschen meint, die schwierige Sachverhalte aufschlüsselt und sich zurückhält, wo ihr dies nicht gelingt – oder ob sie darüber hinaus zu einer Methode wird, die sich nicht zurückhält, wenn sie nicht

zum Erfolg kommt, sondern nicht selten einen *ratio*-resistenten Gegenstand kategorial entwerfen zu können glaubt.

ANSELM, Benediktiner-Theologe und späterer Erzbischof von Canterbury, bringt dieses von Boethius proklamierte Prinzip in zwei berühmten Wortschöpfungen zum Ausdruck: „*fides quaerens intellectum*“ und „*credo, ut intelligam*“. „*Sola ratione*“ sollte bewiesen werden, dass Glaube und Vernunft nicht Gegensätze sind, sondern der Glaube vernünftig ist. So müsse jemand, der vom Glauben nicht das Geringste erfahren habe, allein über die Vernunft zum Inhalt des Glaubens finden. Diese *sola-ratione*-Methode war von fundamentaler Bedeutung für die Scholastik, die sich damit bis zu ihrem Ende auseinandersetzte. In seinen Werken war Anselm „nicht nur der Überzeugung, dass Glaube und Vernunft sich nicht widerstreiten, sondern setzte auch ein Übermaß von Vertrauen in die Kraft der natürlichen Vernunft voraus.“²¹ Hingewiesen sei noch auf seinen berühmten Gottesbeweis im „*Proslogion*“.²²

Selbst BONAVENTURA, späterer Gegner des THOMAS, „wiewohl von Natur mehr dem affektiven“ und symbolischen Denken der Mystik zugeeignet, spricht mit großer Selbstverständlichkeit ... von der Aufgabe, das der Autorität Geglaubte so weit als möglich mit der Vernunft, *per rationem*, zu erfassen.“²³

THOMAS VON AQUIN nimmt dieses von Boethius proklamierte und durch die Jahrhunderte diskutierte Prinzip auf und gestaltet es in seinem Sinne, wohlwissend, dass es keine Gabe, sondern für jeden denkenden Menschen eine ständige Aufgabe darstellt, die darin besteht, „das Geglaubte in eine immer neu zu stiftende, sinnvolle Zuordnung zu bringen zu dem unaufhörlich und ins Unabsehbare sich vervielfachenden Gesamtbestand des natürlichen Wissens von Mensch und Welt.“²⁴ Gewiss eine hohe Anforderung. Denn *ratio* wird von Thomas in einem viel umfassenderen Sinne weitergedacht:

b) Ein weiteres fundamentales Prinzip im Denken des Thomas von Aquin

a) Die neue geistesgeschichtliche Entwicklung als Voraussetzung

Hier müssen wir zum Verständnis des ganzen Vorganges zunächst berücksichtigen, dass es im 13. Jahrh. ein neues allgemeines Lebensgefühl und dadurch eine neue „geistesgeschichtliche Entwicklung“ von erheblicher Tragweite gab. In unserem Aristoteles-Beitrag²⁵ hatten wir in demselben Zusammenhang vom „allgemeinen Lebensgefühl der Zeit mit einer dynamischen Tendenz zur Selbstbestimmung der Welt“ gesprochen. Wegen seiner umfassenden Breiten- und Tiefenwirkung und seiner zeitlichen Ausdehnung und Dauerhaftigkeit bezeichneten wir dieses Lebensgefühl und seine die geistesgeschichtliche Entwicklung treibende und steuernde Dynamik als ein Charakteristikum des Geistes dieser Zeit, als ein unableitbares Phänomen und als eine wesensbestimmende Kategorie geistesgeschichtlicher Entwicklung.

Worin bestand diese geistesgeschichtliche Entwicklung? In der weltanschaulichen Wende: Die viele Jahrhunderte währende neuplatonisch-augustinische Weltabwertung verliert ihre Wirkung. Die Welt wird in dieser neuen Entwicklung nicht mehr neuplatonisch als Schein und Schatten einer höheren Welt gesehen. Die von dem neuen Lebensgefühl intendierte Selbstbestimmung des Weltlichen (die hier selbst nicht Thema ist) ist zugleich Anerkennung und Bejahung dieser Welt. Die Dynamik dieser geistesgeschichtlichen Entwicklung drängt vehement zu einer rein natürlichen Erforschung der vor Augen liegenden Realität, zu einer bis dahin gleichfalls unerhört neuen „Weltlichkeit“, „die dann in dem eben bekannt werdenden Gesamtwerk des Aristoteles einen mächtigen Bundesgenossen bekommt.“²⁶ Die neuen Übersetzungen des Aristoteles rücken immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses: Und ganz anders als der Neuplatonismus stellt dieser Aristoteles „dem Mittelalter eine durchgeführte Philosophie vor Augen, die allein auf den Prinzipien der Vernunft, der Erfahrung und der Natur gründet und diese auf eine ungeheure Fülle von Phänomenen und Sachverhalten anwendet.“²⁷

Philosophische Entscheidungen, wie sie hier zu treffen waren, sind natürlich von einer solchen umfassenden Entwicklung des Geistes der Zeit nicht etwa unabhängig. Die problemgeschichtliche Entwicklung (bis zum gegenwärtigen Stand der Probleme) und die weltanschaulichen Wertvorstellungen der Subjekte sind ja keineswegs die einzigen das philosophische Denken bestimmenden Faktoren. Die geistesgeschichtliche Entwicklung war hier sogar derjenige Faktor, der den Ausschlag gab für alles weitere philosophische Denken.

β) Die „Schöpfungswirklichkeit“ und die „Glaubenswirklichkeit“

Thomas unternimmt es, das *ratio-fides*-Verhältnis des Boethius weiterzudenken, und stellt nun, wie wir bereits andeuteten, ein weiteres fundamentales Prinzip auf: Aus der neuen geistesgeschichtlichen Entwicklung und der Bejahung der Welt kommt er zu dem Prinzip der vollen Anerkennung der Welt als Gottes Schöpfung. Von dieser nun zu theologischem Ansehen gelangenden Welt aus geht Thomas dazu über, zwei Bereiche zusammenzuführen und zusammenzudenken, die bis dahin in der Theologie offensichtlich nicht zueinanderzubringen waren: diese Welt und die Hl. Schrift, d. h.: „die Schöpfungswirklichkeit und die Glaubenswirklichkeit“, genauer: „die Gesamtheit der natürlichen Erkenntnis der geschaffenen Dinge und die Gesamtheit der uns im Glauben erschlossenen Wirklichkeit der Offenbarung Gottes“.²⁸

Diese Welt, die „Schöpfungswirklichkeit“, bilde eine Einheit mit der „Glaubenswirklichkeit“ und könne nicht von ihr gesondert behandelt werden. Die „im Glauben erschlossene Wirklichkeit der Offenbarung Gottes“ sei – man beachte! – „ohne die philosophischen Aussagen über die Schöpfungswirklichkeit gar nicht zu verstehen“. Thomas fordert daher die schöpferische Hinwendung der Theologie zur Welt. Deutlicher: Er hält es für einen fundamentalen Fehler, Gottes Schöpfung aus der Theologie auszuklammern. Theologie könne sich nur entfalten in der Gesamtwirklichkeit.

Vom boethischen Prinzip „*fides* und *ratio*“ war Thomas ausgegangen, und es gelingt ihm nun, „Schöpfungswirklichkeit und Glaubenswirklichkeit“ zu einer Synthese zusammenzuführen.

Diese Synthese wurde in der Weltansicht zum klassischen Höhepunkt der Hochphase einer Epoche: zum klassischen Höhepunkt des Hochmittelalters.

Mit dieser gesamten Auffassung konnte Thomas als akademischer Lehrer gerüstet in den Streit an der Pariser Universität eingreifen, als sich auf der einen Seite hinter JOHN PECKHAM die Vertreter einer unabhängigen Stellung der Theologie von der Philosophie sammelten und auf der anderen Seite hinter SIGER VON BRABANT die Vertreter einer unabhängigen Stellung der Philosophie von der Theologie.

9) Schluss

Durch Boethius ging antike Philosophie ohne Bruch und Unterbrechung in das Mittelalter über. Ihre Auslegung stand jetzt unter neuen Vorgaben. Boethius hatte mit seinen gründlichen Übersetzungen und seinen methodischen Abhandlungen die Initiative ergriffen und die ersten grundlegenden Voraussetzungen zu wissenschaftlichen Denkkonstruktionen geschaffen, was nicht nur ihre fortschreitende geistige Aneignung durch den Rezipienten, sondern auch dessen selbstständige Übertragung auf weitere Phänomene bedeutete. Wie aus einer Initialzündung traten weitere Übersetzer auf den Plan, um das Werk des Boethius fortzusetzen. Es entstanden weitere Kommentare und Abhandlungen. Es entwickelte sich ein großartiges philosophisches Denken, das im Hochmittelalter sowohl zu einer eigenen Philosophie als auch zu einer eigenen Theologie führte. Daraus gingen ALBERTUS MAGNUS als größter Philosoph des Mittelalters, THOMAS VON AQUIN als größter Theologe des Mittelalters hervor.

Anmerkungen:

- 1) Boethius besitzt durch die Jahrhunderte weithin Popularität durch seine „*Consolatio philosophiae*“. Sie wurde im Mittelalter viel gelesen und fand große Beachtung, sie ist aber den anderen Werken des Meisters nicht ohne weiteres vergleichbar und bedarf eines eigenen Beitrages.
- 2) Vgl. E. Bickel, *Geschichte der römischen Literatur*, Heidelberg 1961, S. 390.
- 3) H. Dörrie, *Porphyrios als Mittler zwischen Plotin und Augustin, Wege der Forsch.*, Darmstadt 1969, S. 411.
- 4) Ueberweg I, S. 610.
- 5) Im Gebiet der Logik schrieb L. Annaeus Cornutus nach den Angaben griechischer Aristoteles-Kommentare sogar über die Kategorien des Aristoteles.
- 6) B. R. Suchla, *Dionysius Areopagita, Leben – Werk – Wirkung*, Freiburg 2008.
- 7) *Metalogicon* II, 17, S. 94.
- 8) W. Berschin, *Griechisch-lateinisches Mittelalter*, München 1980, S. 258.
- 9) In: Boethius, *Wege der Forschung*, Darmstadt 1984, S.133-146. Die Urteile, die Bidez daraus ableitet, sind sehr einseitig.
- 10) F. Sassen, *Boethius a.a.O.*, Bd.483, Darmstadt, S. 93.
- 11) G. Schrimpf, *Die Axiomenschrift des Boethius (De hebdomadibus) als philosophisches Lehrbuch des Mittelalters*, Leiden 1966, S.150.
- 12) Die Echtheit dieser Schriften ist durch Cassiodor (*Anecdota Holderi*) bezeugt, nicht jedoch die Schrift ‚*De fide catholica*‘, die die Glaubenslehre darstellt.
- 13) Dörrie, a.a.O., S. 412.
- 14) *Expositio super librum Boethii De trinitate*.
- 15) *Die Geschichte der scholastischen Methode*, Bd I, S. 169.
- 16) M.-D. Chenu, *Der Platonismus des 12. Jahrh.*, Darmstadt 1969, S. 295.
- 17) J. Pieper, *Scholastik*, München 1978, S. 21f.
- 18) a. a. O., S. 33.
- 19) H. v. Campenhausen, *Lateinische Kirchenväter*, Stuttgart 1978, S. 224.
- 20) Pieper, S. 41.
- 21) *Monologion*, Einführung von Franciscus Salesius Schmitt, O.S.B., Stuttgart 1964, S. 18.
- 22) Dazu G.Schrimpf, *Anselm v. Canterbury, Proslogion II-IV*, Frankfurt 1994 (*Fuldaer Hochschulschriften*, Heft 20).
- 23) J. Pieper, S. 35.
- 24) J. Pieper, *Scholastik*, München 1978, S. 107.
- 25) In: *FORUM CLASSICUM*, 2010, Heft 3.
- 26) J. Pieper, *Thomas von Aquin*, München 1981, S.35. – Ein in dem allgemeinen neuen Lebensgefühl liegendes „staufisches Lebensgefühl“ (so Pieper) schließen wir nicht aus.
- 27) R.Schönberger, in: *LdM*, Bd.VII, Sp.1523; O.H.Pesch sieht in dem neuen Lebensgefühl dieser Zeit „das Lebensgefühl des sich emanzipierenden wissensdurstigen Bürgertums“.
- 28) Vgl. Pieper, *Scholastik*, S. 108f.

HERBERT ZIMMERMANN, Jülich

El divino Orfeo – Calderón und der Mythos von Orpheus und Eurydike

In der reichen Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte des Mythos von Orpheus und Eurydike hat das Theaterstück *El divino Orfeo* (1663)¹ von PEDRO CALDERÓN DE LA BARCA (1600 – 1681) einen im echten Wortsinn eigenartigen Platz. Der Grund dafür ist weniger die Ausgangsidee – Orpheus ist Christus, die Befreiung der Eurydike ist die Erlösung der Menschheit – als ihre dichterische Ausformung.

Calderón musste den Erfordernissen einer außergewöhnlichen Kommunikationssituation gerecht werden, der des spanischen Fronleichnamsspiels, des *Auto sacramental*. Diese Art des Theaterstücks ist so eng mit Calderón verbunden, dass das *Auto* und er stets in einem Atemzug genannt werden.

Die Gestalt des Orpheus war schon früh christlich gedeutet worden. Das bezeugen nicht nur Katakombenbilder, die Christus mit der Leier in der Hand zeigen, umgeben von lauschenden wilden Tieren, sondern auch Aussagen von Kirchenvätern.²

CLEMENS VON ALEXANDRIEN etwa stellt im ersten Kapitel seines *Protreptikos*, einer Mahnrede an die Griechen, dem Zauberer Orpheus – den er offenbar für eine historische Person hält – den Sänger Christus gegenüber, der die Menschheit mit seinem Lied erlöst.

Nicht allein die alles überwindende Macht des Schönen bei Orpheus (des Guten bei Jesus) ist es, die Orpheus zum mythologischen Typus Jesu Christi werden ließ. Weitere Analogien boten der Tod der Eurydike durch einen Schlangenbiss und der Weg des Sängers in die Unterwelt, um auch dort seine Kunst zu erproben und die verlorene Ehefrau, die *dulcis coniunx* (VERGIL, *georg.* IV, 6,5) wiederzugewinnen.

Durch sein persönliches Eindringen ins Schattenreich befreit Christus seine Braut, die von einer Schlange ver- und entführte menschliche Natur. Er gewinnt sie zurück, im eigenen Tod über den Tod triumphierend.

Calderón hat Orpheus und Eurydike zuerst 1634 zum Thema eines *Auto* gemacht. 1663, also auf dem Höhepunkt seiner Kunst, hat er

die Urversion verfeinert und vertieft. Die zweite Version ist Thema dieses Aufsatzes.

Da in Calderóns Fronleichnamsspiel Orpheus zunächst Schöpfer, dann Erlöser ist, tritt eine sorgfältig getroffene Auswahl von dreizehn allegorischen Personen vor das Publikum.

Der göttliche Orpheus erschafft zunächst die nacheinander als Personen auftretenden sieben Tage und mit ihnen schrittweise die Welt. Dann erweckt er die Krone der Schöpfung, die menschliche Natur: Eurydike. In den Worten der Urversion von 1634:

Sonó la voz soberana

Et omne factum est ita (79f.).

Zu den genannten neun Personen gesellen sich Pluto, der Fürst der Finsternis, also der Teufel, und *la envidia*, seine Freundin, der Neid. Außerdem treten Leteo (= der Lethe-Schiffer Charon) sowie das Vergnügen (*el placer*) auf. *El placer* ist ein derb-jovialer spanischer Bauer, der die Rolle des Spaßmachers, des *gracioso*, übernimmt.

Im Römerbrief (4,17) heißt es, Gott rufe das Nicht-Seiende als sei es bereits existierend, Calderón lässt Orpheus das Seiende nicht in die Welt rufen, sondern in die Welt singen.

Orpheus' Sprechgesang, Harfenklang und andere musikalische Elemente sind in dem Stück so gegenwärtig, dass es mit einer Oper, einer *opera sagrada*, verglichen worden ist. Vor Beginn des Stückes tanzen elf Tänzer eine musikalische Einleitung.³

Orpheus singt Eurydike, die menschliche Natur, ins Leben, umwirbt sie und führt sie als Braut ins irdische Paradies. Nach ihrem selbstverschuldeten Tod durch die Schlange errettet er sie aus den Händen des Teufels. Die Leier hat sich in das Kreuz des Erlösers verwandelt.

Der antike Mythos ist Vorstufe der Wahrheit, Folge einer natürlichen Erleuchtung. Der Sinn des *Divino Orfeo* und der anderen mythologischen Fronleichnamsspiele Calderóns liegt deshalb darin, den wahren Kern des heidnischen Mythos in seiner ganzen Wahrheit auf der Theaterbühne zu entfalten: vom Mythos zum Mysterium.

Der Unterschied zwischen präfigurierter und voller Wahrheit löst sich auf in der Ewigkeit Gottes, für den es keine *differentia temporum* gibt.⁴

Das Fronleichnamfest war 1264 durch URBAN IV. für die ganze Kirche eingeführt worden. Im Verlaufe des vierzehnten Jahrhunderts verbreitete sich in Spanien immer mehr die Sitte, es durch feierliche Prozessionen und durch die Aufführung von Fronleichnamsspielen zu feiern.

Die Feier des Festes vollzog sich in Spanien in drei ‚Akten‘: Messe – als feierliches Pontifikalamt –, Prozession und *Auto*. *Autos* kommt von *Actos*: Die *Autos* sind Einakter, die die Verherrlichung des Altarsakraments zum Ziel haben und auf öffentlichen Plätzen aufgeführt wurden. Der Aufwand der Bühnengestaltung und der musikalischen Untermalung sowie die Professionalität der Schauspieler wurden dabei im Laufe der Jahre immer größer.

Die besondere Herausforderung für den Dichter eines *Auto* lag darin, dass er ein komplexes theologisches Thema so formen musste, dass sowohl die Gebildeten im Publikum als auch die Masse, viele davon Analphabeten, das Stück mit Gewinn miterlebten.⁵

Ein anderes *Auto sacramental* Calderóns, *La cena del rey Baltasar*⁶, endet mit folgenden Versen (156ff.), die die Intention des Fronleichnamsspiels verdeutlichen: (Es spricht Idolatría, die Götzenverehrung:)

*Yo, que fui la Idolatría,
que di adoración a necios
ídolos falsos, borrando
hoy el nombre de mí y de ellos,
seré Latría, adorando
este inmenso Sacramento.
Y pues su fiesta celebra
Madrid, al humilde ingenio
de don Pedro Calderón
suplid los muchos defectos;
y perdonad nuestras faltas
y las suyas, advirtiendo
que nunca alcanzan las obras
donde llegan los deseos.*

„Ich, die ich die Götzenverehrung (*Idolatría*) war, die albernem, falschen Idolen nachlief, werde von nun an Gottesverehrung (*Latría*) sein. Meinen

Namen und den der Idole lösche ich dabei aus, stattdessen will ich das Allerheiligste Sakrament verehren. Und da Madrid heute sein berühmtes Fronleichnamfest begeht, vergebt, ihr Zuschauer, der bescheidenen Begabung des Don Pedro Calderón ihre vielen Mängel. Und verzeiht uns Schauspielern unsere Schwächen genauso wie ihm die seinen. Bitte bedenkt dabei, dass Taten nie ganz den erwünschten Zielen entsprechen.“

Der Dichter des *Auto* musste seinen Versen sonoren Klang verleihen; die Perfektion des Versbaus hatte er genauso zu beherrschen wie alle Feinheiten der Dichtersprache des spanischen Barock. Gleichzeitig mussten dramatische Spannung und spektakuläre Bilder das Publikum fesseln.

Calderón, der berühmteste spanische Dichter von Fronleichnamsspielen und – so ALBERT CAMUS – „[le] plus grand genie dramatique que l'Espagne a produit“⁷ – meistert diese scheinbar konträren Herausforderungen. Nicht ohne Grund war er es, der als einziger Dramaturg zwischen 1648 und seinem Tod 1681 offiziell für die Fronleichnamsspiele in Madrid zuständig war, so groß war schon zu Lebzeiten sein Ruhm. Sein *Großes Welttheater* war – durch Übersetzung in die Sprache der Azteken (Nahuatl) – schon in die entferntesten Winkel der damaligen Welt gelangt, bevor es überhaupt im Druck erschien.⁸

Den gebildeten Teil des Publikums überrascht der Dichter mit unerwarteten Etymologien und indem er in scharfsinnig-spitzfindiger Weise möglichst alle Einzelelemente des antiken Mythos christlich umdeutet.

So erklärt *el placer* den Namen des Orpheus nach der ersten Silbe als Goldstimme, *voz de oro*, den Namen Eurydike als Erudition (*erudición*, 664 - 673), da sie nicht nur schön, sondern weise sei. Orpheus, der Sänger aus Thrakien, ist Sänger der Gnade (*Tracia – Gracia*, 650ff.). Wassernymphe, Dryade, werde Eurydike genannt, da auf dem Wasser großes Glück sie erwarte (674ff.); gemeint sind ihre Befreiung aus dem Schiff des Fürsten der Finsternis und ihre Rettung in das Schiff der Kirche am Ende des Stückes, zugleich könnte es sich um eine Anspielung auf die Taufe handeln.⁹ Der Fürst der Finsternis macht aus Aristeus (Aristeo) Antitheos (Antitheo, 767 – 769). In der

getanzten Einleitung zu dem Stück trägt jeder der elf Tänzer einen Buchstaben. Diese Buchstaben formen zunächst das Wort EUCHARISTIA, dann CITHARA IESU.¹⁰

Die Verwandlung der Leier, deren Vorbild die *Threicia cithara* (*Aen.*, VI, 120) des Orpheus ist, ins Kreuz wird sorgfältig veranschaulicht: Die drei Wirbel stehen für die drei Kreuzesnägel, die Saiten für die Geißeln.

Calderóns Überzeugung, im Orpheus-Mythos eine schemenhafte heidnische Einsicht in den wahren Glauben vorzufinden, hindert ihn also keineswegs daran, diese Übereinstimmung mit allen Mitteln eigener konzeptistischer Spitzfindigkeit ausdifferenzieren, eigene Einfälle in die vorgefundene Grundübereinstimmung einzuschmelzen.

Die Gebildeten im Publikum hören und genießen ein komplexes Gewebe aus Anspielungen und Zitaten.

Als etwa Leteo (=Charon) den zur Hölle hinabsteigenden *Orpheus divinus* mit einem warnenden Aeneis-Zitat (VI,126) begrüßt (*facilis descensus Averno (...) sed revocare gradum superasque evadere ad auras, hoc opus, hic labor est.*) (1167 ff.), antwortet Orpheus mit einem Zitat aus der Apokalypse (1,18): Ich habe die Schlüssel des Todes und der Hölle, *claves mortis et inferni*:

Leteo: *Pasar es fácil, pero
volver no será fácil,
que el pasar es morir
y es el morir cerrarte
las puertas de la vida.*

O.: *Para ellas habré llave.*

„Lethe: Die Überfahrt ist einfach, doch die Rückkehr wird nicht einfach sein, denn die Überfahrt ist Sterben und das Sterben wird dir die Pforten des Lebens verschließen. – Orpheus: Für die Lebenspforten werde ich einen Schlüssel haben.“

Der Dichter fesselt sein Publikum mit einprägsamen Bildern von hoher Dramatik. Etwa das schwarz verhängte Piratenschiff, auf dem Teufel und Neid auf Beute ausfahren, der Auftritt Leteos (= Charons), der statt des Dreizacks mit der Sense in der Hand vor das Publikum tritt, das Kreuz, in das sich die Leier verwandelt.

Seine dramatische Meisterschaft zeigt sich, als sich der Teufel und seine Gefährtin, der Neid, als

Bauern verkleidet dem Vergnügen nähern und *el placer* nach dem Paradies und seinen Bewohnern fragen.

Es entwickelt sich ein komplexes Spiel mit verschiedenen Ebenen der Ironie: der intendierten und der unfreiwilligen. *El placer*, Bauer und *gracioso*, beschließt, den beiden einen Bären aufzubinden, da er ihnen nicht über den Weg traut. Als er ihnen die Geschichte von Orpheus und Eurydike erzählt, begreift der Teufel sofort die allegorische Weisheit, die sich in den Worten des Bauerntölpels verbirgt.

*Envidia: ¿De qué suspenso has
quedado?*

*Príncipe: De que este villano crea que
con la verdad me engaña.*

*Envidia: Pues ¿puede ser verdad
esta?*

*Príncipe: (...)
¡Cuántas veces se verán
los poetas y profetas
acordes donde se rocen
verdades en sombra envueltas!
¿Qué más Faetonte que yo,
que por gobernar la excelsa
carroza del Sol caí?
Y de esta misma manera
habrá infinitos lugares
que por repetidos deja
mi voz en que se confronten
divinas y humanas letras,
en la consonancia amigas,
y en la religión opuestas.*

(708 – 735)

„Neid: Was hat dich so verblüfft? – Fürst der Finsternis: Dass dieser Bauer wirklich glaubt, mich mit der Wahrheit zu täuschen. –

Neid: Kann das denn Wahrheit sein? – Fürst: (...) Wie häufig werden in Zukunft antike Dichter und biblische Propheten übereinstimmen, wo sich in Dunkel gehüllte Wahrheiten berühren! Wer ist denn dem Phaeton ähnlicher als ich, der ich stürzte, weil ich den erhabenen Sonnenwagen zu lenken versuchte!

Und genauso wird es unzählige andere Stellen der Literatur geben, die ich nicht alle aufzählen kann, wo göttliche und menschliche Schriften übereinstimmen werden, in der tieferen Wahrheit

freundschaftlich verbunden, im Kult einander entgegengesetzt.“

In seiner berühmten „funkelnden Diktion“¹¹ verdeutlicht Calderón so seinem Publikum die Analogie zwischen Orpheussage und Heilsgeschichte. Er betont die von den Dissonanzen der Religionen verdeckte *fundamentale consonancia*. Orpheus ist der Sohn des Sonnengottes Apollo (646ff.), in Wahrheit aber der Sohn der Sonne der Gerechtigkeit (*Hijo del Sol de Justicia*, 486f.).

Verschiedene Zeitebenen verschwimmen im *Auto* ineinander, da sie für die überzeitlichen Wahrheiten der Stücke irrelevant sind. So enthalten Calderóns *Autos* auch aktuelle Bezüge.

Das Stück beginnt hochdramatisch, als der Teufel und der Neid, in Schwarz gekleidet, an Bord eines rabenschwarzen Schiffes mit Wimpeln, auf denen Schlangen als Wappen zu erkennen sind, auf Beutezug ausfahren. Die schaurige Szene mag den modernen Zuschauer oder Leser wie eine Szene aus einem Hollywood-Piratenfilm oder *fantasy movie* anmuten.

Im siebzehnten Jahrhundert dagegen hatte sie für das Publikum bei aller überirdischen Schaurigkeit auch einen höchst realen Hintergrund: arabische Piraten betrieben Menschenraub im Mittelmeer, englische, französische und holländische Piraten attackierten spanische Schiffe und brandschatzten die Niederlassungen in der Neuen Welt.

In einem anderen *Auto*, *El gran mercado del mundo*¹², bietet die Häresie als Marktverkäuferin der guten Seite des Menschen, dem *buen genio*, protestantische Schriften zum Verkauf an (1267bff.): die Schriften LUTHERS – für Calderón *aquella alemana bestia*¹³ – und CALVINS.

Die Häresie wird vom Glauben (von *la Fe*) zurechtgewiesen. *La Fe* belehrt das Publikum über die Transsubstantiation – auch hier also die Integration aktueller Zeitbezüge im Dienste der theologischen Aussage, in diesem Fall im Dienste der gegenreformatorischen Bestrebungen der Kirche.

Ein narratives Problem stellte für Calderón der Verlust der Eurydike dar, da eine Schuld des göttlichen Orpheus ausschied, ein Problem, das er elegant löst.

Calderón verwendet die Schilderung der Verlustszene in VERGILS *Georgica* (IV, 485ff.):¹⁴

*iamque pedem referens casus evaserat omnis,
redditaque Eurydice superas veniebat ad auras
pone sequens – namque hanc dederat Proserpina
legem –*

*cum subita incautum dementia cepit amantem
ignoscenda quidem, scirent si ignoscere manes:
restitit Eurydicenque suam iam luce sup ipsa
immemor heu victusque animi respexit. ibi omnis
effusus labor atque immitis rupta tyranni
foedera terque fragor stagnis auditus Averni.
illa ‚quis et me‘ inquit ‚miseram et te perdidit,
Orpheu,*

*quis tantus furor? en iterum crudelia retro
fata vocant, conditque natantia lumina somnus.
iamque vale: feror ingenti circumdata nocte
invalidasque tibi tendens, heu non tua, palmas.‘*

Calderón übernimmt aus Vergils Schilderung zentrale Elemente, verschiebt sie jedoch. Die Ohnmacht Eurydikes, der menschlichen Natur, sowie Donner und Blitz markieren Eurydikes eigenen ‚Vertragsbruch‘ durch den verbotenen Genuss des Apfels und finden daher bei der Vertreibung aus dem Paradies, also vor dem Weg des göttlichen Orpheus in die Unterwelt statt.

Was das Motiv des Sich-Umwendens betrifft, so ist es der Fürst der Finsternis, der am Ende des Stückes darauf hinweist, dass die menschliche Natur ihm nicht ein für alle Mal entkommen ist. Bei jeder Todsünde wird sich Orpheus zu ihr umwenden und sie so wieder in den Kerker schicken:

*¿Qué importa que ellos la lleven,
si siempre que ella inconstante
peque y tú el rostro la vuelvas
ha de volver a mi cárcel? (1325 – 28)*

„Was macht es, wenn sie Eurydike fortführen, wenn sie doch – wann immer sie in Untreue sündigt und du ihr dein Antlitz zuwendest – zurück in meinen Kerker muss?“

Der Dichter greift hier ein Motiv aus OVIDS Version der Geschichte auf (*met.*, X, 32 ff.) und formt es um: Dort ist es Orpheus selbst, der, um Pluto und seine Gemahlin zu beschwichtigen, auf ihre ungebrochene Todesmacht verweist.

Calderóns *Autos* haben wie alle seine Stücke in Deutschland eine widersprüchliche und zwischen Bewunderung und Ablehnung schwankende Aufnahme gefunden. Große Namen feierten mit

hyperbolischem Rühmen viel an seinen Werken – außer ihrem Gehalt.

GOETHE rühmte Calderóns „theatralische Vollkommenheit“. „Seine Stücke sind durchaus bretterrecht, es ist in ihnen kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung kalkuliert wäre. Calderón ist dasjenige Genie, das zugleich den größten Verstand hatte.“¹⁵

Inmitten der romantischen Begeisterung für Calderón schreibt DOROTHEA SCHLEGEL über ihn und CERVANTES: „Das sind zwar alberne, dumme, gotteslästerliche, geschmacklose Katholiken, aber doch keine üblen Dichter.“¹⁶

Um Calderón in die triste Gedankenwelt des realen Sozialismus hinüberzuretten, heftete ihm der bedeutendste DDR-Romanist, der VOSSLER-Schüler und Altkommunist WERNER KRAUSS, das sozialistische Gütesiegel „Dichter des spanischen Volkes“¹⁷ an.

Der englische Hispanist JONATHAN THACKER hat in einer aktuellen (2007) Darstellung des klassischen spanischen Theaters die fast 80 überlieferten *Autos* Calderóns eine Schatzkiste (*a rhetorical and poetic treasure trove*) genannt, die der Öffnung harre.¹⁸

Anmerkungen:

- 1) Alle Zitate aus *El divino Orfeo* (1634 und 1663) und aus *Loa al divino Orfeo* entstammen der Ausgabe *El divino Orfeo* von E. Duarte, Kassel 1998.
- 2) Eine Auswahl in deutscher Übersetzung, darunter auch ein Auszug aus dem *Protreptikos*, findet sich in der Quellensammlung *Mythos Orpheus – Texte von Vergil bis Ingeborg Bachmann*, hrsg. von W. Storch, Stuttgart 1997.
- 3) Vgl. dazu Calderóns *Loa al divino Orfeo*, a.a.O., sowie J. K. Brown, *The Persistence of Allegory – Drama and Neoclassicism from Shakespeare to Wagner*, University of Pennsylvania Press, Philadelphia 2007, S. 16.
- 4) Vgl. H. Friedrich, *Der fremde Calderón*, Freiburger Universitätsreden, Neue Folge, Heft 20, Freiburg 1966, S. 12f.
- 5) In seiner Sozialgeschichte *Spanish Society 1400 – 1600*, Harlow 2001, weist T. F. Ruiz auf die große Bedeutung von Festen wie Fronleichnam für den sozialen Zusammenhalt innerhalb der spanischen Städte und zwischen Stadt und Hinterland hin, S. 126ff.
- 6) Zitiert nach *Obras Maestras*, hrsg. von J. Alcalá Zamora und J. M. Díez Borque, Madrid, 2000.
- 7) Im Vorwort seiner Übersetzung des Calderón-Stückes *La Devoción de la Cruz*, in: *Théâtre espagnol – Quatre pièces de Calderón*, Lope de Vega, Cervantes, Paris 1957, S. 101.
- 8) Vgl. C. Olmedilla, *Lope y Calderón en México: 1641*. In: *Historia Mexicana* 7 (1957), S. 237f.
- 9) Die Erklärung nach F. Lorinser, *Don Pedro Calderón's Geistliche Festspiele*, Vierter Band, Breslau 1862, S. 363 Anm. 39.
- 10) *Loa al divino Orfeo*, a.a.O., v. 275 bis 321. V. 321 – 322b: „cítara de Jesús es la Cruz.“
- 11) E. R. Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Tübingen und Basel, 11. Aufl., 1993, S. 152.
- 12) Zitiert nach der Ausgabe von E. Frutos Cortés (Reihe *Catedra – Letras Hispánicas*), Madrid, 20. Aufl., 2009.
- 13) *La Cisma de Inglaterra*, III, v. 2841. Zitiert nach der Ausgabe von K. Muir und A. L. Mackenzie, Warminster (*Hispanic classics*) 1990.
- 14) Zitiert nach der Ausgabe von J. und M. Götte, Darmstadt, 5. Aufl. 1987.
- 15) J. P. Eckermann, *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, München 1984, S. 155f.
- 16) In Briefwechsel, ed. J. M. Raich, Mainz 1881, I 160. Zitat und Quelle nach L. Pfandl, *Geschichte der spanischen Nationalliteratur in ihrer Blütezeit*, Freiburg 1929, S. 409.
- 17) So der Titel des Nachworts zur Ausgabe *Das Leben ein Traum*, Leipzig 1964.
- 18) *A Companion To Golden Age Theatre*, Woodbridge 2007, zitiert nach der Taschenbuchausgabe 2010, S. 165.

CHRISTOPH WURM, Dortmund

Fünfundachtzig – und kein bisschen müde!

Dr. Otto Schönberger zum Geburtstag am 22. Februar 2011



Dr. Otto Schönberger, aufgenommen im Juni 2009

*En liber Ottonis docti novus, arteque clara
Compositus. Nemo est, qui numerum inveniat.
Edit enim magnum bis terve opus impigre in anno,
A primisque nova ad tempora transgreditur.*

Nein, es ist nicht übertrieben: Alljährlich erscheinen auch jetzt noch mindestens ein, manchmal zwei oder sogar noch mehr bedeutsame Texte aus der europäischen Geistesgeschichte, die Dr. SCHÖNBERGER durch seine gelehrten Erläuterungen und durch seine Übersetzungen – oft Erstübertragungen – der staunenden Welt zugänglich macht. Um nur die *opera maiora* in den letzten zehn Jahren (2001-2010) zu zählen: Fünfzehn stattliche *volumina* haben in dieser Zeit das Licht der Welt erblickt! Der ehemalige Oberstudienleiter des Siebold-Gymnasiums in Würzburg, der maßgeblich an der zukunftsweisenden DAV-Matrix (1973) beteiligt war, scheint in seinem

Ruhestand (?) nochmals richtig in Schwung gekommen zu sein.

Seine Interessensgebiete reichen von der alten lateinischen Literatur (z.B. ENNIUS²) bis zum Neulatein (z. B. COMENIUS³), von den Anfängen der griechischen Dichtung (z. B. HESIOD⁴) bis zur Byzantinistik (z. B. ANONYMUS BYZANTINUS⁵) – von der deutschen Klassik (z. B. Goethe⁶) gar nicht zu reden. Vor schwierigen Gegenständen, die wir gewöhnlichen Sterblichen kaum in der eigenen Sprache verstehen, schreckt er nicht zurück. Etwa vor der *Arithmetica integra* des bedeutenden Mathematikers MICHAEL STIFEL (1486/87-1567)⁷, wo eine Kapitelüberschrift übersetzt lautet: „Von den Sätzen, die irrationale Strecken der siebten Art behandeln und im Quadrat zwei Mediale hervorbringen“. Alles klar?⁸

Seine Editionen scheinen immer umfangreicher zu werden: Sein jüngstes *opus maximum* aus

dem Jahre 2010, die Übersetzung der „Kurzen (?) Darstellung der Copernikanischen Astronomie“ von JOHANNES KEPLER (geschrieben 1618-1621), umfasst nicht weniger als 687 Seiten.⁹

Freilich hat auch Dr. Schönberger solche naturwissenschaftlichen Fundamentalschriften nicht im Alleingang bewältigen können: Er hat wiederholt mit EBERHARD KNOBLOCH, dem emeritierten Professor für Mathematik und Wissenschaftsgeschichte an der TU Berlin, zusammengearbeitet.

Eine zweite Mitarbeiterin hält sich bescheiden im Hintergrund: seine Frau EVA, ebenfalls eine gelernte Altphilologin, mit der zusammen er im häuslichen Wohnzimmer so manche unbekannte griechische oder lateinische Schrift ins Licht gerückt hat. Dank gebührt auch dem Verlag Königshausen & Neumann in Würzburg, der die meisten von Dr. Schönbergers Editionen druckt, zumal dabei weder der Verlag noch die Autoren Reichtümer sammeln.

Unser Jubilar folgt trotz seiner ungewöhnlichen Lebensleistung konsequent dem epikureischen Motto $\lambda\acute{\alpha}\theta\epsilon\ \beta\acute{\iota}\omega\sigma\alpha\varsigma$: Öffentliche Ehrungen meidet er, viel Aufhebens um seine Person liebt er nicht.¹⁰ In seiner 2006 erschienenen Spruchsammlung „Quersummen“ findet sich das Bekenntnis: „Das letzte, was ich sein möchte: Interessant.“ Dennoch rufen wir Ihnen, lieber Herr Dr. Schönberger, auch aus eigenem Interesse zu: Bleiben Sie (und Ihre Frau) gesund und tatkräftig, und versetzen Sie uns noch weiter mit bahnbrechenden Überraschungen in Erstauen!

Anmerkungen:

1) 2004 waren es sogar vier! Ich habe insgesamt mehr als 350 Veröffentlichungen von Dr. Otto Schönberger gezählt, aber das sind beileibe nicht alle.

- 2) Ennius, Fragmente (Auswahl), Lateinisch/Deutsch, ausgewählt, übersetzt und herausgegeben von Otto Schönberger, Stuttgart (Reclam) 2009.
- 3) Johann Amos Comenius, Wiederholte Ansprache an Baron Wolzogen/Iteratus ad Baronem Wolzogenium sermo, übersetzt von Otto Schönberger, mit einem Kommentar und einer Einführung in die antisozinianische Kontroverse des Comenius, herausgegeben von Erwin Schadel, Frankfurt a. M. ... (Peter Lang) 2002 (= Schriften zur Triadik und Ontodynamik Bd. 22).
- 4) Hesiod, Theogonie, Griechisch/Deutsch, übersetzt und herausgegeben von Otto Schönberger, Stuttgart (Reclam) 1996 u. ö.
- 5) Anonymus Byzantinus, Lebenslehre in drei Dialogen: Hermodotos, Musokles, Hermippos. Griechischer Text, Einleitung und Übersetzung von Otto und Eva Schönberger, Würzburg (Königshausen & Neumann) 2010.
- 6) Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, herausgegeben von Otto Schönberger, Stuttgart (Reclam) 1994 u. ö.
- 7) Michael Stifel, Vollständiger Lehrgang der Arithmetik, Nachwort von Eberhard Knobloch, Deutsche Übersetzung von Eberhard Knobloch und Otto Schönberger, Würzburg (Königshausen & Neumann) 2007; hier S. 285.
- 8) Im Originaltext von 1544 heißt es S. 184: “De propositionibus tractantibus lineas irracionales septimae speciei, quae sunt potentes duo media.”
- 9) Johannes Kepler, Kurze Darstellung der Copernikanischen Astronomie, Nachwort von Eberhard Knobloch, Deutsche Übersetzung von Eberhard Knobloch und Otto und Eva Schönberger, Würzburg (Königshausen & Neumann) 2010.
- 10) Zu einigen Lebensstationen vgl. Verfasser, Begegnungen mit Dr. Otto Schönberger. Erinnerungen anlässlich seines 70. Geburtstages im Februar 1996, DASIU 1+2/91996, 14ff.

HANS-LUDWIG OERTEL, Marktbreit

Wolfgang Kirsch verstorben

Wie wir aus dem Landesverband Sachsen-Anhalt erfahren, ist der bis 1993 an der Universität Halle tätige Professor Dr. phil. WOLFGANG KIRSCH am 9. Dezember 2010 kurz vor Vollendung seines 72. Lebensjahrs verstorben. Kirsch war Spezialist für die lateinische Literatur der Spätantike und des Mittelalters und Mitglied der (aus der Akademie der Wissenschaften der DDR hervorgegangenen) Leibniz-Sozietät. Er veröffentlichte u. a. kritische Editionen verschiedener mittellateinischer Texte sowie zahlreiche Aufsätze. Nach der Promotion zum Dr. phil. (1969) und der Promotion B zum Dr. sc. phil. an der Universität Halle wurde Kirsch dort 1982 zum Dozenten und 1986 zum Professor für Klassische Philologie (mit Schwerpunkt Latinistik) ernannt. 1993 musste er in den Ruhestand treten. Kurz nach der Wende veröffentlichte Kirsch in der DDR-Zeitschrift „Fremdsprachenunterricht“ 7/1990 erstmals konkrete Zahlen über den altsprachlichen Unterricht in der DDR (vgl. Mitteilungsblatt des DAV 4/1990). Demnach

wurden Latein und Griechisch im letzten Jahr vor der Wende in der DDR nur noch an neun Schulen mit „verstärktem Altsprachenunterricht“ in je einer Jahrgangsklasse (9-12) gelehrt. Außerdem gab es an den sog. erweiterten Oberschulen (EOS) auch fakultativen Lateinunterricht in den Klassen 11 und 12. Die Zahl der Schüler, die an diesem Unterricht teilnahmen, ging aber, wie Kirsch kritisch berichtete, in den letzten Jahren der DDR rapide zurück. Für die Geschichte des Altphilologenverbandes war Kirsch kurz nach der Wende dadurch von Bedeutung, dass er – zusammen mit KRISTINE SCHULZ – die Vertreterversammlung des DAV ins Robertinum der Universität Halle einlud. Zu dieser Zeit war KURT SELLE Bundesvorsitzender des Verbandes. Die Traueranzeige für Wolfgang Kirsch war mit einem Wort aus dem Talmud überschrieben: „Es ist uns aufgetragen, am Werk zu arbeiten, aber es ist uns nicht gegeben, es zu vollenden.“

ANDREAS FRITSCH

Berichte und Mitteilungen

20 Jahre Landesverband Mecklenburg-Vorpommern

Angeregt durch das Motto des DAV-Kongresses im Jahre 1996 „Zukunft braucht Herkunft“ möchte ich besonders den jüngeren Lehrern der alten Sprachen erzählen, wie nach der politischen Wende in den damals neuen Ländern sich auch auf dem Gebiet der Bildung vieles verändert hat.

Vorbereitet wurde 1990 der Wechsel von der 10-klassigen Polytechnischen Oberschule und der Erweiterten Oberschule zum dreigliedrigen Schulsystem. Ich konzentriere mich nur auf den altsprachlichen Unterricht und die Institute für Altertumswissenschaften in Mecklenburg-Vorpommern, wo ich mein gesamtes berufliches Leben, 42 Jahre als Lehrer, verbracht habe.

Am 29. Januar 2011 fand in Rostock eine Jubiläumsfeier statt, die aus zwei Teilen bestand. Das Heinrich-Schliemann-Institut, früher Institut für Altertumswissenschaften, wurde am 1. Januar 1991 wieder eröffnet und am 19. Januar desselben

Jahres wurde der Landesverband Mecklenburg-Vorpommern des DAV gegründet.

Sehr bewegend wurden in Wort und Bild die Jahre um die Wende dargestellt, und alle Anwesenden hatten anschließend reichlich Gelegenheit, ihre Erinnerungen an damals auszutauschen.

Wie habe ich, der ich von 1954 – 1959 an der Berliner Humboldt-Universität studiert habe, die Wende erlebt? Als Parteiloser kam ich nicht an eine Erweiterte Oberschule, um das Fach Latein zu unterrichten. Also lag das einmal Gelernte 30 Jahre lang brach.

Im Herbst 1990 bekam ich eine Einladung nach Halle, wo den in einem Hörsaal des Robertinums der Universität Versammelten aus den neuen Bundesländern Interessantes, weil weitestgehend unbekannt, über die Lage des Latein- und Griechischunterrichts in der Bundesrepublik berichtet wurde. Zum Schluss der Veranstal-

tung forderte FRIEDRICH MAIER dazu auf, auch in unseren Ländern Altphilologenverbände zu gründen. Da damals abends kein Zug mehr nach Rostock fuhr, war, als die Frage gestellt wurde, wer aus Mecklenburg-Vorpommern sei, ich der einzige im Raum, der den Arm hob.

Also sagte Herr Dr. Maier: „Dann machen Sie sich an die Aufgabe und gründen einen Landesverband“. Als ich mir mit dem Auftrag sehr hilflos vorkam, gab es den Hinweis „Wenden Sie sich an Ihr Nachbarland“. Die Kollegen aus dem „Ausland“ waren mir alle unbekannt.

Schließlich war der Retter Herr QUACK aus Husum, der damalige Vorsitzende aus Schleswig-Holstein. Er lud mich und einen Kollegen aus Güstrow in die geografische Mitte, nach Lübeck, ein. Wir erfuhren, welche Rechte und Möglichkeiten so ein Verband gegenüber dem Kultusministerium hat. Gemeinsam haben wir eine Satzung entworfen. Ich sollte mir aus den Schulverwaltungen der damaligen Bezirke Rostock, Neubrandenburg und Schwerin Namen von ausgebildeten Latein- und Griechischlehrern geben lassen. Aus Schwerin und Rostock bekam ich einige Namen, Neubrandenburg lehnte es ab.

Mein damaliger Direktor einer Betriebsberufsschule mit Abiturausbildung war von meinem Eifer begeistert, bot mir für einen Sonnabend einen ansprechenden Raum an und kaufte mit mir für die Verbandsgründung Römer-Sekt.

Ich habe alle angeschrieben und wie auch Herrn Quack zum 19. Januar 1991 nach Schwerin eingeladen. Das wurde die Geburtsstunde. Ich wurde zum Vorsitzenden gewählt. Weil wir ein Bindestrich-Land sind, haben wir je einen Stellvertreter in der Satzung verankert. Frau Dr. BOCKISCH wurde Vertreterin der Universität.

Und dann begann die Arbeit. Mit Hilfe der Schleswig-Holsteiner haben wir die Fortbildung organisiert. Wir waren als Gäste bei ihren Veranstaltungen in Sankelmark, Itzehoe und Lübeck und ihre Lehrer und Lehrerbildner kamen zu uns.

Auf dem ersten DAV-Kongress nach der Wiedervereinigung in Berlin 1992 habe ich viele namhafte Altphilologen, vor allem Didaktiker, kennen gelernt, die ich ohne Überredungskünste

für Veranstaltungen bei uns gewinnen konnte. Stellvertretend möchte ich nennen FRIEDRICH MAIER, KLAUS WESTPHALEN, RAINER NICKEL, HELMUT SCHAREIKA. Die anwesenden Schulbuchverlage versprachen, Lehrbuchautoren für uns zu gewinnen. Hervorgehoben werden müssen die Verlage C.C. Buchner und Klett.

Der Nachholebedarf bei uns war riesig. In der Zeit seit der eigenen Ausbildung hatte sich in der Methodik vieles geändert. Durch das Reiseverbot war niemand vorher in Rom oder Griechenland. Landeskunde war also nur angelesen. Die Eltern unserer Schüler hatten so gut wie keine Kenntnisse von der lateinischen Sprache. Deshalb war der Vortrag von Prof. WESTPHALEN über den Bildungswert des Lateinunterrichts besonders wertvoll. Weil die meisten der neuen Schulleiter nie Latein gelernt hatten, vorwiegend aus dem Bereich der Naturwissenschaften kamen und somit uns Lateinlehrer kaum bei der Werbung unterstützt haben, hatte ich der Abteilung Schulen im Ministerium vorgeschlagen, Prof. Westphalen im Rahmen einer Schulleiterfortbildung sprechen zu lassen. Das wurde kategorisch abgelehnt.

Da seit Anfang der 60er Jahre an den DDR-Universitäten, eine Ausnahme bildete Halle, keine Lateinlehrer mehr ausgebildet wurden, mangelte es an Fachkräften.

Große Verdienste erwarb sich Frau Dr. BOCKISCH von der Universität Rostock, die ein Ausbildungsprogramm und eine Prüfungsordnung für voll ausgebildete Lehrer im Drittfachstudium erarbeitete und im Ministerium genehmigen ließ. FRIEDRICH MAIER hatte im Rahmen dieser Ausbildung die gebündelten Didaktikveranstaltungen übernommen.

Da das Landesamt für Schule und Ausbildung in den 90er Jahren noch großzügig Honorarkosten übernommen hat, konnten wir bei unseren jährlichen Fortbildungen, die von donnerstags abends bis sonabendmittags gingen, namhafte Wissenschaftler einladen.

Als auch die Universität Greifswald das Institut für Altertumswissenschaften wieder eröffnete hatte und wie Rostock über je einen Professor für Latinistik und Gräzistik verfügte, haben wir den Vorschlag von Prof. MARTIN HOSE aufgegriffen und unsere Veranstaltungen abwechselnd an den

beiden Universitäten durchgeführt. Es ist bedauerlich, dass das Greifswalder Institut vor ein paar Jahren den Sparmaßnahmen des Landes zum Opfer gefallen ist.

Positiv hat sich in unserem Landesverband ausgewirkt, dass unabhängig von der zweijährigen Wahlperiode die Vorstände sehr beständig waren und es noch sind. Ich habe den Verband acht Jahre geführt, dann stand ihm LEIF BERLING aus Rostock genau so lange vor. Und jetzt wurde CHRISTOPH ROETTIG aus Schwerin zum dritten Mal als Vorsitzender gewählt. Er ist Vertreter der jüngeren Generation und hat in den 90er Jahren an der Universität Rostock studiert. In 20 Jahren gab es erst zwei Kassenverantwortliche. Nach Frau Dr. BOCKISCH ist auch Frau Dr. MÜLLER erst die zweite Vertreterin der Hochschule.

Das Zusammenwirken von Schule und Universität wirkte sich in allen Jahren positiv auf die inhaltliche Gestaltung der Fortbildung und das

zur Verfügungstellen von Räumen in den Semesterferien aus.

Mit der Wende 1989/1990 begannen auch große demografische Veränderungen. Besonders junge Menschen verließen unser Bundesland, die Geburtenzahlen und daraufhin die Schülerzahlen sanken drastisch. Schulen und somit auch Gymnasien wurden geschlossen. Die neben dem Pflichtfach Englisch frei wählbaren Fremdsprachen hatten und haben es schwer, von ausreichend Schülern für die Gruppenbildung mit der erforderlichen Anzahl gewählt zu werden.

Und wieder ist der Altphilologenverband im Bildungsministerium aktiv, um den Stellenwert von Latein bewusst zu machen und auf notwendige Lehrerzuweisungen hinzuwirken.

Ich schätze mich glücklich und bin dankbar, dass ich auch als Ruheständler das Leben in meinem Landesverband begleiten darf.

ERHARD KUNACK, Schwerin

Die „Berliner Zeitung“ und die Antike

Kurz vor Weihnachten war in der „Berliner Zeitung“ gleich auf S. 1 („Das Fest des Lebens“) von der Politikerin ANDREA NAHLES und ihrer bevorstehenden Spätgeburt die Rede (sie erfolgte inzwischen), und zugleich wurde mit einer bedeutenden historischen Parallele aufgewartet: „Ein paar Tage nur, und es wird, wie alle Jahre wieder, ein Kind geboren werden, ein Knabe, von einer Spätgebärenden namens Maria, das behauptet zumindest die Bibel.“ Das behauptet die Bibel keineswegs, und die spärlichen Angaben des Neuen Testaments zu Marias Person sprechen durchaus nicht für eine Spätgebärende Maria. Im Gegenteil: Der Evangelist MATTHÄUS deutet an (13,55f.), dass JESUS vier Brüder und mehrere Schwestern hatte, vgl. auch MARKUS 6,3. Das im Glaubensbekenntnis (z. B. auch im „Credo“ von BACHS h-moll-Messe) begegnende Jesus-Attribut „eingeborener Sohn“ – *μονογενής*, lat. *unigenitus* – bedeutet wohl, dass er als Gottes einziger Sohn, ein einzigartig erzeugtes Gotteswesen betrachtet worden ist, hat also nichts mit der Anzahl von Marias Kindern zu tun. Herr Professor FRITSCH weist mich freundlicherweise darauf hin, dass

die Aussagen über die „Brüder“ Jesu und den „eingeborenen Sohn“ bis heute umstritten sind. Wie auch immer: Dass Maria bei Jesu Geburt eine Spätgebärende war, ist unwahrscheinlich: In jener Zeit und in jener Weltgegend ist generell eher mit Frühgebärenden zu rechnen. Das außerbiblische, apokryphe JAKOBUS-Evangelium aus dem 2. Jh., das wichtigste und bekannteste nichtkanonische Evangelium, das „phantasievoll“ vom Leben Marias erzählt und zur Hauptquelle für alle späteren Marienlegenden geworden ist (Kindlers Neues Literatur Lexikon 18, 1992, 309f.), teilt mit, Maria, mit zwölf Jahren verlobt, sei mit sechzehn Jahren schwanger geworden; andere Quellen lassen sie noch zeitiger schwanger werden. Die „Berliner Zeitung“ hat einen einzigen Leserbrief zu dem oben erwähnten Beitrag gebracht; dort wird aber nicht auf die entscheidende Frage eingegangen, wie es zur Behauptung von der Spätgebärende Maria kommen konnte. Die Lösung: Offensichtlich hat jemand Maria mit ihrer Verwandten ELISABETH, der Frau des jüdischen Priesters ZACHARIAS, verwechselt. Beiden Frauen prophezeit der „Engel des Herrn“, dass sie

einen ganz besonderen Sohn gebären werden: die Jungfrau Maria „einen Sohn, der wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden“ und Gott wird ihm DAVIDS Thron geben und er wird in Ewigkeit regieren; Maria soll ihn Jesus nennen (LUKAS 1,26ff.). Elisabeth wird einen Sohn zur Welt bringen, „der groß vor dem Herrn sein wird und erfüllt vom Heiligen Geist“; Zacharias soll ihn Johannes nennen (Lukas 1,13ff.) – er wird später als JOHANNES DER TÄUFER berühmt werden. Maria besucht Elisabeth; ihr Mann Zacharias stimmt den Lobgesang „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels ...“ an (Lukas 1,67ff.; nach dem Anfangswort der lateinischen Fassung als „*Benedictus*“ zitiert). Maria betet: „Meine Seele erhebet den Herrn“; dieser Lobgesang wird in der Regel „*Magnificat*“ genannt; er ist besonders durch viele Vertonungen (auch von BACH) bekannt geworden. Zacharias hat zuvor den Engel zweifelnd gefragt, wie das alles zugehen soll: Er und seine Frau Elisabeth seien doch „hochbetagt“ (Lukas 1,18, vgl. 1,36). Aber der Engel fordert, autoritär, Gottvertrauen von ihm. Auch Maria fragt den Engel: „Wie soll das zugehen, da ich doch von keinem Mann weiß?“ (Lukas 1,34) Auch sie wird von dem Engel beruhigt: „Bei Gott sind alle Dinge möglich.“ Marias Verwandte also ist die Spätgebärende, nicht Maria.

Die Presse tut sich immer wieder schwer mit manchem Bildungsgut: In der „Berliner Zeitung“ erhielt schon mal der neugeborene Jesus Besuch von den „Drei Waisen aus dem Morgenland“. Das mag ein Druckfehler sein (die Zeitung beschäftigt

erst seit kurzem wieder einen Korrektor), ebenso bei „*Phillip Telemann*“, bei „*Peleponnes*“ und bei „seine Referenz erweisen“ statt „Reverenz“ (so auch in anderen Printmedien). Andere Fälle sind wohl kaum als Druckfehler entschuldbar, so wenn von „Paragraf“ statt von „Paraphe“ und von „Antiquariat“ statt von „Antiquitätengeschäft“ (mit Fotos der Antiquitäten) gesprochen oder der Titel von KLEMPERERS „*Lingua tertii imperii*“ total verstümmelt wird. In diesen beiden Fällen folgte eine Berichtigung, dagegen nicht, nachdem im Bericht über die Ausstellung „Rückkehr der Götter“ im Pergamon-Museum behauptet worden war, Dionysos' Mutter heiße *Selene* und sei die Mondgöttin und, bei anderer Gelegenheit, der Priapismus sei nach dem trojanischen König Priamos benannt, dem nun die entsprechende körperliche Ausstattung angedichtet wurde. *Fama* ist nicht „Göttin des Ruhmes“, sondern Personifikation des Gerüchtes. Dass alle diese Lapsus aus der „Berliner Zeitung“ – meist von 2010 – stammen (aus Raumgründen verzichte ich auf Stellenangaben), hängt damit zusammen, dass ich diese – durchaus lesenswerte – Zeitung regelmäßig zur Kenntnis nehme; hätte ich eine andere abonniert, könnte sich für diese eine ähnliche Bilanz ergeben. Wie sagte schon PUSCHKIN im „Eugen Onegin“ (1825-33)? „Latein ist heut nicht mehr so wichtig ...“. Mit alledem ist die „Berliner Zeitung“ in guter Gesellschaft, vgl. „DER SPIEGEL und die Antike“, FC 3/2008, 210f.; Phasis 11, 2008, 183ff.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Zeitschriftenschau

Der **Altsprachliche Unterricht 6/2010** wendet sich mit dem Thema „Tragödie“ eher an den Griechischkollegen. In seinem einleitenden Basisartikel gibt PETER RIEMER einen kurzen Abriss über die Entstehung dieser literarischen Gattung, die im Vergleich zum Epos ausschließlich im griechischen Denken verwurzelt ist. Ausgehend von einem skizzenhaften Überblick über die Anfänge weist

er jedem der großen attischen Tragiker eine eigene Bestimmung des Verhältnisses von Menschen und Göttern zu; in seinen Ausführungen legt er dabei ein besonderes Gewicht auf EURIPIDES. In seinen Stücken, so Riemer, sei der Mensch in seinem Handeln aufgewertet worden und nur sich selbst, allenfalls bestimmten gesellschaftlichen Normen unterworfen; mit der Aufwertung des menschl-

chen Handelns gehe die bei Euripides deutlich zu erkennende Abwertung des Göttlichen einher.

Die weiteren Beiträge sind nach den Aufführungsdaten der einzelnen Tragödien angeordnet. WIELAND RICHTER verfolgt in seinem Beitrag zur sophokleischen „Antigone“ den Aspekt autonomen menschlichen Handelns. Seine fundierte Interpretation des Stückes beginnt mit dem 4. Epeisodion, in dem Antigone und der Chor ihre bisherigen Standpunkte und Perspektiven austauschen. Antigone muss erkennen, dass sie, die bisher eigenständig gehandelt hat, gescheitert ist, weil sie gleichzeitig ihre soziale Existenz verloren hat. Diese letzte Einsicht in die „Unüberbietbarkeit des menschlichen Lebens“ unterscheidet Antigone von einer radikalen „Fundamentalistin“. Der gesamte Handlungsverlauf und die Entwicklung der miteinander konkurrierenden Positionen wird entweder anhand originaler oder zweisprachiger Abschnitte erarbeitet (den einzelnen Abschnitten werden Unterrichtsziele zugeordnet) und interpretiert. Dabei wird deutlich, dass Antigone und Kreon durch ihre eigene Unnachgiebigkeit eine Lösung verhindern; nur der Chor bzw. der Bote beschreiben eine menschliche Existenz, die zwischen beiden Positionen vermitteln will. STEPHAN FLAUCHER, der sich dem „Oidipus Tyrannos“ widmet, erkennt in der Figur des Oidipus vor allem das Scheitern menschlicher Intelligenz. An den entscheidenden Stellen verlässt sich Oidipus allzu sehr auf seinen Verstand und zieht für sich daraus die falschen Schlüsse. In dieser intellektuellen Selbstüberschätzung lassen sich nach Flaucher Bezüge zur zeitgenössischen Sophistik erkennen: Oidipus sei ein warnendes Beispiel, die geistigen Fähigkeiten des Menschen nicht überzubewerten. Ergänzt wird die knappe Interpretationsskizze durch weitere Hinweise auf Aristoteles' „Poetik“ sowie formale und gattungstheoretische Aspekte. Mit gewisser Skepsis möchte ich an dieser Stelle darauf hinweisen, dass eine Lektüre von deutlich mehr als 500 originalen Tragödienversen in einem Halbjahr, wie in den genannten Aufsätzen beschrieben, kaum zu schaffen ist. Gerade wegen der noch nicht in vollem Umfang erkennbaren Auswirkungen der G8-Verkürzung im Fach Griechisch erscheint mir eine derartige Zielsetzung

sehr optimistisch. Noch anspruchsvoller ist der Ansatz, den KATHARINA WAACK-ERDMANN in ihrem Aufsatz zur „Medea“ des Euripides verfolgt. Sie berichtet von einem Projekt, das sie in einem kombinierten Grund- und Leistungskurs durchgeführt hat. Ausgehend von dramentheoretischen Texten von ARISTOTELES, LESSING und BRECHT (als Materialien beigegeben) will sie mit den Schülern die Emotionen der Protagonistin untersuchen. Für die gemeinsamen Stunden hat sie den Text in insgesamt 14 Abschnitte eingeteilt, die die Schüler sowohl inhaltlich als auch sprachlich vorzubereiten hatten („Salami-Methode“); in den Stunden wurden aus den Abschnitten von den Schülern ausgewählte Verse arbeitsteilig übersetzt. Die „reinen“ LK-Stunden waren in gleicher Weise konzipiert und ergänzten die Lektüre um neun Abschnitte aus der aristotelischen „Poetik“. TAMARA CHOITZ bietet in ihrem Aufsatz eine kleine Unterrichtseinheit und kombiniert dabei den „Philoktet“ des SOPHOKLES und eine Verfilmung des Romans „Das Böse unter der Sonne“ von AGATHA CHRISTIE. In beiden Fällen geht es um Rekonstruktion und um „philologische“ Aufdeckung vorhandener Widersprüche. In der sophokleischen Tragödie wird das für die Handlung so bedeutsame Helenos-Orakel nur in Auszügen wiedergegeben, die von den Handelnden auch noch unterschiedlich gedeutet werden. In dem Krimi geht es um die Rekonstruktion eines scheinbar perfekten Verbrechens; die einzelnen Indizien erweisen sich aber bei genauerem Hinsehen als widersprüchlich. In dem einzigen Artikel des Heftes, der sich mit einer lateinischen Tragödie befasst (SENECAS „Oedipus“), verknüpft der Autor GÜNTER LASER Auszüge aus Senecas Tragödie und aus HYGINS Oedipus-Mythos mit dem FREUDSchen Begriff des Oidipus-Komplexes. In beiden Fällen, so Laser, dienen die Bilder des Mythos dazu, bestimmte Aussagen des jeweiligen Autors zu verdeutlichen. Während Seneca in der Gestalt des Königs einen unstoischen Herrscher sieht, der sich von seinen Affekten leiten lässt und dadurch die Erfüllung des Orakels gleichsam provoziert, benutzt Freud die Bilder des Mythos, um eine Grunderfahrung im Bereich des menschlichen Unterbewusstseins zu beschreiben. RAINER NICKEL nimmt CHRISTA WOLFS „Kassandra“ und

ihr „Treffen“ mit der trojanischen Seherin zum Anlass, die Leitfragen, die die Autorin aus ihrer Begegnung entwickelt, auf die zentrale Szene im aischyleischen „Agamemnon“ zu übertragen und sich gründlicher mit dem Originaltext auseinandersetzen, um ein tieferes Verständnis beider Werke zu erreichen. Dieses Thema eignet sich gut für eine fächerübergreifende Arbeit zwischen den Fächern Deutsch und Griechisch. Am Ende des Heftes rezensiert PETER RIEMER die in München erschienene AISCHYLOS-Monographie von SABINE FÖLLINGER.

ANDREAS WENZEL, Berlin

Eine ausgesprochen gelungene Ausgabe präsentiert die Redaktion des **Altsprachlichen Unterrichts** mit ihrem **Heft 1/2011** zu „Kleinen Formen“. Darin wird deutlich, wie reizvoll die Lektüre nicht nur von *per se* kurzen Gattungen, sondern auch von in sich geschlossenen Abschnitten aus größeren Werken sein kann. In der – themengemäß – ebenfalls kurzen Einleitung gibt RAINER NICKEL einen Überblick über die ganz unterschiedlichen „Kleinen Formen“, rechtfertigt ihre Behandlung im Unterricht insbesondere mit den Möglichkeiten zum sehr konzentrierten Erwerb von Kompetenzen, die in der Folge der Lektüre größerer Werke zugute kommen, und plädiert im Hinblick auf die Rahmenlehrpläne für ein didaktisch-methodisches Intervallprinzip, das „anspruchsvolle Exkurse aus der täglichen Arbeit“ ermöglicht (S. 5). Den Reigen der attraktiven Praxisbeispiele eröffnet DIETRICH STRATENWERTH mit einem nur ein bis zwei Unterrichtsstunden beanspruchenden Vorschlag zur Behandlung einer antiken Geburtstags Einladung aus dem britannischen Vindolanda, die eine Offiziersgattin um 100 n. Chr. an eine Freundin im Nachbar-kastell schickte. Hierbei können Schüler ab dem 2. Lernjahr anhand eines leicht zu verstehenden Originaldokuments aus dem British Museum wertvolle Einblicke in die private Korrespondenz der Antike gewinnen und zugleich lebensweltliche Bezüge herstellen. Sprachlich und inhaltlich sehr viel anspruchsvoller ist die hervorragende Konzeption von THOMAS W. PROBST zu einem römischen Militärdiplom aus Weißenburg. Der Titel des Beitrags – „*Civis Romanus sum*“ – deutet

bereits an, dass es in dem Urkundentext um sehr viel mehr als um einen bloßen Verwaltungsakt geht. Da zu seiner Durchdringung umfangreiches Hintergrundwissen erforderlich ist, erklärt uns der Autor im ersten Teil seines Aufsatzes kompetent und detailliert den Inhalt des Diploms, bevor er sein durchdachtes didaktisch-methodisches Konzept vorstellt. Es umfasst Einblicke in die römische Datierung, die Kaisertitulatur, das Heerwesen und das römische Bürgerrecht, das schließlich mit heutigen Menschen- und Bürgerrechten verglichen werden soll. Die dazu erstellten Materialien ermöglichen eine weitgehend selbständige Erarbeitung der einzelnen Themen. PATRICIA SCHMED-SIALM nimmt einen lokalen „Fund“ zum Anlass, ihre Schüler über Rollenbilder und ihre Entwicklung reflektieren zu lassen: Im Graubündener Schloss Tarasp befindet sich eine Kemenate, die Anfang des 20. Jahrhunderts neu gestaltet wurde und einen lateinischen Tugendkatalog enthält. Solche Kataloge gab es schon in der Antike, so dass es naheliegt, den römischen *virtus*-Begriff als Ausgangspunkt für die drei- bis vierstündige Unterrichtseinheit in der Oberstufe zu nehmen, die im weiteren Verlauf motivierend Tugenden und Laster von Frauen und Männern vergleichend gegenüberstellt. „*Aenigmata*“ verbindet ROBERT REISACHER im nächsten Praxisbeispiel zu einer anspruchsvollen Unterrichtseinheit über lateinische Rätselliteratur von der Spätantike bis in die Frühe Neuzeit; ein recht schwieriges, aber ausführlich erklärtes Rätsel von NICOLAUS MATZ aus dem 15. Jh. eröffnet dabei einen fachübergreifenden Bezug zur Mathematik. KARL-HEINZ NIEMANN bleibt dagegen in einem antiken Kontext mit acht der *Historia Apollonii regis Tyri* entnommenen Rätseln, die er in einem steigenden Schwierigkeitsgrad anordnet und teilweise auch mit inhaltlichen Hilfen versieht, um den Schülern ein erfolgreiches Lösen zu ermöglichen. Ganz nebenbei kann man – falls gewünscht – schon die Einführung in die Metrik vorentlasten, denn alle Rätsel sind in Hexametern verfasst. Auch MATTHIAS LAUSMANN geht es in seinem Beitrag „*Luna tamquam luce clara lucebat*“ um die Motivation seiner Schüler, wenn er lateinische Schauergeschichten aus Antike und Mittelalter zum Gegenstand einer

in der Länge äußerst variablen Unterrichtseinheit macht, die auch Bezüge zu heutigen Werken des allzeit beliebten Genres und damit zur Lebenswelt der Schüler herstellt. Die *Gesta Romanorum* gehören da eher zu den klassischen Vertretern der „Kleinen Formen“: Für seinen zweiten Beitrag („*Quantum diligis me?*“) hat KARL-HEINZ NIEMANN eine Erzählung daraus ausgewählt, die die Charakterstärke von Menschen zum Thema hat. Der Text lässt sich mit Schülern des 2. oder 3. Lernjahres in drei Unterrichtsstunden erarbeiten und bietet sogar Möglichkeiten für eine kreative Auseinandersetzung; die entsprechenden Ausführungen des Verfassers sind gut durchdacht und leicht nachvollziehbar. Der letzte Praxisbeitrag ist von MARTIN BIASTOCH und gibt in aller Kürze Anregungen zur Behandlung zweier frühneuzeitlicher Texte von BEMBO und VESPUCCI zur Neuen Welt, wie sie z. B. im Rahmen des Themas „Edle Wilde und grausame Barbaren“ geschehen könnte. Die recht spezielle Thematik mag die Herausgeber des Heftes dazu bewogen zu haben, DIETRICH STRATENWERTHS Beitrag zum Vergleich zwischen Werken des TEREZ und Komödien der um 1000 lebenden Kanonisse HROTSVITH VON GANDERSHEIM in der Rubrik AUextra zu veröffentlichen. Angesichts von G8 fällt es schon schwer, überhaupt noch Zeit für die römische Komödie im Unterricht zu finden. Daher ist der scharfsinnige Aufsatz wohl eher als interessante, aber allzu virtuose Möglichkeit zu verstehen, die Terenz-Lektüre durch intertextuelle Bezüge zu bereichern. Die letzte Seite des Heftes füllt eine äußerst prägnante Rezension von LUTZ LENZ zu KURT ROESKES Buch „Antigones tödlicher Ungehorsam“.

MARTIN SCHMALISCH

In der Zeitschrift **Gymnasium**, Heft 117/6 (2010) findet man als ersten Beitrag von G. SCHNEEWEISS, „Die Überlieferungen von Themison und Sardanapall. Zur Datierung des aristotelischen *Protreptikos*“, 531-558. – Es folgt von S. MÜLLER, „Demetrios Poliorketes, Aphrodite und Athen“, 559-573: Demetrios Poliorketes wird in den antiken Quellen als dekadentester der Diadochenherrscher beschrieben. Insbesondere die Berichte über seine Zeit haben das Negativbild geprägt. Diese Darstellung wird dekonstruiert

durch den Nachweis, dass Aspekte seiner königlichen Selbstdarstellung, die missverstanden oder von der Propaganda seiner Gegner gegen ihn gewendet wurden, zu dem geformten Urteil geführt haben. – M. KORENJAK: „Tibull, Werkstruktur und Gattungsverständnis“, 575-590: Die Augusteer haben ihre Gedichtbücher in der Regel als klar strukturierte Einheiten konzipiert. In den letzten Jahrzehnten hat man zudem erkannt, dass sich dieser Gestaltungswille auch auf mehrere Bücher umfassende Sequenzen oder sogar auf das Gesamtwerk eines Dichters erstrecken kann. Der Aufsatz soll zeigen, dass Tibull sein zwei Bücher umfassendes Œuvre in diesem Sinne als ein Ganzes verstanden und durchgeplant hat. Dabei handelt es sich nicht um eine rein formale Übung. Vielmehr reflektiert Tibulls Werkstruktur sein Verständnis der Elegie als Gattung und seines eigenen Dichtens. – Im Heft 118/1 (2011) ist zu lesen: C. AMES / G. DE SANTIS: „Die Konstruktion ethnischer Identitäten in augusteischer Zeit: Vergils Aeneis“, 7-28: Zahlreiche Studien über die Konstruktion ethnischer Identitäten, die Ethnographie und die Ethnogenese der antiken Römer und Italiker sehen die Aeneis als ein auf Versöhnung basierendes Gedicht über die Genese einer Stadt und eines neuen Volkes an. Die Aeneis bietet ohne Zweifel Modelle für die Konstruktion der römisch-italischen Identität und die Ethnogenese des römischen Volkes. Viele ihrer gewidmete Studien bemühen sich zwar, die weit verbreitete Vorstellung von der italischen Einheit zu bewahren, beachten dabei aber nicht, dass diese Einheit nicht nur auf der Basis von Integration, sondern auch durch Auswahl und Vernichtung geschaffen wurde, da auch Völker vorkommen, mit denen es keine Versöhnung gab. Eine Untersuchung des in der Aeneis beschriebenen Prozesses der Gründung eines Volkes muss auch diese besiegten Völker einschließen, sowie die Mechanismen der Verdrängung betrachten. In der Aeneis werden die Ethnien nach römischen und augusteischen Kriterien beschrieben und kategorisiert. Die verwendeten ethnographischen Vektoren ermöglichen die Gegenüberstellung von solchen Volksgruppen, die als für die Zugehörigkeit zum imperium sine fine geeignet und ihrer würdig angesehen werden, und anderen davon ausgeschlossenen, da sie ähnliche Merk-

male wie Trojaner, Phryger und Karthager besitzen. Diese Modelle sind der Filter, der es Vergil erlaubt, mit dichterischen Mitteln jene italischen Volksgruppen zu charakterisieren, die nicht den Erwartungen der Römer entsprachen. Am Beispiel der Rutuler wird in diesem Aufsatz die Wirkungsweise dieser negativen ethnographischen Vektoren in der Darstellung einer Ethnie untersucht. – Drei weitere Beiträge seien noch genannt: K. BRODERSEN: „Ein abgeschlossenes Sammelgebiet? Neufunde paganer Literatur aus der Antike“ 29-41, E. BALTRUSCH: „Kriege für die Freiheit der Anderen. Roms imperiale Mission im 2. Jahrhundert v. Chr.“, 43-56, und B. LANG: „Eine Weltsprache verschwindet. Latein in der katholischen Kirche im 20. Jahrhundert“, 57-67: Latein, in früheren Jahrhunderten der römisch-katholischen Kirche als Kanzleisprache der römischen Kurie, Quellsprache im Theologiestudium und Sprache der Liturgie dienend, hatte den Rang einer Weltsprache. Zwar wird Latein noch heute als Kanzleisprache benutzt, jedoch hat sie ihre beherrschende Stellung im Studium und in der Liturgie verloren. Der Rückgang lateinischer Sprachkenntnisse beim Klerus hängt wesentlich mit der Einführung des volkssprachlichen Breviers zusammen (Abstracts vom Herausgeber).

Die Zeitschrift **Antike Welt**, Heft 6/2010, macht „Astronomie und Astrologie“ zum Titelthema: Die Sterne sollen den Menschen nicht nur den Weg, sondern vor allem die Zukunft weisen. Wann fing man an, in den Gestirnen zu lesen und die Bewegung der Planeten zu erforschen? Drei größere Beiträge gehen dieser Frage nach: W. HÜBNER: „Astrologie in der Antike“, 8-16. – PETRA G. SCHMIDL: „Sternwarte, Astrolab und Tafelwerk – Kleine Einblicke in die Islamische Astronomie“, 16-21. – J. HAMEL: „Der Quadrant – Ein durch die Zeiten erfolgreiches astronomisches Instrument der Antike“, 22- 31. – R. B. WARTKE und MARTINA WARTKE machen sich auf die Spuren babylonischer Dekorationselemente im Berliner U-Bahnhof Klosterstraße: „Mit der U-Bahn durch Babylon“ 33-36, offensichtlich ein lohnendes Ziel für Berlin-Besucher. – G. BREITNER lenkt die Aufmerksamkeit auf spätantike Trierer Privathäuser: „Schöner Wohnen. Neue Erkenntnisse zur Wohnarchitektur im

römischen Trier“, 45-52. – Für fast alle Tunnelbauwerke der Antike gilt, dass Bauzeichnungen, Pläne oder zeitgenössische Beschreibungen nicht mehr vorhanden sind; anders beim Titus-Tunnel von Çevlik/Türkei. KL. GREWE, Ü. ÖZIS und A. ALKAN berichten darüber: „Umleitung mitten durch den Fels“ (56-62). – Aus Anlass eines Jubiläums bietet Antike Welt ein Spezial der besonderen Art an. Im Mittelpunkt steht ein Ereignis, das bis heute in die Olympischen Spiele hineinwirkt: Die Schlacht von Marathon, die Anlass für den Siegeslauf eines Hopliten (den sog. Marathonlauf) über rund 42 km von Marathon nach Athen war. Die Botschaft – der Sieg über den Erzfeind, die Perser! Was können Geschichte und Archäologie zum Hergang des Geschehens beitragen? D. MÜLLER, „2500 Jahre Marathon. ‚Künden könnte der Marathonische Hain ...‘“, (64-74), und H. SCHULZE, „Archäologie eines Schlachtfeldes. Zeugnisse der Schlacht von Marathon“ (75-80), gehen dieser Frage nach. – KL. BARTELS gilt seit langem als der große Erklärer von Zitaten aus der alten Welt, „woher sie kommen und was sie bedeuten“. „*Ceterum censeo ...* Eine Chiffre der Beharrlichkeit“ erklärt er auf Seite 95. – Nach der Herkunft der Maxime „*E pluribus unum*“ auf dem großen Staatssiegel der USA fragt G. E. THÜRY: „Von Köchen, Christen und der Politik – Ein Motto und seine Geschichte“ (39f.) und konstatiert: Ein lateinischer Leitsatz wird als Spruchband im Schnabel eines Adlers zum Sinnbild amerikanischer Politik – genauer Integrationspolitik. – Das Heft 1/2011 von **Antike Welt** erscheint unter einem neuen Chefredakteur; die Nachfolge der das Programm des Zabern-Verlags und der Zeitschrift Antike Welt viele Jahre prägenden Dr. ANNETTE NÜNNERICH-ASMUS übernimmt HOLGER KIEBURG. Titelthema seines ersten Heftes sind „Berühmte Frauen. Matronen – Mütter – Mörderinnen“; er fragt: Was machte sie eigentlich so gefährlich, die oft bildschönen Kaisergattinnen im alten Rom? Warum wurden die Ehefrauen und Mütter römischer Kaiser schließlich doch selbst Opfer von Verleumdungen, Intrigen und Mordkomploten? Die Beiträge dazu stammen von FRIEDERIKE HAEDECKE, „Göttin oder Mörderin. Der zweifelhafte Ruf der römischen Firste Ladies“ (8-12) – NADIN BARTH,

„Hinter dem Schleier. Über verhüllte Schleier in der griechisch-römischen Antike“ (13-18) – ST. ELBERN, „Täterin oder Opfer? Agrippina minor“ (19-23) – ST. PRIWITZER: Faustina minor. Ehefrau eines Idealkaisers und Mutter eines Tyrannen“ (24-29). – Mit der These „Mit dem Imperium Romanum sank nicht nur ein Machtgebilde in Trümmer, sondern eine unserer Gegenwart oft verblüffend ähnliche Weltzivilisation“ befasst sich F. S. BECKER: „Rom – das andere Imperium“ (53-60).

Im Forschungsmagazin der Universität Regensburg **Blick in die Wissenschaft**, Heft 22/2010, sind zwei Beiträge aus der Antiken Rechtsgeschichte bzw. der Alten Geschichte zu notieren: INGE KROPPENBERG, „Inter amicos. Unter Freunden – Freundschafts- und Kreditnetzwerke in der römischen Republik“ (28-35) und J. LÖFFL, „Klimawandel, Bevölkerungsexplosion und Ressourcenverbrauch. Aufstieg und Niedergang Roms in einer neuen Perspektive“ (36-40).

Thema der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel**, Heft 1/2011, sind die „Die Apostel Jesu“. Sie sind eine „bunte Truppe“, die zwölf Männer, die Jesus zu seinen Vertrauten erwählte. Sie stammen aus unterschiedlichen Gegenden, sind Fischer oder Zöllner, zurückhaltend oder überschwänglich. Am bekanntesten sind wohl SIMON PETRUS und JUDAS ISKARIOT. Doch wer waren die anderen? Ihre Namen wechseln im Neuen Testament, nur die Zahl Zwölf bleibt immer gleich. „Welt und Umwelt der Bibel“ stellt den Zwölferkreis vor, geht den biblischen Überlieferungen ebenso nach wie den späteren Legenden, die das Leben der Zwölf vielfältig ausschmücken.

In den ersten Beiträgen des Heftes 2/2010 von **Latein und Griechisch in Baden-Württemberg** geht es erneut um das Thema Poolstunden: „Ministerin Schick zum Thema Poolstunden“ (4); H. MEISSNER: „Latein und Französisch sollten kombinierbar sein!“ (5f.) – Es folgt von H. GÖRGMANN: „Die vier Gesichter des Herodotos“ (7-19). – „Hermann Steinthal – Menschenfreund. Zum 85. Geburtstag des DAV-Ehrenvorsitzenden“ gratuliert G. KIEFNER (21-24). Dem folgen

weiter: HELMUT MEISSNER, „Werner Knoch zum 80. Geburtstag“ (25f) und R. GLAESER, „Hans Armin Gärtner zum 80. Geburtstag“ (26f.).

In Heft 4/2010 von **Die Alten Sprachen im Unterricht** ist vor allem zu nennen: M. MÄRKEL, „Mit Alexander dem Großen auf Weltreise“ (48). – ALEXANDRA WIEGAND, „Texte zum Thema ‚Frühgriechische Lyrik‘ (Q 11/1)“ (9-25). – F. MAIER, „Das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang.“ (Rainer Maria Rilke). Kunst zwischen Mythos und Aufklärung“ (26-35). – R. KOLLER, „22. Landeswettbewerb ‚Alte Sprachen‘ 2009/10“ (36-38). – M. WENZEL, „Wo man kackt, isst man nicht. Zu Martial XI 77“ (3943).

In Heft 3/2010 von **Scrinium. Alte Sprachen in Rheinland-Pfalz und im Saarland** liest man: JESSICA KRÜGER, „*Usus communis aquarum est*. Binnendifferenzierung in Übersetzung und Transfer am Beispiel von Ovids Lykischen Bauern“ (4-12). – D. GLAUBEN, „Topographie der Hölle? – Einsatz von Übersetzung(en) beim Versuch einer Gesamtschau der Vergilischen Unterwelt in einem LK der Jahrgangsstufe 12“ (13-22).

Das **Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologen-Verbandes, LV. Nordrhein-Westfalen**, Heft 3/2010, beginnt mit einem Fortbildungsbericht „Lateinunterricht heute – Aktuelle Aspekte. Eine Fortbildungsveranstaltung“ (3-15). – Es folgt von W. POLLEICHTNER, „Aktuelle Debatten der Vergil-Forschung“ (16-20). – Lesens- und bedenkenswert der Artikel eines nicht genannten Kollegen über den „Lateinunterricht 2010 – Anspruch und Wirklichkeit“ (24-26).

Im Heft 4/2010 der Zeitschrift **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** macht KL. BARTELS auf den „Weihnachtsjubiläum eines Obeliskens“ (71-73) aufmerksam. – „Drei Gespräche mit Platon – Teil III. Vom Wein“ führt B. KYTZLER (74f.). – „Thema oder Autor? Form oder Substanz? Ein wiederkehrendes Dilemma der Lateinlektüre“ untersucht F. MAIER (76-80). – Auf Seite 85 wird zur Winterakademie der Humboldt-Schülergesellschaft vom 3. bis 5. Februar 2011 mit dem Thema „Fremde in Rom“ eingeladen, die mittlerweile sehr erfolgreich stattgefunden hat.

JOSEF RABL

Besprechungen

Jörg Fündling, *Sulla, Darmstadt: WBG, 2010 (Gestalten der Antike); 207 S., EUR 29,90 (ISBN 978-3-534-15415-9).*

Stellte man sich der beinahe herkulischen Aufgabe, die wahrlich verworrene und komplizierte Geschichte der späten Römischen Republik, gemeinhin auch als Krisenphase bezeichnet, mithilfe eines biographischen Zugangs aufzubrechen, dürfte kaum eine Persönlichkeit dafür besser geeignet sein als L. CORNELIUS SULLA; vereinigt er doch in sich die Erfahrungswelt der ersten Krisenphase von den Reformen der Gracchen (133 / 123-122 v. Chr.) bis zu seiner eigenen Diktatur (82-80? 79? v. Chr.) mit den in dieser Epoche und vornehmlich durch ihn geschaffenen politischen und sozialen Strukturen, welche die Endphase der Republik sowohl als ordnender Rahmen als auch als belastendes Moment maßgeblich mitbestimmen sollten. Sullas Charakterbild in genau diese strukturgeschichtliche Umfassung einzuzeichnen und die darin verborgene Sprengkraft aufzuzeigen, hat nun JÖRG FÜNDLING (F.), seines Zeichens Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der RWTH Aachen, in der WBG-Reihe „Gestalten der Antike“ unternommen und, soviel sei vorweg gesagt, ein Paradebeispiel für den Nutzen und den Gewinn einer modernen biographischen Skizze unter Einbeziehung strukturgeschichtlicher Elemente vorgelegt.

Nach einem kurzen Prolog (13-15), der das heraufziehende Unwetter bei Sullas Leichenbegängnis mit der Fragestellung verknüpft, ob Sulla das Unwetter für die Römische Republik noch einmal hinausgeschoben habe oder selbst diese *tempestas* gewesen sei, durchschreitet F. Sullas Biographie in drei großen Kapitelschritten, die mit ihrer Leitüberschrift schon erste Hinweise auf das prägende *Movens* des jeweiligen Lebensabschnitts liefern.

So handelt der erste Teil „Der Senator“ (17-68) zunächst von den Aufstiegschancen für Sulla, die sich neben eigener *virtus* maßgeblich durch die *commendatio maiorum* bestimmten. Nach der Schande der Ausstoßung des jüngeren P. CORNELIUS RUFINUS aus dem Senat 275 v. Chr. und dem

Neustart unter dem neuen *cognomen* Sulla unter dessen Sohn zählten die CORNELII SULLAE im 2. Jh. v. Chr. nur noch zur „normalen“ Senatsaristokratie, nicht mehr zur patrizisch-plebeischen Nobilität, so dass seitens der Familie, auch in Ermangelung finanzieller Ressourcen, kein Aufstieg in den Kreis der *nobiles* zu erwarten gewesen wäre. Auch mit dem eigenen Leistungsdrang sah es zu Anfang, den Quellen nach zu urteilen, nicht rosig aus; hier schildert F. mit Bedacht und Augenmaß die auch sonst tendenziöse Überlieferung zum ausschweifenden Privatleben des um 138 v. Chr. geborenen Sulla, das wohl erst durch zwei Erbschaften die Hinwendung zur *petitio magistratum* erhalten hat. Die in direkter Folge eingegangene Bindung an das militärisch-politische Schicksal des *homo novus* C. MARIUS charakterisiert F. dann mit Recht als gutes Arbeitsverhältnis, das auch nicht direkt durch den Ruhm der Gefangennahme des die Nobilität an der Nase herumführenden Königs JUGURTHA durch Sulla und eben nicht durch Marius gestört worden sei, wie es die Rückprojektion der Überlieferung später immer behauptete. Ebenso interpretiert er den Wechsel Sullas in die optimatischen Arme des Q. LUTATIUS CATULUS im Kampf gegen Kimbern und Teutonen nicht als offenen Bruch mit Marius, wie später von Sulla behauptet, sondern als militärtaktisch wie politisch motivierte Entscheidung.

Den weiteren Verlauf der eher langsam in Gang kommenden und in den Quellen eher spärlich präsenten Karriere verknüpft F. sodann geschickt mit dem Wechsel von populärer Strömung mit dem Höhe- und Wendepunkt im Jahr 100 v. Chr. im offenen Aufstand des L. APPULEIUS SATURNINUS zur optimatischen Hochphase in den 90er-Jahren. Ebenso webt er die Entwicklungen im Osten des beginnenden Römischen Reiches mit dem Ausgreifen des pontischen Königs MITHRIDATES VI. in die Proprätor Sullas in der *provincia* Kilikien ein. Auch die gescheiterte Reformpolitik des M. LIVIUS DRUSUS, der daraus entspringende Bundesgenossenkrieg (91-88 v. Chr.) und die

militärischen Erfolge Sullas in diesem Konflikt werden mustergültig herangezogen, um den weiteren Aufstieg bis zum Konsulat 88 v. Chr. und die Betrauung mit dem Kommando gegen den widerspenstigen Mithridates zu dokumentieren.

Den zweiten Teil, „Der Kriegsherr“ (69-111), eröffnet F. sodann mit Sullas erstem Marsch auf Rom nach der Aberkennung des Kommandos durch die Umtriebe des Reformers *SULPICIUS RUFUS* in Liaison mit dem nach militärischen Erfolgen lechzenden *MARIUS*. Hier findet er, durchaus kritisch mit der Überlieferung umgehend, die allzu viele Parallelen bei der Beschreibung der von Sulla getroffenen Maßnahmen mit dem Agieren während seiner Diktatur aufweist, erste Anhaltspunkte dafür, dass Sulla beim Versuch der Stabilisierung des optimatischen Systems durch seine eigene, außerhalb des Systems stehende Person eigentlich dessen Sprengung vorangetrieben habe, eine These, die F. im folgenden immer wieder aufgreift und plausibel begründet.

Hernach arbeitet F. *en detail* die militärischen Aktionen gegen *MITHRIDATES VON PONTOS* auf und skizziert dabei treffend das militärische Glück, das Sulla bei einigen seiner strategisch-taktischen wie diplomatischen Entscheidungen beiseite stand. Mit der Schilderung der Interdependenzen von römischer Innen- und Außenpolitik, konkret: der cinnanisch-popularen Herrschaft in Rom und der *hostis*-Erklärung an Sulla, verlässt F. dann das Schlachtfeld und führt die Handlung bis zur Rückkehr Sullas nach Italien und zur Schlacht an der *Porta Collina* am 2. November 82 v. Chr.

Im dritten Teil, „Der Konterrevolutionär“ (113-166) handelt F. dann die bekannteste und wirkträchtigste Phase in Sullas Leben, seine unumschränkte Diktatur, ab. Die in dieser Zeit getroffenen Maßnahmen schildert F. dabei nicht nur, sondern ordnet diese richtigerweise dem Erfahrungshorizont eines Mannes zu, der wie kaum ein anderer die optimatisch-popularen Auseinandersetzungen einer ganzen Generation am eigenen Leib mitbekommen hat. Neben der Auslöschung tatsächlicher und potentieller Opposition durch die Proskriptionen und der tiefgreifenden sozialen Umgestaltung Italiens durch die

Ansiedlung seiner Veteranen als „Schutztruppen“ werden so die Reformmaßnahmen als tatsächliche Restaurationsversuche gewürdigt: so etwa die Unterbindung der *mithin* seit den Gracchen etablierten „popularen“ Methode bei der Gesetzgebung durch die Beschränkung des Volkstribunats; die Verhinderung eines zweiten „Sulla“ durch die Trennung von magistratisch-zivilem und promagistratisch-provinzialem Amtsjahr mit entsprechenden Beschränkungen für die Statthalter; die Wiederherstellung der Senatsherrschaft, v. a. gegenüber den Rittern, durch die Aufstockung des Senats und die kontinuierliche Zuführung von Nachwuchs durch einen geordneten *cursus honorum* etc. pp.

Bei all dem unterschlägt F. nicht, wie sehr gerade Sulla selbst, aber auch andere Personen in seiner Nähe wie etwa der junge Aufsteiger und eigentliche *privatus* *POMPEIUS*, diesen Ordnungsversuch bereits im Ansatz konterkarierten, die getroffenen Regelungen also das kräftig rotierende Rad der Zeit nicht wieder zurückstellen konnten. Insofern bleibt er auch nicht bei der freiwilligen Rückgabe der Diktatur und dem in den Quellen schrecklich geschilderten Sterben Sullas stehen, sondern eröffnet zum Abschluss streiflichtartig das Erbe, das Sullas Leben und Wirken für die letzte Generation der Römischen Republik werden sollte, von der Demontage seiner Maßnahmen, den wieder aufbrechenden Kämpfen zwischen Optimaten und Popularen bis hin zu den beiden blutigen Bürgerkriegen am Vorabend der beginnenden Kaiserzeit.

Quid dicam? Das reiche und quellenkritische Schöpfen aus der Überlieferung, das sich im fließend geschriebenen, gut lesbaren Text ebenso wie in den für jedes althistorische Seminar zu empfehlenden Anmerkungen im Anhang (167-186) findet und sorgsam mit der wichtigsten sekundären Forschungsliteratur, ebenfalls am Schluss (193-198) zusammengestellt und von einer Zeittafel (199) sowie einem Register (201-207) gefolgt, verknüpft wird, machen das kleine Werk zu einem echten Gewinn für jeden, der das Rätselhafte an der Figur Sulla ergründen und dem Geheimnis um das Ende der Römischen Republik ein bisschen näher kommen will.

SVEN GÜNTHER, Wachenheim/Mainz

Panegyrici Latini, Lobreden auf römische Kaiser, Band 1: Von Diokletian bis Konstantin, Lateinisch und deutsch, eingeleitet, übersetzt und kommentiert von Brigitte Müller-Rettig, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2008, 285 Seiten, EUR 39,90 (ISBN 978-3-534-18136-0).

Seit einiger Zeit gibt es bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft eine neue zweisprachige Reihe (lateinisch oder griechisch und deutsch) unter dem Titel „Edition Antike“, die laut Klappentext „wichtige Texte der antiken Literatur mit modernen Übersetzungen und in einer zeitgemäßen Ausstattung“ präsentieren will. Ob darunter auch die *Panegyrici Latini* fallen, mag jeder selbst entscheiden.

Ohne Zweifel ist es aber das Verdienst von BRIGITTE MÜLLER-RETTIG, einer ausgewiesenen Kennerin der Materie,¹ eine erste deutsche Gesamtübersetzung in Angriff genommen zu haben. In dem vorliegenden Band, der 2008 erschienen ist, also leider ein Jahr nach der großen Konstantinausstellung in Trier,² werden acht Lobreden präsentiert, von denen vier auf eben KONSTANTIN gehalten wurden (aus den Jahren 307 – auch auf MAXIMIANUS, 310, 311/12, 313). Die zeitlich ersten vier Panegyrici stammen aus den Jahren 289 und 291 auf Maximianus, 297 auf CONSTANTIUS sowie aus dem Jahr 297 oder 298 (indirekt auch auf Constantius). Diese zuletzt erwähnte *laudatio* ist als „Panegyricus auf Bildung“ ein „Sonderfall“ (S. 236), indem der Redner um die Wiederherstellung der Schulen seiner Heimatstadt Augustodunum (heutiges Autun) bittet. An den Kosten will er sich nicht ohne Eigennutz beteiligen (S. 89-99).

Dem lateinischen Text mit deutscher Übersetzung (S. 2-215) ist eine kurze Einleitung vorangestellt (S. VII-XIII), in der einerseits das *Corpus* der *Panegyrici Latini* (S. VII, XI-XIII) kurz vorgestellt wird, andererseits Gedanken zur antiken Panegyrik allgemein geäußert werden (S. VIII-X). Wie bereits angedeutet, folgt Müller-Rettig nicht der Abfolge und Zählung der Lobreden in der Sammlung, sondern ihrer chronologischen Entstehung (S. VII). Kurz und prägnant sind die Aussagen zur Panegyrik, die als das „festliche Rühmen einer herausgehobenen Persönlichkeit zu einem besonderen, feierlichen Anlass und vor einer aus-

gewählten Öffentlichkeit“ (S. VIII) definiert wird. Es finden sich zudem einige Sätze zur Geschichte der Panegyrik respektive der Beschäftigung mit dem *Corpus* der *Panegyrici Latini* im Laufe der Zeit (S. VIIIff.).³ Vermutlich gilt PACATUS, dessen *Panegyricus* im zweiten Band stehen wird, als Herausgeber der Sammlung (S. IXf.).

Müller-Rettig betont für den eigentlichen Hauptteil, also die Übersetzung, dass diese „durchaus konservativ dem Prinzip der Nähe zum lateinischen Original verpflichtet“ (S. XIII) ist. Dies ist an sich auch lobenswert, ist aber der deutschen Zielsprache nicht immer zuträglich. Die Folge sind mehrfach Bandwurmsätze, die zwar die Künstlichkeit der panegyrischen Sprache nachempfinden, aber für den Lesefluss, geschweige denn Lesegenuss wenig förderlich sind (vgl. u. a. S. 7, 15, 25, 27, 49, 59, 71, 77, 93, 99, 103, 145, 201). Zudem fallen einige Wörter in der Übersetzung auf, die zumindest gewöhnungsbedürftig oder veraltet sind, so „vorbedeutungsreichen“ (S. 9) für *auspicalem* (S. 10), „Schicksalsglück“ (S. 19) für *fortunae* (S. 18), „Tateneifer“ (S. 27) für *impetus* (S. 26), „Lagerschanzen“ (S. 55) für *valla castrorum* (S. 54) oder „freventlichen Raubkrieg“ (S. 61) für *nefario latrocinio* (S. 60).

Die Anmerkungen zu den einzelnen Lobreden (S. 217-275) sind wohlthuend kurz gehalten, zumal ja mit dem englischsprachigen Kommentar von NIXON und SAYLOR RODGERS⁴ ein opulentes Werk vorliegt. Von daher verwundert es auch nicht, dass zu Redeort und Datierung des jeweiligen *Panegyricus* stets hierauf rekurriert wird (S. 218, 223, 229, 236, 243, 248, 259 und 267). Hilfreich zur schnellen Orientierung ist auch eine knappe Gliederung der jeweiligen Rede (S. 218, 223, 229, 236, 243f., 249, 260 und 267f.). In diesem Kurzkomentar wird beizeiten auf weitere antike Autoren verwiesen, aber auch auf Werke aus der (Forschungs-) Literatur. Leider erscheint hier nur der Nachname des Autors und Erscheinungsjahr (so S. 234: CASEY 1994; S. 241: KLEE 2006; S. 242: MAUSE; S. 264: DEMANDT 2007). Eine Auflösung erfolgt dann wohl erst im zweiten Band.

Im formalen Bereich stört das häufige Fehlen „v. Chr.“ bei Jahresangaben (z. B. S. 238, 245,

247, 261, 265 oder 274), zumal es an anderen Stellen gesetzt wird (so S. 239 oder 247). Zahlen bis „zwölf“ sind besser auszuschreiben (u. a. S. 238: „9 Musen“; S. 242: „4 Regionen“; S. 250: „3 Söhne und 3 Töchter“). Die Abkürzung „DMP“ (S. 252) für das Werk „*De mortibus persecutorum*“ des LAKTANZ ist gewöhnungsbedürftig (besser S. 267, wo die Schrift ausgeschrieben ist). Die letzten Seiten der Ausgabe umfassen das Kapitel „Zur Textgestaltung“ (S. 277-285), in das alle wesentlichen textkritischen Ausgaben mit heutiger Relevanz Eingang gefunden haben.

Insgesamt hat Brigitte Müller-Rettig einen sehr nützlichen Beitrag dazu geleistet, die *Panegyrici Latini* auch einem größeren Leserkreis über die deutsche Übersetzung bekannt zu machen. Der zweite Band ist nicht zuletzt wegen der Vollständigkeit, aber auch wegen der Auflösung der Literaturkürzel, weiterer Literaturangaben sowie des historischen Hintergrundes (vgl. in diesem Sinne S. 217) unverzichtbar.

Anmerkung: Der Rezensent muss sich für die späte Besprechung entschuldigen, aber das eigentliche Vorhaben bestand darin, beide Bände zusammen zu rezensieren. Trotz mehrfacher Ankündigung liegt der zweite Teil zum Zeitpunkt dieses Manuskriptes (Januar 2011) noch nicht vor.

Anmerkungen:

- 1) Brigitte Müller-Rettig, *Der Panegyricus des Jahres 310 auf Konstantin den Großen, Übersetzung und historisch-philologischer Kommentar*, Stuttgart 1990.
- 2) *Imperator Caesar Flavius Constantinus, Konstantin der Große, Ausstellungskatalog*, hg. von Alexander Demandt und Josef Engemann, Trier/Mainz 2007.
- 3) Vgl. hierzu auch Michael Mause, *Panegyrik*; in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik* 6 (2003) Sp. 495-502, hier 498-500.
- 4) *In Praise of Later Roman Emperors, The Panegyrici Latini, Introduction, Translation and Historical Commentary, with the Latin Text of R. A. B. Mynors by C. E. V. Nixon and B. Saylor Rodgers*, Berkeley / Los Angeles / Oxford 1994.

MICHAEL MAUSE, Arnsberg

Christine Schmitz (Hrsg.), *Mythos im Alltag – Alltag im Mythos. Die Banalität des Alltags in unterschiedlichen literarischen Verwendungskontexten*. Wilhelm Fink Verlag: Paderborn 2010. EUR 34,90 (ISBN 3-978-7705-4959-7f).

Der vorliegende Band enthält eine Reihe von Beiträgen, die auf einer interdisziplinären Tagung an der Universität Münster/W. (11.-13.10.2007) unter der Regie von CHRISTINE SCHMITZ gehalten wurden. Die Fragestellung, „wie und warum wird in unterschiedlichen literarischen Verwendungskontexten auf die lange mythologische Tradition rekurriert?“ (7), stand im Focus der Veranstaltung. Nur der Beitrag von NINA OTTO zu MARTIALIS Epigrammen wurde zusätzlich in das *Oeuvre* aufgenommen. Gemeinsamer Ausgangspunkt aller Aufsätze ist die Untersuchung solcher Texte, „in denen Mythisches jenseits der erhabenen Gattungen begegnet“ (8). Offensichtlich haben sich die Dichter und Autoren bewusst von der konventionellen Adaptation von Mythen abgehoben und lassen den Mythos in besonderer Weise dadurch lebendig werden, dass sie das Alltägliche in ihren literarischen Produkten berücksichtigen und gleichwohl das intertextuelle Potential integrieren, auf das sie in den traditionellen Genera wie Tragödie und Epos zurückgreifen können. Insbesondere Satiriker und Epigrammatiker greifen Aspekte des Mythos auf, die sie in den Großformen vorfinden, dichten sie weiter und verändern traditionelle Erzählungen. Dazu schreibt C. Schmitz in ihrem Vorwort: „Der andere, sich von klassischen Prätexten abgrenzende Umgang mit mythisch-literarischen Modellen ist dabei oft verbunden mit einer expliziten oder impliziten poetologischen Standortbestimmung der je eigenen Position“ (7). Im weiteren Verlauf des Vorworts stellt die Herausgeberin die Konzeption des Bandes vor und umreißt in Kürze wichtige Aspekte der einzelnen Beiträge. Natürlich war es nicht möglich, alle Epochen und Disziplinen zu integrieren. Als Referenzmodell fungiert die griechisch-römische Literatur der Antike, die dann in den Werken der einzelnen Epochen, beginnend mit der republikanischen Zeit, bis in die Neuzeit ihren Widerhall findet und teilweise „überraschende Verbindungslinien“ (8) ermöglicht; so betrachtet etwa H. ARNTZEN die

„berühmte Cena Trimalchionis als ‚Vorläufer‘-Szene für KARL KRAUS' Liebesmahl-Szene.

Auf dem Einband ist die Abbildung einer als Omphale dargestellten römischen Matrone (Ende des zweiten/Anfang des dritten Jahrhundert) abgedruckt. Hier wird einerseits ein mythisches Modell in einen lebensweltlichen Kontext eingebunden, andererseits zeigt sich die mehrdeutige Spannung „zwischen Selbststilisierung und objektiver Wahrnehmung“ (9).

Da ich nicht alle Beiträge ausführlich behandeln kann, möchte ich mich auf einige wenige beschränken, aber zumindest den Titel von jedem Vortrag anführen, damit sich die Leser einen eigenen Überblick verschaffen können.

Den Auftakt bilden die Ausführungen von DURS GRÜNBEIN: „Bruder Juvenal. Satire als andauernde Gegenwart“ (11-30). Grünbein leitet seine Gedanken mit einem Zitat von FRIEDRICH NIETZSCHE bezüglich Sinn und Funktion von Übersetzungen (Fröhliche Wissenschaft) ein und prüft, ob es sich als „Einbruchswerkzeug“ (11) für die Dichtung JUVENALS eignet, den Grünbein (G.) für den interessantesten römischen Satirenschreiber hält. Bevor er aber auf das Opus Juvenals eingeht, zeichnet G. die Entwicklung der römischen Satire auf; beginnend mit ENNIUS umreißt er in Kürze die Werke von VARRO, PETRONIUS, LUCILIUS, HORAZ und PERSIUS sowie MARTIAL und bewertet sie auch. G. legt eine Definition vor: „Eine Satire ist ein Redefluss auf Bestellung, der alles vor sich herwälzt, was es an Unrat im Alltagsleben einer durchschnittlich korrupten, durchschnittlich verkommenen, d. h. modernen Gesellschaft gibt“ (14). Martial ist nach G. in mehrfacher Hinsicht ein Ausnahmefall, da er die kurze Distanz und die knappe Pointe bevorzugt, vor allem aber ein anderes Metrum verwendet, nämlich das Distichon, während die anderen Satiriker das für dieses Genre typische Metrum benutzen, nämlich den Hexameter. Bei LUCILIUS findet man nach G. bereits alle Aspekte vor, die zu einer guten Satire gehören: „das Stadtleben, der Alltag, der Gesprächston, die Indiskretion, die autobiographische Note“ (15). HORAZ wird als „Generalimporteur griechischer Metren“ bezeichnet, der für „Jahrhunderte die höchste Instanz in Fragen des Versgeschmacks sei“ (15). Während PERSIUS als der „geborene Dichteranarchist“ (16)

apostrophiert wird, ist MARTIAL für G. der mit Abstand „spitzzüngigste, der spitzfindigste“ (17). Im letzten Teil seiner Ausführungen stellt G. JUVENAL in den Focus, nachdem er die Entwicklung der römischen Satire eindrucksvoll und überzeugend aufgezeigt hat. Bei Juvenal findet der Leser viele Details des römischen Alltagslebens, die wir ausschließlich aus seinem Werk kennen. Als Beispiele dient erstens der Hinweis, dass Frauen ein etwas höheres Eintrittsgeld für die öffentlichen Thermen entrichten mussten, zweitens dass das Publikum über das Schicksal eines angeschlagenen Gladiators entscheiden konnte; G. schreibt wörtlich: „Der aufwärts gegen die Brust gerichtete Daumen war das Zeichen zum Todesstoß, der abwärts gerichtete bedeutete Schonung (übrigens so und nicht umgekehrt)“ (19). Im Schlussteil interpretiert G. einfühlsam die dritte Satire Juvenals und fügt eine eigene Übersetzung an.

CHRISTINE SCHMITZ (S.), Lehrstuhlinhaberin an der Universität Münster/W., bietet mit ihrem Beitrag einen sehr gelungenen weiteren Zugang zum Thema: „Mythos im Alltag – Alltag im Mythos. Mythen in unterschiedlichen literarischen Verwendungskontexten“ (31-60). Nach S. wählt ein Dichter mit der literarischen Gattung zugleich auch den Umgang mit den überlieferten Stoffen des Mythos. Klar abgrenzen lassen sich die zu einem niedrigen Stilniveau gehörenden Gattungen von den höher angesiedelten wie Epos und Tragödie. Dazu stellt S. fest: „Von vornherein ist bei diesen sich betont lebensnah gebenden Gattungen mit einer Haltung zu rechnen, die offen oder unausgesprochen von Distanzierung, Parodie, Ironie, Kritik, Polemik, Korrektur oder Ablehnung gegenüber den traditionellen Verwendungsweisen mythischer Themen in den etablierten Großformen des Epos und der Tragödie geprägt ist“ (31). Da die antiken Leser die verschiedenen Mythen offensichtlich gut kannten, reichte es meist aus, wenn der Dichter ein geringfügiges Detail des Mythos anklingen ließ, „um beim Rezipienten den ganzen damit verknüpften narrativen Kontext abzurufen“ (32). S. erläutert kenntnisreich, warum der griechische Mythos in Rom zwar nicht weiterentwickelt, aber adaptiert und transformiert wurde. Dazu präsentiert S. einige überzeugende Beispiele, die den Umgang der Dichter mit

mythologischen Motiven in literarischen Genera unterhalb der hohen Dichtungen kommentieren. Der Titel zielt auf zwei Absichten; einerseits stellen die mythischen Figuren ein „Orientierungsmodell für gegenwärtige Helden“ dar, „die sich mit den durch Literatur und bildliche Zeugnisse bekannten Gestalten des Mythos identifizieren und damit ihre banale Alltäglichkeit mythisieren, das heißt mythisch überhöhen. Häufig entsteht eine komische Spannung durch den Kontrast zwischen dem Anspruch der vermeintlichen neuen Helden, den Verkörperungen bekannter Figuren, und der tatsächlichen Situation. Das ist Mythos im Alltag“ (55). Andererseits versetzen die genannten Autoren ihre Helden, die aus Epos und Tragödie bestens bekannt sind, in neue literarische Zusammenhänge und schaffen damit teils überraschende, teils komische Situationen. Am Schluss des Beitrags werden dem Leser weiterführende Literaturangaben geboten; dieses Verfahren findet sich in allen folgenden Aufsätzen.

BEATRICE BALDARELLI steuert folgenden Aufsatz bei: „Le gambe di Alcmena, la sudicia Antiope e la tosse di Tiresia. Usi e funzioni del mito nelle satire di Lucilio“ (61-86). Den bereits erwähnten HORAZ stellt FELIX MUNDT in das Zentrum seiner Überlegungen: „Mythos und beruflicher Alltag in den Satiren des Horaz“ (87-106). SIEGMAR DÖPP wendet sich dem Oeuvre PETRONS zu: „Mythen im Alltag. Beispiele aus Petrons Satyrica“ (107-126). PHILIPP FONDERMANN untersucht folgendes Sujet: „Kanonisches und Komisches. Zur erotischen Homerdeutung des Carmen Priapeum 68“ (127-140). Aus der Feder von NINA MINDT stammt folgendes Opusculum: „Phönix aus der Asche. Zum Verständnis von Martials Epigramm 5,7“ (141-146). Durch feinsinnige Interpretation eines jeden Wortes unter Berücksichtigung des aktuellen Forschungsstandes vermag N. Mindt eine überzeugende Lösung der noch nicht recht befriedigenden Deutungsversuche zu liefern. Sie sieht die panegyrische Pointe des gesamten Gedichtes in der Gleichsetzung von Venus mit Rom, wobei die Göttin dem Feuer/Vulkan Vergabung gewährt. Dies lässt sich nach M. damit erklären, dass das zerstörende Feuer dem Kaiser, also DOMITIAN, die Chance eröffnet, seine Generosität zu beweisen und die Stadt wieder neu aufzubauen,

schöner als jemals zuvor. Konsequenz für M.: „Was zunächst zerstörerisch aussah, war in Wahrheit der Weg zu größerer Vollkommenheit. MARTIAL gewinnt dem Feuer auf diese Weise einen Sinn ab, der darin besteht, dass es dem Kaiser Gelegenheit geboten hat, mittels seiner Bautätigkeit sich selbst zu verherrlichen“ (145).

Einen sehr aufschlussreichen Beitrag liefert HEINZ-GÜNTHER NESSELRATH: „Vom kleinen Meisterdieb zum vielgeplagten Götterboten. Hermes in den Göttergesprächen Lukians“ (147-160). Er bietet einen Streifzug durch die Welt der griechischen Literatur, in der Hermes immer wieder eine Rolle spielt. Bei LUKIAN schließlich wird der „anfängliche kleine Tausendsassa später zum völlig überarbeiteten Multifunktionsträger“ (159).

Dies sind die nächsten Abhandlungen: GRANT PARKER, „Inflections of myth in Ausonius' Epigrams“ (161-174); NIKOLAUS HENKEL: „Die Sinner-schließung des Mythos. Der Schultext der *Ecloga Theodoli*“ (10./11. Jh.) und seine Kommentare“ (175-194), KURT SMOLAK: „*Ulixes propheta*. Satirische Mythenexegese bei Walter von Châtillon“ (195-210), THOMAS HAYE: „Vermenschlichte Götter und vergöttlichte Menschen in einem poetischen Streit zwischen der Nacht und dem Tag“ (211-219), CHRISTEL MEIER: „*Bacchus vapulans*. Mythosparodien im Drama der Frühen Neuzeit“ (221-247), HELMUT ARNTZEN: „Satirische Gastmahle. Die Liebesmahl-Szene in Karl Kraus' ‚Die letzten Tage der Menschheit‘ mit Seitenblicken auf Platon, Petronius Arbitr, Shakespeare und Nestroy“ (249-260). Der letzte Essay stammt von MARTIN F. WINKLER: „*Difficile est saturam nunc scribere*. Satire in the Corporate Media Age“ (261-277).

Den Band beschließen nützliche Namensregister (279-284) und Stellenregister (285-291). Einige teils farbige Abbildungen unterstützen die Aussagen der Texte visuell.

Wer sich intensiv mit dem Thema Mythos befassen will, sollte dieses Opus aufmerksam lesen, um die vielen möglichen Facetten dieses Sujets kennen zu lernen. Die Beiträge sind flüssig und gut lesbar geschrieben, liefern zahlreiche Textbeispiele, die überzeugend interpretiert werden, und erlauben tiefe Einblicke in die verschiedenen Arten der Rezeptionsvorgänge.

Erwägenswert ist auch die Behandlung dieses Sujets im Unterricht; das rezensierte Buch liefert genügend Beispiele auch überschaubarer Textumfänge, die Schülerinnen und Schüler die zahlreichen Variationen des antiken Mythos begreifen lassen. Nicht nur OVIDs Metamorphosen eignen sich dazu, sondern auch adaptierte Mythen bei den Autoren, die in dieser Publikation von Christine Schmitz ausführlich behandelt werden. Der Rezensent empfiehlt die Lektüre des Buches nachdrücklich.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Clauss, M., Der Kaiser und sein wahrer Gott. Der spätantike Streit um die wahre Natur Christi, Darmstadt (primus-Verlag) 2010, 144 S., Eur. 22,90 (ISBN 978-3-89678-816-0).

„... wahr' Mensch und wahrer Gott, ...“ haben wir erst vor kurzem in der dritten Strophe des Weihnachtsliedes aus der Mitte des 19. Jahrhunderts gesungen und uns damit mehr oder weniger bewusst zum Dyophysitismus bekannt. Dass sich diese Lehre von der Doppelnatur des Erlösers überwiegend in der Christenheit durchgesetzt hat – auch heute gibt es im Orient noch Miaphysiten –, war ein langer, von heftigen Kontroversen gekennzeichneter Prozess. Von diesem Jahrhunderte währenden Streit stellt CLAUSS die Epoche der Spätantike vor. Dabei legt Vf. aber den Schwerpunkt neben dem theologischen Argumenteaustausch vor allem auf die weltlichen und auch oft machtpolitischen Aspekte dieses zuweilen sogar gewalttätig ausgetragenen Kräftemessens in Gemeinden und *imperium*. Offenkundig tritt dabei hervor, dass die spätantiken Kaiser zunehmend auf die im ausschließlichen Wahrheitsanspruch der Christen (10-21) begründeten Auseinandersetzungen Einfluss nahmen.

Angefangen hat diese Entwicklung mit KONSTANTIN d. Gr., der das Konzil von Nicaea in seinen Palast einberief und präsierte, um den Streit zwischen den Alexandrinern ATHANASIUS und ARIUS um die *Homousia* bzw. die *Homoiousia*, also um das Wesen Gottes, das Verhältnis des Gottessohnes zum Gottvater und die Möglichkeit der Erlösung (24f.), zu schlichten und mit dem Glaubensbekenntnis von Nicaea eine für das Reich verbindliche Orthodoxie zu schaffen. Das Schei-

tern solcher Bemühungen setzte sich in den folgenden Jahrhunderten fort, wenngleich auch mit dem Ende des sog. Arianismus in der westlichen Reichshälfte seit der 3. Synode von Toledo 589 (82) eine religiöse Beruhigung eintrat und sich die weiteren Auseinandersetzungen überwiegend auf das oströmisch-byzantinische Reich beschränkten. Dort wurde nämlich trotz der unzweideutigen Definition des Konzils von Chalzedon zugunsten der Dyophysiten (25.10.451) weiter um die Natur Christi gestritten: Wie verhalten sich die göttliche Natur ... und die menschliche Natur in der Person Jesu Christi? Sind die beiden Naturen getrennt in Christus vorhanden, ist Christus Gott und Mensch, oder sind sie zu einer einzigen Natur verschmolzen, ist Christus also Gott-Mensch? (8) Selbst IUSTINIAN I., dem Erbauer der Hagia Sophia, war es bis zu seinem Tod am 11.11.565 nicht gelungen, beide Seiten im byzantinischen Reich miteinander zu versöhnen.

Neben diesen beiden Hauptlinien der christologischen Kontroverse führt Vf. auch in wahres Dickicht von weiteren Lehrmeinungen der spätantiken Kirche ein, deren Gruppierungen in separaten Kästen innerhalb des Textes erklärt werden: Anhomöer, Donatisten, Eusebianer, Eutychianer, Exukontianer, Heterousiasten, Jakobiten, Marcioniten, Melitianer, Melkiten, Montanisten, Nestorianer, Novatiner, Origenisten, Paulianer, Sabellianer, Severianer und Valentinianer; lediglich die Pelagianer und Semipelagianer bleiben mit ihrem Streit über die Gnaden- bzw. Erlösungslehre unberücksichtigt.

Sie alle im Einzelnen hier vorzustellen würde nicht nur den Rahmen einer Rezension sprengen, sondern auch der fesselnden Lektüre dieses empfehlenswerten Buches zu weit vorgreifen.

Wie schon sein Titel besagt, geht es dem Vf. neben den theologischen Fragen um die Rolle, die die Kaiser in diesen Auseinandersetzungen einnahmen. Dabei wird deutlich, dass sie sich im Laufe der Jahrhunderte immer intensiver einer Vereinheitlichung des Christentums verschrieben, und das offenbar aus machtpolitischen Erwägungen. In diesem Zusammenhang hätte man gerne Genaueres über ihre Motive erfahren, denn die Quellenlage ist insgesamt für diese Zeit nicht so dürftig, wie man bei Clauss den Eindruck gewin-

nen könnte. Gerade für KONSTANTIN zeigen sich derartige Umstände besonders deutlich, hat es sich doch erst auf dem Sterbebett taufen lassen und kann deshalb zuvor wohl eher weniger von persönlichen religiösen Überzeugungen geleitet worden sein. Vf. nennt ihn aber schon vor dem Nicaenum einen Christen; seine Präferenz in kultureller Hinsicht ist klar, er bekennt sich zum Glauben der Christen, ... (46). Dem Rez. erscheint es fragwürdig, einen Ungetauften Christ zu nennen, besonders wenn dieser dem Kult des *Sol Invictus* anhing. Zutreffender dürfte es wohl sein, dass Konstantin für den überholten Kaiserkult mit einem vereinheitlichten Christentum nach einer neuen, alle Reichsbewohner verbindenden Klammer suchte.

Zu derartigen säkularen Verflechtungen des Christentums zählt auch der Kampf der Patriarchate in Alexandria, Antiochia, Jerusalem, Konstantinopel und Rom um den Vorrang. Ihn beanspruchte seit jeher der römische Bischof mit der Nachfolge Petri, sah sich aber im Streit um die Orthodoxie immer wieder gezwungen, diesen Primat gegen die anderen, östlichen Konkurrenten zu verteidigen.

Diese hochkomplexen Zusammenhänge versteht Clauss präzise, dennoch kurzweilig und sehr gut lesbar darzustellen, trotzdem aber bedarf es eines aufmerksamen Lesers, der sonst Gefahr läuft, sich zwischen Orthodoxie und Häresie, zwischen Politik und allzu Menschlichem zu verlieren.

MICHAEL WISSEMAN, Wuppertal

Frey, J. – Rothschild, Cl. K. – Schröter, J., *Die Apostelgeschichte im Kontext antiker und frühchristlicher Historiographie*, Berlin, New York (W. de Gruyter-Verlag) 2009, X und 703 S., Eur. 149,95 (Beihefte zur Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche, Bd. 162; ISBN 978-3-11-021631-8).

Factum est autem in diebus illis, exiit edictum a Caesare Augusto, ut describeretur universus orbis (Lc 2,1) – diese weihnachtliche und allen Lesern wohl bekannte Wendung enthält unabhängig von ihrer religiösen Botschaft eine die Erforschung des LUKAS, des AUCTOR AD THEOPHILUM, zentral bewegende Frage: In welchem Verhältnis stehen in seinem Werk Theologie und besonders im Fall

der *Actus Apostolorum* Geschichtsschreibung zueinander? FREY empfiehlt deshalb in seiner Einführung als Voraussetzung für die Untersuchung, ihn „weder allein an der paulinischen Theologie [zu] messen, noch allein an HERODOT oder THUKYDIDES. Wir müssen seine Verwendung der griechischen Bibel, der Septuaginta ebenso in Betracht ziehen wie seine Anlehnung an die Konventionen zeitgenössischer Geschichtsschreibung. JOSEPHUS ist gleichermaßen heranzuziehen wie LUKIAN. Und auch der Vergleich mit späteren christlichen Werken, wie etwa den apokryphen Apostelakten oder dann der nächsten ‚großen‘ Kirchengeschichte, dem erst mehr als 200 Jahre später entstandenen Werk EUSEBS, lässt die Besonderheit und die Bedeutung des lukanischen Werks erkennen.“ (S. 20f.)

Das 162. Beiheft zur Geschichte für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche widmet sich dieser Aufgaben- und Fragestellung und führt dadurch mitten in den Prozess der Erforschung ein. Insofern bietet es keine abschließenden Ergebnisse in Form einer zusammenfassenden Gesamtschau, sondern stellt eine Vielzahl von untersuchten Aspekten vor (vgl. dazu S. 26), die unter vier Themenkreise subsumiert werden, um damit eine künftige Beurteilung vorzubereiten: I. Der Bereich der israelitischen und frühjüdischen Historiographie; II. Kontexte aus der griechisch-römischen paganen Welt; III. Kontexte aus dem frühen Christentum; IV. Studien zur Gattung und Konzeption des lukanischen Werks (S. 21).

Von den insgesamt 25 Beiträgen, die auf dem begrenzten Raum einer Rezension zu würdigen fast unmöglich ist, greift der Rez. diejenigen heraus, die ihm, weil sie sich mit den Proömien und Gattungsfragen beschäftigen, für die gewählte Fragestellung des Buches im Zentrum zu stehen scheinen. J. MOLTHAGEN (Hamburg) kommt in seinem Beitrag unter dem Titel: „Geschichtsschreibung und Geschichtsverständnis in der Apostelgeschichte im Vergleich mit Herodot, Thukydides und Polybios“ (S. 159-181) zu dem Ergebnis, dass sich LUKAS insofern deutlich von den genannten griechischen Historikern unterscheidet, als er Gott als den eigentlichen Lenker und Herrn der Geschichte (S. 175) begreift. Auch seine Intention,

„Rechenschaft ab[zu]legen [...] von den grundlegenden Anfängen der Evangeliumsverkündigung“ (S.179), weiche von denen der griechischen Historiker ab, die im Fall des THUKYDIDES Leitlinien für künftiges politisches Handeln geben bzw. im Fall HERODOTS die Taten der Menschen vor dem Vergessen bewahren und Ursachen für Kriege erklären wollten. Mit diesen Differenzierungen beurteilt Molthagen die Apostelgeschichte zwar „als ein Geschichtswerk“, aber eines, das „innerhalb der antiken Historiographie einen durchaus eigenständigen Platz einnimmt“ (S.181). Der Rez. würde im Gegensatz dazu eher die Gemeinsamkeiten des Lukas mit den griechischen Historikern betonen wollen, etwa bei der Darlegung der eigenen Methode. Dabei geht er mit M. WOLTER (Bonn), „Die Proömien des lukanischen Doppelwerkes“ (S. 476-494) davon aus, dass sie als Einheit zu betrachten sind: τῶν γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν bzw. σαφῶς εὐρίσκειν und ἀλήθεια τῶνπραχθέντων bzw. ἀκρίβεια τῶν λεχθέντων bei THUKYDIDES, παρακολουθεῖν ἄνωθεν πᾶσιν ἀκριβῶς¹ bei Lukas. Sie verpflichten sich in diesen Worten beide zu Exaktheit und Sorgfalt im Umgang mit ihrem Material. Mit παρακολουθεῖν, ‚erforschen‘, greift Lukas das thukydidische σκοπεῖν, ‚prüfen‘, bzw. εὐρίσκειν, ‚erforschen‘, auf und ergänzt es um ἄνωθεν, ‚von Anfang an‘. Mit diesem Adverb korrespondiert bei Thukydidēs τῶν γενομένων τὸ σαφὲς, die Zuverlässigkeit der historischen Fakten. Ἀλήθεια und ἀκρίβεια entspricht das lukanische ἀκριβῶς. Als Quellen benennen Evangelist wie Historiker Augen- und Ohrenzeugen bzw. deren Berichte: αὐτόπται καὶ ὑπηρέται τοῦ λόγου, (Lc I 2) und οἱ παρόντες, ‚Zeugen‘ (Th I 22,3).

D. DORMEYER (Dortmund), „Die Gattung der Apostelgeschichte“ (S.437-475) schlägt im Gegensatz zu Molthagen als Definition vor: „Die Apostelgeschichte ist eine pathetische, biographische Universalgeschichte in gehobenem rhetorischen Stil mit vielfältigen kritisch-pragmatischen Anteilen, besonders in den Reden“ (S.475). Der Rez. möchte auch gegen dieses Ergebnis Bedenken erheben: Im letzten Halbsatz des Evangelienproömiums: „damit Du, hochangesehener Theophilus, die Zuverlässigkeit der Worte erfährst, in denen Du unterrichtet bist“, κράτιστε Θεόφιλε, ἵνα ἐπιγραφῶς περὶ ὧν κατηχήθης λόγων τὴν ἀσφάλειαν benennt Lukas

das τέλος seines Doppelwerks. Die Heilsgeschichte wird mit dem katechetischen und missionarischen Ziel erzählt, durch die Zuverlässigkeit des Berichts Gläubige zu stärken und Außenstehende zu bekehren.² Denn dieses Bemühen um eine zuverlässige Überlieferung des als historisch verbürgt dargestellten öffentlichen Wirkens Jesu entspringt dem Anliegen, den Gemeinden der nachapostolischen Generation wegen der Verzögerung der Parusie³ die Solidität ihrer Glaubenstradition für die Zukunft zu versichern.⁴ Mit Wolter (S. 490) ist der Rez. der Ansicht, dass Theophilus hier als Repräsentant der intendierten Leser aufzufassen ist. H. ERBSE hat darauf aufmerksam gemacht, dass Thukydidēs seinem Publikum ein κτήμα ἐς αἰεὶ vermitteln wolle⁵. Demnach ist die Zielsetzung bei Lukas in der Widmung an Theophilus der des Thukydidēs vergleichbar. Mit anderen Worten: Wie bei ihm erfolgt die lukanische Suche nach der historischen Wahrheit im Interesse einer Entscheidungshilfe für den Leser, für den in dem als abgeschlossene Vorgegenwartsgeschichte dargestellten Wirken Jesu der Anbruch des Reiches Gottes nachvollziehbar werden soll. Folglich steht das Werk des *auctor ad Theophilum* der wissenschaftlichen Historiographie näher als dem hellenistischen Typus, zu dem es Dormeyer rechnet.

Mit Recht betont in diesem Zusammenhang Wolter, dass das Fehlen einer Ankündigung im Proömium zur Apostelgeschichte, „welcher Stoff im nun folgenden Buch zur Darstellung kommen soll“ (S. 478), nicht als Indiz dafür gewertet werden dürfe, dass es sich bei Apg. um kein Geschichtswerk handle. Denn es sei davon auszugehen, dass nur der dort beschriebene „Trennungsprozess, der nicht weniger als die Spaltung Israels in Juden und Christen zur Folge hatte“, zum Verzicht auf seine Benennung im Proömium geführt habe (S. 490).

Die punktuelle Auseinandersetzung des Rez. mit nur einigen Thesen mag verdeutlichen, dass die Erforschung des Evangelisten noch immer weit von einem Abschluss entfernt ist. Selbst die Datierung des lukanischen Doppelwerks konnte bis heute nicht überzeugend geklärt werden: Molthagen spricht im vorliegenden Band vom späten 1. nachchristlichen Jahrhundert (S.180), K. BERGER – CHR. NORD geben den Zeitraum von

65 bis 71 an⁶ und W. BLÜMNER nannte anlässlich eines Vortrags vor der Görres-Gesellschaft⁷ die Zeit noch vor dem Tod des Apostels Paulus. Wer also Freude daran hat, den Prozess der Erforschung des *Auctor ad Theophilum* zu begleiten, dem sei das vorgestellte Buch sehr zur Lektüre empfohlen, spiegelt es doch auch die Kongress-situation wider, aus der es hervorgegangen ist.

Anmerkungen:

- 1) Zu dieser Aufteilung der Wortgruppe F. Mußner, Καθεξής im Lukasprolog, in: Jesus und Paulus = FS W.G. Kümmel, Göttingen 1975, 253.
- 2) R. Riesner, Art. Lukas, in: V. Reinhardt (Hg.), Hauptwerke der Geschichtsschreibung, Stuttgart 1997, 393.
- 3) Vgl. dazu W. RADL, Das Lukas-Evangelium, Darmstadt 1988, 55; auch F. Mußner, Die Gemeinde des Lukasprologs, SNTU A 6/7, 1981/82, 113-130.
- 4) F. R. Prostmeier, Kleine Einleitung in die synoptischen Evangelien, Freiburg 2006, 121f.; zu möglicher Verunsicherung der jungen Christenheit vgl. dens., a.a.O., 148.
- 5) Thukydides-Interpretationen, Berlin-New York 1989, 138; in diesem Sinn auch C.-J. Thornton, Der Zeuge des Zeugen, Tübingen 1991, 186f.
- 6) Das Neue Testament und frühchristliche Schriften, Frankfurt/M.-Leipzig, 6. Aufl. 2003, 436, 507.
- 7) Zur Überlieferung der Apostelgeschichte in griechisch-römischer Tradition, 27.09.2010, Generalversamml. der Görresgesellschaft, Freiburg/Br.

MICHAEL WISSEMANN, Wuppertal

Burkhard Reis (Hg). Zwischen PISA und Athen – Antike Philosophie im Schulunterricht. Mit einem Geleitwort der Bundesministerin für Bildung und Forschung Annette Schavan. Göttingen: V & R unipress 2007. 282 S., EUR 28,90 (ISBN 978-3-89971-309-1).

Der Band ist aus den Referaten einer fachdidaktischen Tagung an der Universität Hamburg im September 2005 hervorgegangen. Am Anfang steht ein kurzes Geleitwort der Bundesministerin SCHAVAN, worin sie einräumt, dass sich die Inhalte des philosophischen wie des altsprachlichen Unterrichts möglicherweise „auf den ersten Blick dem unmittelbaren Nutzen entziehen“. Doch setzen sie „einem auf schnellen quanti-

fizierbaren Gewinn bedachten Nützlichkeitsdenken ein Bildungsideal entgegen, das einen ganz anderen Begriff von Nutzen hat“. Dieser Unterricht soll jungen Menschen die Möglichkeit geben, die „Wurzeln der europäischen Kultur kennenzulernen“. Das trage „nicht nur zur individuellen Bildung“ bei. „Diese Möglichkeit“, so die Ministerin, „entscheidet auch über die zukünftige Gestalt unserer Gesellschaft.“ (S. 1)

Diese Besprechung wird sich auf die Nennung der (z. T. sehr prominenten) Autoren und Themen beschränken und versteht sich nur als Hinweis auf diesen verdienstvollen, thematisch originellen Sammelband. Doch werden interessierte Lehrer/innen auch daraus schon erkennen, ob ihnen das Buch für ihren eigenen Unterricht Anregung und Hilfe bieten könnte. Die Beiträge behandeln sowohl fachwissenschaftliche Grundlagen als auch didaktische und unterrichtsmethodische Fragen. – Der Herausgeber des Bandes, BURKHARD REIS, wird im Autorenverzeichnis als Gymnasiallehrer für alte Sprachen und Philosophie in Hamburg vorgestellt; Promotion über einen Schultext aus dem PLATONunterricht des 2. Jahrhunderts n. Chr.; seit 2003 wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem DFG-Projekt zur Nikomachischen Ethik des ARISTOTELES (und Publikationen).

In der Einleitung weist B. Reis die irrije Meinung zurück, die Welt von PISA und die Welt von Athen seien so unvereinbar wie Athen und Jerusalem im Verständnis TERTULLIANUS. Pointiert wird dieser Standpunkt so formuliert: „Ein so traditioneller Gegenstand von Unterricht und Bildung wie die Philosophie der Antike hat am Gymnasium der Zukunft praktisch nichts mehr zu suchen.“ Die zehn Beiträge des Bandes haben demnach das Ziel, diesen falschen Eindruck zu widerlegen: „Ihre These ist mithin die, dass die philosophischen Texte und das philosophische Gedankengut der griechisch-römischen Antike als Gegenstände des Schulunterrichts sehr wohl und in besonderem Maße den veränderten Ansprüchen an eine zeitgemäße Gymnasialbildung gerecht werden können: PISA und Athen sind kompatibel!“ (10)

Im einzelnen handelt es sich um folgende Beiträge: BERND ROLF: Platon, Aristoteles & Co. Welche Rollen spielen sie heute noch im Philosophie- und Ethikunterricht? (27-48).

– DIETER BELDE / JENS GERLACH: *Philosophari velle, sed paucis?* Antike Philosophie im gegenwärtigen Lateinunterricht (49-72). – EKKEHARD MARTENS: Sokrates im Schulunterricht (73-88). – ARBOGAST SCHMITT: Worin besteht die Sicherheit des Erkennens? Platons Ideenlehre und die Absicherung des Wissens in der Erfahrung (89-112). – DOROTHEA FREDE: Wie begründet man Wissenschaft? Über Sinn und Nutzen der Prinzipienforschung bei Aristoteles (113-130). – CHRISTOPH HORN: Platon über Güter, Tugend und Glück (131-156). – DOROTHEE GALL: *Amicitia vera et perfecta?* Zum Freundschaftskonzept in Ciceros Dialog *Laelius de amicitia* (157-178). – VOLKER STEENBLOCK: Die Philosophie ins Leben bringen – Bildungsüberlegungen im Ausgang von Raffaels Darstellung der antiken Denker in seiner Schule von Athen (179-214). – BURKHARD REIS: Antike Philosophie interkulturell – Didaktische Vorschläge für die Einbeziehung ihrer Rezeption bei islamischen Denkern (215-242). – REINHARD BODE: „aber mit der Zeit finden die Menschen suchend das Bessere heraus“ – Vorsokratikerlektüre im Griechischleistungskurs (243-276). – Der Band wird abgeschlossen mit einem Verzeichnis der Autorinnen und Autoren (277-280) und Angaben zu den neun Abbildungen (281f.).

Nur kurz seien einzelne den Schulunterricht in besonderer Weise betreffende Beiträge hervorgehoben. Der Aufsatz von B. ROLF sichtet die Lehrpläne der deutschen Bundesländer unter dem Aspekt des Philosophie- und Ethikunterrichts und zeigt, dass es lediglich sieben von untersuchten vierzehn Ländern sind, „die überhaupt Vorgaben die antike Philosophie betreffend machen. Die übrigen Länder lassen es im obligatorischen Teil offen, ob Schülerinnen und Schüler sich in der Schule überhaupt mit antiker Philosophie beschäftigen sollen“ (32). Er überprüft auch die Unterrichtswerke hinsichtlich ihrer Angebote zur antiken Philosophie und stellt zwei Beispiele ausführlicher vor. – Der Beitrag von BELDE/GERLACH versteht sich „primär als eine Bestandsaufnahme der aktuell an deutschen Gymnasien verwendeten Lateinbücher und soll zu einer ersten und überblicksartigen Klärung darüber dienen, wo, inwieweit und in welcher

Form ‚Philosophie‘ bzw. ‚Philosophieren‘ im gegenwärtigen Lateinunterricht der Sekundarstufe I ... vorkommt“ (49). – E. MARTENS will „die Bedeutung des Sokrates für die ersten Schritte des Schulunterrichts am Beispiel einer Kinderphilosophie“ zeigen. Er ist überzeugt: „Bereits Kinder können philosophieren und sie haben durchaus Freude daran“ (82). – R. BODE (wiss. Ass. an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, seit 1994 Lehrer für Griechisch und Latein in Eisenach, Fachleiter für Griechisch, Mitautor mehrerer Unterrichtswerke) geht von einem Lektionstext über und von THALES aus und begründet die Vorsokratikerlektüre im Griechischunterricht: Sie „regt das Nachdenken an über die Welt als Ganzes und die Stellung des Menschen in ihr, mithin über Fragen einer hohen existentiellen Bedeutsamkeit“. Dabei werde „einer der wichtigsten Aspekte der kulturellen Identität Europas greifbar“ (245). Weitere Texte (Fragmente) von ANAXIMANDROS, ANAXIMENES, XENOPHANES (Götterkritik), PYTHAGORAS, HERAKLEITOS, PARMENIDES, ZENON VON ELEA, EMPEDOKLES, DEMOKRITOS werden vorgestellt und didaktisch erschlossen. – Besondere Aufmerksamkeit verdient der Beitrag des Herausgebers. B. REIS wirft die Frage auf: „Warum ‚islamische Philosophie‘ im Philosophieunterricht?“ (218) und gibt „zur ersten Orientierung für diejenigen, die sich noch nie damit beschäftigt haben“, „eine kleine Revue der islamischen Denker“ (223f.). Darüber hinaus bietet er auch „Konkrete Vorschläge für den Unterricht“ (227). Im „Fazit“ unter der Überschrift „Jenseits von Selbstüberschätzung und Exotik“ kommt er zum Ergebnis, „dass es durchaus praktische Möglichkeiten“ gebe, „Texte und Probleme von islamischen Denkern des Mittelalters in didaktischer Absicht mit jenen Grundfragen der Philosophie zu verknüpfen, wie sie auch für den modernen Fachunterricht charakteristisch sind“, und dass „in den meisten Fällen auch eine Kombination mit klassischen Texten bzw. Problemen aus der griechischen Philosophie unschwer möglich“ sei (237). Freilich könne das Ziel nur darin bestehen, solche die Kulturen übergreifenden philosophischen Fragen „am Beispiel einer bestimmten Kultur“ zu bearbeiten, und zwar jener Kultur, mit der wir heute durch die große Zahl der Kinder von Migranten

aus islamischen Ländern stärker konfrontiert sind als jemals zuvor. „Im besten Fall“ erwartet der Autor von einem solchen Unterricht „etwas interkulturelle Kompetenz“; abwegig sei dagegen die Hoffnung, damit „Islamisten zur Vernunft zu bringen“ (238).

ANDREAS FRITSCH

Hans-Joachim Glücklich, *Caesar – Feldherr, Politiker, Vordenker. Bellum Gallicum. Erschienen in der Reihe „Libellus“ beim E. Klett Verlag, Stuttgart, Leipzig, 2010. 168 Seiten mit CD-ROM. EUR 14,75 (ISBN 978-3-12-623157-2).*

Der Klett Verlag hat unter dem Namen LIBELLUS eine neue Reihe eröffnet, in der als erster Titel CAESARS *Bellum Gallicum* in einer Neubearbeitung von H.-J. GLÜCKLICH erscheint. Mit einem netten Text werden SchülerInnen und LeserInnen angesprochen:

Verlag und Herausgeber dieser Ausgabe haben lange überlegt: Sollen wir Sie mit „du“ ansprechen, sollen wir dich mit „Sie“ ansprechen? Wir haben uns für das gebräuchlich gewordene „Du“ entschieden. Wir tun dies mit bester Laune und größtem Respekt. Denn ihr wollt eines der berühmtesten Werke der Geschichte von einem der berühmtesten Männer der Geschichte in der Originalsprache, dem weltbekannten Latein, lesen. Und wir wollen versuchen, euch dabei ein paar Hilfen und Erleichterungen zu geben. (S. 5)

Ob die Schüler „eines der berühmtesten..., dem weltbekannten Latein“ wirklich immer lesen wollen, sei jetzt mal dahingestellt, sicher ist jedenfalls, dass es sich in der Tat um ein äußerst bedeutendes Werk eines der bedeutendsten „Männer der Geschichte“ (ebd.) handelt.

Um sich dem Phänomen Cäsar zu nähern, stellt Glücklich auf den Seiten 6 bis 8 „Filme über Caesar“ (S. 6 o.) vor, die zwischen 1914 – 2002 entstanden sind, außerdem eine Fernsehserie, die seit 2005 in Großbritannien und den USA in vielen Episoden ausgestrahlt wird. Bei der Vorstellung dieser Filme werden immer „ganz unterschiedliche Persönlichkeiten, die alle Caesar heißen“ (S. 6 o.) in Form einer Frage „Wer war, wer ist Caesar?“ (S. 5) vorgestellt. War Caesar zum Beispiel „der gerechte Herrscher und freundliche Familienvater“ (S. 6) im Film „Gaius Julius Caesar“ von 1914

oder „der menschliche, machtbewusste, tragisch endende Caesar“ (S. 8) im Film „Julius Caesar“ von 2002? In dieser Aufzählung wird natürlich auch der nach W. SHAKESPEARES Drama entstandene, berühmte Spielfilm von 1953 mit MARLON BRANDO in der Rolle des MARK ANTON erwähnt. Wie Glücklich feststellt, sind die „Urteile über Caesar ... sehr verschieden ...“ (S. 5), die von hemmungsloser Rühmung bis zu totaler Verdammung“ (ebd.) reichen. „Finde dein eigenes Urteil, und zwar mit deiner Lektüre von Caesars Werk“, so wird der Schüler/Leser aufgefordert (S. 10), verbunden mit dem Hinweis: „...Deine sprachlichen und kritischen Fähigkeiten sind gefordert und werden dabei gefördert: ...“ (ebd.) Mehrere Gesichtspunkte werden danach genannt.

Auf den Seiten 12 bis 127 werden viele Original-Textpassagen aus den Büchern 1 bis 7 des B. G. gebracht, die immer wieder mit Fragen und Arbeitsaufträgen (z. B. „Vorschläge zur interpretierenden Texterschließung“), Informationen (z. B. „Gebiet der Helvetier“, S. 17) und Begleittexten begleitet und erweitert werden. So sind zum Beispiel auf den S. 125ff. Textstellen von PLUTARCH, CASSIUS DIO und FLORUS als „drei andere antike Darstellungen von Ergebung und Tod des Vercingetorix“ enthalten (auf Deutsch). Unter den Informationen zu B.G. I,10 wird das Thema „*bellum iustum*“ erläutert (S. 27/28), wobei auch auf die Gegenwart eingegangen wird:

„In der Gegenwart wurde die Theorie des ‚gerechten Krieges‘ zunehmend mit Skepsis betrachtet oder abgelehnt. Mehr und mehr schien sich eine völlige moralische Ächtung des Krieges (in jeglicher Form) durchzusetzen. Aber seit dem Falkland-Krieg Großbritanniens gegen Argentinien (1982) und seit den verschiedenen Kriegen der USA gegen den Irak (Kuwait-Krieg 1991, Irak-Krieg 2004) spielt die Argumentation mit dem *bellum iustum* wieder eine Rolle. Dabei versucht man sich auf die UN-Charta zu berufen.“ (S. 28)

Bei den Informationen über „Das Gebiet der Helvetier“ ist aber einiges durcheinandergeraten. Die folgenden Ausführungen sind zu finden:

„Die heutige Schweiz hat ca. 7,7 Millionen Einwohner auf 41 285 km² Gebiet, also 8,9 Einwohner/km². Größte Nord-Süd-Ausdehnung (von Barmen bis Chiasso): 220 km. – In der Antike

bewohnten die Helvetier einen größeren Teil der heutigen Schweiz, nicht Tessin und Graubünden, also eine Fläche von ca. 32 000 km². In c. 29,2 sagt Caesar, dass 263 000 Helvetier ausgewandert sind. Daraus ergäbe sich eine Bevölkerungsdichte von 8,9 Einwohnern/km².“ (S. 17)

Die zweimalige Nennung der gleichen Zahl 8,9 sowohl für die heutige Bevölkerungsdichte der Schweiz als auch für die zur Zeit Caesars ist natürlich falsch. Tatsächlich beträgt die Bevölkerungsdichte der heutigen Schweiz ungefähr 187 Einwohner pro km², während sich für die Zeit Caesars ein Wert von etwa 8,2 Einw./km² ergibt. Sehr schön ist allerdings die Aufgabe 7 innerhalb der „Fragen und Arbeitsaufträge“, wo „Wertungskurven“ zur Auswanderung der Helvetier hinsichtlich der Wichtigkeit der Gründe nach Caesars Darstellung, nach der Darstellung der Punkte 1 (Gebiet der Helvetier) und 2 (Landwirtschaft und Germanendruck) sowie nach Meinung der Schüler erstellt werden sollen. Das Schema sei hier wiedergegeben:

	stark	mittel	wenig	gar nicht
Ruhmsucht				
Kriegslust				
Lust auf Raubzüge				
Streben nach Herrschaft über ganz Gallien				
Beengtheit des Gebiets				
seelischer Schmerz				
geistige Überlegung				

Textgrundlage ist dabei das Kapitel 2 des Buches I. Die Aufgabe: „Verbinde die Markierungen jeweils mit Linien. Vergleiche die drei Wertungskurven und kommentiere sie.“ (S. 17) kann natürlich nicht korrekt bearbeitet werden, wenn die Angaben zur Bevölkerungsdichte falsch sind (s. o.). Eine ähnliche Aufgabenstellung findet sich auf S. 73, wo es heißt, dass nach dem Durcharbeiten der Kapitel I, 31 – 54 „Charakterkurven zu Ariovistus“ erstellt werden sollen.

Texte aus dem ersten Buch des „*Bellum Gallicum*“ mit allen Erläuterungen, Informationen, Zusatztexten und Aufgaben nehmen den mit Abstand größten Teil ein (bis S. 76), so dass die anderen Bücher deutlich kürzer „wegkommen“. Zu Buch II („Krieg gegen die Belger und andere“, S. 77) gibt es nur eine Inhaltsangabe auf knapp einer Seite, ebenso zum 3. Buch („Krieg gegen Küstenvölker und andere“, S. 78) mit knapp zwei Seiten (S. 78/79). In diesen beiden Kapiteln gibt es überhaupt keine lateinischen Textstellen. Das vierte Kapitel des Buches ist überschrieben mit „Natur, Technik, Mensch“ (S. 80) und geht bis S. 93. Einen recht großen Raum nimmt dabei der „Bau einer Brücke über den Rhein – Kalter Krieg mit Technik“ (S. 84) ein, wobei dieser Bau auf den Seiten 85 bis 87 mit neun Abbildungen illustriert wird (Rekonstruktionsversuch von PETER CONNOLLY¹, S. 87 u.). Die Seiten 88 bis 93 widmen sich „Caesars Expedition nach Britannien“ (S. 88), wobei auf S. 91 ein Aquarell von P. Connolly mit der Bildunterschrift „Caesars 10. Legion landet in Britannien“ abgedruckt ist. Das Kapitel 5 „Krieg gegen die Treverer“ enthält die PULLO und VORENUS-Szene auf den Seiten 96/97 sowie ein Kapitel (B. G. V,55) über INDUTIOMARUS (S. 99). Kap. 6 des Buches von H.-J. Glücklich enthält die berühmten Exkurse über die Gallier und die Germanen, wobei die Caesar-Kapitel über die Gallier in einer ausführlichen Zusammenfassung vorgestellt werden, wobei auch immer wieder Vergleiche zu Rom vorgenommen werden (S. 100/101); aus dem Germanenexkurs werden einige lateinische Textstellen gebracht, einige werden in einer kurzen deutschen Zusammenfassung („weitere Eigenheiten der Germanen“, S. 106) erwähnt. Deutlich ausführlicher wird das 7. Buch des B. G. mit seinen Kapiteln über VERCINGETORIX und seine „neue Strategie: Totalen Krieg“ (S. 110) behandelt (S. 107 - 128), wobei zum Begriff des „totalen Kriegs“ auf S. 112 eine Information erfolgt. Das achte Kapitel (S. 129-132) mit der Überschrift „Die ungeschminkte Seite des Krieges und der Kampf um die Macht“ (S. 129) enthält die deutsche Übersetzung beziehungsweise Zusammenfassung einiger weniger Stellen aus dem achten Buch des B. G. – als dessen Autor „AULUS HIRTIUS, General und Stellvertreter Caesars“ (ebd.) genannt wird – sowie einige Zusatztexte, z. B. von SALLUST.

Der umfangreiche Anhang (ab S. 133) enthält eine ausführliche Zeitübersicht (bis S. 136), ein Namensverzeichnis (S. 137 – 140), gründliche Ausführungen zu Sprache und Stil Caesars (S. 141-148), den Lernwortschatz, „der nach und nach in dieser Ausgabe aufgebaut wird und auf den Seiten 151-163 zusammengefasst ist“ (S. 141), einige Literaturhinweise auf S. 163, eine Karte „Gallien zur Zeit Caesars“ auf den Seiten 164/165 und schließlich in sehr detaillierter Form auf den Seiten 166-168 den Inhalt der beigelegten CD-ROM.

„Die Begleit-CD-ROM gibt weitere wichtige Hilfen und enthält Übungsmaterial. Sie soll vor allem helfen, Caesars Sätze zu verstehen und in gutes Deutsch zu übersetzen. Dem dienen grammatische Erläuterungen, ein Vorschlag zur genauen Erarbeitung langer Sätze und viele Hörbeispiele.“ (S. 166)

Bei den „grammatischen Erläuterungen“ handelt es sich tatsächlich um die „Grammatischen Grundlagen des kolometrischen Verfahrens“ (ebd.) zu Gliedsätzen, A.c.I., Ablativ mit Prädikativum, Prädikatives Partizip, -ND-Fügungen auf über 20 Seiten, einen ausführlichen Teil „Kolometrisches Gliedern von Sätzen – Beispiel: Caesar, *Bellum Gallicum* 1,19“ (ebd.) auf etwa 27 Seiten sowie um „Hinweise zu den Texten auf der CD-ROM und zur Arbeit an den Texten“ (ebd.) mit etwa 12 Seiten. Im folgenden Teil der CD sind dann alle lateinischen Texte des B.G. dieses neuen Heftes aufgeführt, außerdem sehr viele von ihnen auch in der kolometrischen Form, sowie auch die Hörbeispiele. Der Audio-Teil der CD-ROM enthält 17 Hörbeispiele unterschiedlicher Länge (z. B. B.G. I,1 mit 1:48 min. oder B.G. VII,77 mit 6:57 min. Dauer). H. J. Glücklich liest beziehungsweise spricht die ausgewählten Textstücke selbst; man merkt ihm durchaus an, dass er Spaß an der lateinischen Sprache hat.

Die „Libellus Virtuelle Vokabelkartei Latein“ muss noch erwähnt werden. Diesen „Zugang zum interaktiven Vokabeltrainer“ (S. 4) erhält man, indem man auf die Startseite des Klett-Verlages geht und einen in Zahlen-Form angegebenen Online-Link anklickt. Der Vokabeltrainer selbst arbeitet nach dem bekannten System des Karteikastens mit den 5 Fächern. Wer das noch

nicht kennt, kann die Hinweise auf S. 149 des Textbuches nutzen.

War vorher gefragt worden „Wer war, wer ist Caesar“ (s. o.), so widmet sich Glücklich auf den Seiten 73 – 76 (und damit auch das lange 1. Kapitel seines Buches beendend) der Frage, welche historischen Persönlichkeiten der Neuzeit sich der Figur Caesars in eigener Absicht bedienten. Er nennt WASHINGTON, NAPOLEON und WILHELM II. und verbindet damit die Frage, ob „Die Römer – Imperialisten oder Ordnungsbringer und Friedenswahrer?“ (S. 73) seien. Glücklich stellt fest, dass sich GEORGE WASHINGTON zunächst „ganz selbstverständlich mit Caesar, dem Feldherrn und Sieger, identifizieren“ (ebd.) ließ. Dazu ist eine Statue von A. CANOVA abgebildet, bei der die Bildunterschrift „Washington a Is Caesar“ aber noch in „Washington as Caesar“ berichtigt werden müsste. Washington suchte sich dann aber schnell „eine andere Identifikationsfigur“ (ebd.), nämlich CINCINNATUS. NAPOLEON BONAPARTE dagegen „identifizierte sich wie selbstverständlich mit Caesar als Feldherr und Beherrscher Europas. Er identifizierte sich allerdings auch mit HANNIBAL ...“ (S. 74).² Etwas weiter unten stellt Glücklich fest, dass Napoleon Caesar als „zu weich“ empfand.

Nun zu Wilhelm II. Dabei spielt in den Überlegungen von Glücklich ein Gemälde³ eine große Rolle.

„Die angesehene Tageszeitung *The New York Times* gab seit 1914 eine regelmäßig erscheinende Sonderzeitschrift heraus, die *New York Times Pictorial War Extra* hieß. Ein Heft zeigte als Titelbild ein Gemälde des deutschen Bildhauers und Malers GUSTAV EBERLEIN, das schon vor dem Ersten Weltkrieg entstanden ist Das Bild aus dem „*War Pictorial*“ trägt den Titel ‚Kaiser WILHELM II. als antiker Heerführer‘ und ist heute verschollen. Es zeigt den Kaiser in antikem Feldherren-gewand auf einem sich aufrichtenden Pferd. Das Bild soll auf Wunsch des Kaisers entstanden sein. Es versucht, mit der Darstellung Napoleons durch DAVID in Konkurrenz zu treten.“ (S. 75)

Das Bild von EBERLEIN ist ebenfalls auf S. 75 abgedruckt. Mit der „Darstellung Napoleons durch David“ ist das berühmte Bild von J. L. DAVID mit dem Titel „Napoleon beim Über-

schreiten der Alpen“ gemeint; dieses Bild, das auch in vielen Geschichtsbüchern abgedruckt ist, findet sich auf S. 74. Dieses Bild war, so Glücklich, verantwortlich dafür, dass Kaiser WILHELM II. zunächst, d. h. zu Beginn des Krieges, von den USA als „*vice-gerent of Caesar*“ gesehen wurde. Später, d. h. gegen Ende des 1. Weltkriegs, wurde Wilhelm II. mit ARIOVIST verglichen, womit Caesar in eine neue Rolle geriet. Und wie Caesar gegen die Arroganz Ariovists, gegen seine Kriegsmethoden, gegen die Unterdrückung anderer, gegen Vertragsbrüche usw. vorgegangen sei, so müssten nun die USA gegen „germanisches Denken“ (*German mind*)“ (S. 76) vorgehen. Glücklich resümiert die Sichtweise des von ihm erwähnten amerikanischen Autors JOHN J. CRAWFORD folgendermaßen:

„Und wie Caesar dagegen eingeschritten sei und Ordnung hergestellt habe, müssten und würden es die USA tun. Jetzt sind also die USA Caesar, und zwar Caesar als Retter von Demokratie, Recht und Gesittung.“ (ebd.)

Ich weiß nicht, ob Glücklich hier nicht zu sehr einzelne amerikanische Stimmen des 1. Weltkriegs gewichtet hat und ob sich die USA tatsächlich als Nachfolger Caesars gesehen haben. Darüber müsste man vielleicht doch noch einmal nachdenken wie auch über die Rolle des „*bellum iustum*“, die Kriege „der USA gegen den Irak...“ und ihre Berufung auf die UN-Charta (s. dazu oben).

Fest steht jedenfalls, dass H.-J. Glücklich ein gutes, spannendes und durchaus auch auf die Gegenwart bezogenes Buch vorgelegt hat. Als Lateinlehrer denkt man natürlich gleich an ein anderes Heft, das vor einigen Jahren erschienen

ist.⁴ Hier bietet sich ein kleiner Vergleich an. Beide Ausgaben, die von Glücklich und die von MAIER, haben einen historischen Ansatz und weisen einen deutlichen Gegenwartsbezug auf, wie ja auch schon im Untertitel „Lateinische Texte zur Erschließung europäischer Kultur“ anklingt. Beide bringen viele Anmerkungen, Informationen und Erläuterungen zu historischen und politischen Sachverhalten, die alle gut, sinnvoll und brauchbar sind. Das Heft von Maier wirkt etwas „bunter“, d. h. hat mehr Abbildungen, Zeichnungen und Skizzen, das Heft von Glücklich ist etwas textorientierter; es hat mehr (und längere) Caesar-Texte (etwa 30 zu 20), beide Ausgaben haben etwa gleich viele lateinische und deutsch übersetzte Texte. Welches „besser“ oder „interessanter“ ist, möge bitte jeder Nutzer selbst entscheiden.

Und ob dann wirklich (und hoffentlich) die Schüler „eines der berühmtesten Werke der Geschichte“ in dem „weltbedeutenden Latein“ (so heißt es ja im Vorwort von Glücklich auf der S. 5) lesen und vielleicht sogar gerne durcharbeiten wollen, wird sich ja dann in der Praxis entscheiden.

Anmerkungen:

- 1) Peter Connolly is a renowned scholar of the ancient world and a recognised authority on Greek and Roman military equipment. He is also a highly respected artist who uses his expertise and the latest archaeological evidence to reconstruct scenes of everyday life and historical events from the classical world. He has also illustrated many classical myths and legends. (www.akg-images.com/akg.../connolly.html)

**Wir nehmen
Ihnen den
Druck ab**

BÖGL
DRUCK

Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de

- 2) Für Napoleon I. war kein antiker Regent und Heerführer unakzeptabel. Er identifizierte sich mit Caesars Vorstellungen, insbesondere was die Herrschaft über Ägypten anging. Er identifizierte sich auch mit Hannibal als Feldherrn und Alpenbezwinger (a. a. O., S. 127).
- 3) Ein kleiner Bericht, wie man heute Entdeckungen machen kann: Ich wurde auf das Gemälde durch eine Eintragung im Internet aufmerksam und fand den Artikel von Bradford mit einer kaum erkennbaren Kopie des Bildes. Auf der Gustav-Eberlein-Website war das Gemälde nicht zu finden. Das von Rolf Grimm erstellte Werkverzeichnis schien es nicht zu erwähnen. Auch eine Anfrage bei dem äußerst kooperativen Vorsitzenden der Gustav-Eberlein-Forschung half zunächst nicht weiter. Ich entdeckte dann allerdings in Rolf Grimms Werkverzeichnis, S. 245 als Nummer 949 den Titel „Kaiser Wilhelm II. (als Caesar?)“. Nach meinem Verweis darauf fand sich das Bild mit Hilfe der Findigkeit von Herrn Professor Rolf Grimm und Herrn Professor Axel Schmetzke (New York). Axel Schmetzke fotografierte das Bild aus der New York Times, fand das Pictorial und fotografierte die Titelseite ... Nunmehr ist die Nr. 949 des Werkverzeichnisses dokumentiert und kann detailliert beschrieben werden. Ich danke Axel Schmetzke und Rolf Grimm für ihre große Hilfe. Latinistik und Kunstgeschichte, Schule und deutsche Geschichtsforschung haben sich getroffen.
- 4) Caesar. *Bellum Gallicum*. Der Typus des Machtmenschen. Bearbeitet von Friedrich Maier. C.C. Buchners Verlag, Bamberg, 2000 (erschieden in der Reihe ANTIKE UND GEGENWART – Lateinische Texte zur Erschließung europäischer Kultur).

HEINZ-JÜRGEN SCHULZ-KOPPE, Köln

Zeugen der Anklage. Cicero, In Verrem. Bearbeitet von Elke Werrerr. Sammlung ratio, Heft 3. Verlag: C.C. Buchner, Bamberg 2010. 48 S. EUR 9,00 (ISBN 978-3-7661-7703-2).

CICEROS Verrinen werden immer wieder als Schullektüre angeboten, weil sie intensiv über die Kultur in der römischen Provinz, den Missbrauch römischer Herrschaft und die Kontrollmechanismen über dieselbe informieren. Die Reden gegen VERRES bergen aber erhebliche Nachteile: Sie sind umfangreich und Erkenntnisse ergeben sich oft erst aus der Lektüre langer Passagen. Außerdem sind sie nicht repräsentativ für Prozessreden, so dass sie zum Kennenlernen des römischen Rechts-

wesens ungeeignet sind. Diesen Schwierigkeiten hat sich ELKE WERRER gestellt und den Text so aufbereitet, dass er eine realistische Grundlage für den Lateinunterricht bilden kann.

Die originelle Einleitung macht neugierig auf mehr: Der Sohn eines Verres-Opfers spricht mit uns, manipuliert uns sogar, wie es Cicero auch getan hätte. In die Gerichtssituation können wir uns von ROBERT HARRIS mit zwei Passagen aus seinem Roman „Imperium“ führen lassen – ein lebendiger Einstieg, der die unmittelbare Konfrontation mit lateinischem Text abfängt. Mit weiteren Stellen aus diesem Roman, sowie deutschen Informationstexten füllt Werrerr geschickt die Lücke aus, die die Reden selbst hinsichtlich des römischen Rechtswesens hinterlassen. Diesem zusätzlichen Informationsbedürfnis auf engem Raum ist es wohl geschuldet, dass Begleittexte ausschließlich auf Deutsch angeboten werden. Diese Materialien sind durchgängig passend gewählt, z. B. der Aktualitätsbezug durch einen Text LEOLUCA ORLANDOS (mittlerweile Träger des DAV-Humanismuspreises), der mit Blick auf die Mafia die These vertritt, Sizilien sei für mafiose Strukturen prädestiniert, denn: „Wir Sizilianer waren selbst niemals wirklich Herren in unserem eigenen Land.“ (M6, S.22).

Das Problem der Textmenge umgeht Werrerr durch eine kleine, aber für die Lernbedürfnisse feine Stellenauswahl. Kapitel 1 dient der Einstimmung, 2 widmet sich dem Wirken des Verres als Prätor (die Überschrift führt mit „Werdegang dieses habgierigen Schurken“ etwas in die Irre, da man für den Werdegang I 4 komplett hätte lesen müssen). In Kapitel 3 stellt Cicero die Anklagepunkte vor. Kapitel 4 dient einer Charakterisierung Verres' in Form einer *praeteritio*. Nachdem in Kapitel 5 noch Ciceros Tätigkeit in Kleinasien beschrieben wird, widmen sich die weiteren Abschnitte endlich seinen Gräueltaten auf Sizilien. Dabei kommen verschiedene, überzeugend ausgewählte Facetten seines Wirkens zum Vorschein, z. B. die Reaktion der Sizilianer (Kap.6), Verres' Schergen (Kap.7), Ceres und Proserpina (Kap.10), unberechtigte Übergriffe auf römische Bürger (Kap.13).

Keine dieser Stellen kann ohne durchgängig behutsame Auslassungen vorgelegt werden

(Auslassungen am Anfang und am Ende der Auswahltexte sind nicht gekennzeichnet). Die Bearbeitung bietet für Kürzungen sinnvollen Ersatz durch deutsche Einleitungen und Zwischenstücke. An zwei Stellen wird der Redetext in deutscher Übersetzung präsentiert (M5, S. 21, sowie S. 37). Zumindest für M5 wäre Zweisprachigkeit nützlich gewesen, damit Lernende am lateinischen Text belegen und ggf. kritisch mit der Übersetzung umgehen können.

Aufgaben auf den Seiten 7, 13, 21, 23, 28 dienen der Charakterisierung des Verres. Daran wird deutlich, dass die Bearbeitung sowohl in der Stellenauswahl als auch mit den dazugehörigen Aufgaben die Reden als Ganzes betrachtet wissen will und übergeordnete Interpretationsansätze verfolgt.

Die Aufgabenformulierungen im Einzelnen sind nicht immer überzeugend. Für die Kursstufe ist es wohl zu einfach, die Antwort auf die Doppelfrage: „Welche Stilfigur wendet Cicero hier mustergültig an? Was ist der Zweck dieses rhetorischen Verfahrens?“ (S. 13) im dankenswerterweise auf Wichtiges reduzierten Stilmitelverzeichnis mit Stellenangabe aufzufinden! Insgesamt sollten sich Aufgaben stärker an den Operanden der EPA orientieren. Einige Fragen sind zudem etwas zu suggestiv (S. 35: „Was ist das Unerhörte an Verres' Vorgehen hier?“ statt etwa: Bewerten Sie Verres' Vorgehen aus römischer Sicht. S.31: „Worin liegt die besondere Unmenschlichkeit im ‚System Verres‘?“ statt etwa: Charakterisieren Sie das „System Verres“.). Die Aufgaben sind desungeachtet abwechslungsreich, da sie neben wichtigen Interpretationsansätzen auch Grammatik und Stilistik, vor allem auch Handlungsorientierung berücksichtigen.

Bilder sind oft nur illustrativ, unterstützen aber auch dann noch das Textverständnis, z. B. Abbildungen skythischer Kunst, die den Eindruck hochstehender Kultur vermitteln (im Gegensatz zur Barbarei des Verres).

Unmittelbare Übersetzungshilfen beschränken sich auf Vokabelangaben, bei denen zunächst angenehm auffällt, dass sie neben dem Text stehen und sich auf unmittelbar benötigte Bedeutungen beschränken. Verweise auf vermeintlich Bekanntes sind allerdings auch verzichtbar. Die Textge-

staltung selbst hilft den Übersetzenden nicht, etwa durch Einrückungen oder optische Unterstützung satzwertiger Konstruktionen. Hier bleibt die Lehrkraft gefordert.

Wer mit seinem Lateinkurs „In Verrem“ lesen möchte, findet in diesem Heft eine gut einsetzbare Textauswahl.

JÜRGEN RETTBERG, Kusey.

Tierisch gut. Phädrus, Fabeln. Bearbeitet von Christian Zitzl. Reihe Transfer, Heft 9. Verlag C. C. Buchner, Bamberg 2009. VII+48 S., EUR 9,40 (ISBN 978-3-7661-5169-8).

CHRISTIAN ZITZL hat mit seiner Neubearbeitung von PHAEDRUS-Fabeln gezeigt, dass auch bei vermeintlich abgegriffenen Texten noch didaktische Reserven freizusetzen sind.

Phaedrus spricht uns als Publikum mit einer Moderation, die an Zirkus erinnert, unmittelbar an. Damit findet er für die auftretenden Tiere einen geeigneten Rahmen und fügt die einzelnen Fabeln zu einem lebendigen Ganzen zusammen.

Die Auswahl an Fabeln bietet keine Überraschungen. Vernünftigerweise hat Christian Zitzl sich am bewährten Kanon orientiert und den Versuch zwanghafter Originalität unterlassen.

Die Fabeln werden lateinisch, zweisprachig, oder deutsch präsentiert, manchmal auch deutsche Verse in lateinischen Text eingefügt. Der durchdachte, angemessene Einsatz deutschsprachiger Passagen führt zu einer altersgerechten Ausgabe. Das Doppelseiten-Prinzip erleichtert durch Übersichtlichkeit die Arbeit.

Vokabelangaben beschränken sich auf das aktuell Notwendige und verzichten auf nutzlose und zeitfressende Verweise. Lediglich auf die in S. III-IV dem Heft vorangestellten sprachlichen und metrischen Besonderheiten wird zurückgewiesen. In bewährter transfer-Tradition erscheinen Vokabeln neben dem Text, so dass umständliches Suchen in aufgeblähten *sub-linea*-Kommentaren entfällt.

Liebevolle Illustrationen unterstützen das Textverständnis. Die Aufgaben sind anregend, besonders weil durchgängig Aktualitätsbezüge und Produktivität berücksichtigt sind. Lernende werden aufgefordert, Promythia und Epimythia zu formulieren, Fabeln umzuschreiben und deren Aktualität zu überprüfen. Wertbegriffe wie Recht

und Unrecht sollen auf die Fabeln angewandt und diskutiert werden. Leider fordert nur eine Aufgabe (T3, S. 41) zur szenischen Nachgestaltung auf. Gerade Fabeln fordern geradezu zur Aufführung eigener aktualisierter Versionen auf! Die Aufforderung zum „Nachspielen“ beliebiger Geschichten im Anschluss an den Epilog (S. 42) ist dafür nur ein schwacher Ersatz.

Phaedrus-Rezeption ist reichhaltig berücksichtigt, abwechslungsreiche Fabel-Varianten von HORAZ' „Stadtmaus und Landmaus“ (S. 13) bis zur neuzeitlichen Version (S. 17: Variationen zu „Fuchs und Rabe“ von JEAN DE LA FONTAINE, G.E. LESSING und NELE MOOST) begleiten die Phaedrus-Texte. Ein witziges Sprachspiel am Schluss der Ausgabe stellt die Verbindung zu deutschen Sprichwörtern her.

Die Eignung der Fabeln zur Grammatikwiederholung wird genutzt, ohne Texte zum Grammatiksteinbruch verkümmern zu lassen, da der Schwerpunkt auf der Interpretation liegt und die Aufgaben Grammatik als Instrument zum Textverständnis erfassbar machen. Die Zusammenstellung wichtiger Grammatikerscheinungen auf S. VI ist dabei sehr hilfreich.

Ein inhaltlich wichtiger Exkurs trägt zu vertieftem Textverständnis bei: „Die römische Sicht auf die Funktionen der Tiere“ (S. 22f.). Auch die Darstellung der vier Kaiser, unter deren Herrschaft Phaedrus lebte und dichtete, ist unverzichtbar (S. 4f.: „Die Kulisse“). Die Funktion des zweiten Exkurses „Das römische Theater zur Zeit des Phädrus“ (S. 32f.) bleibt allerdings unklar. Soll damit suggeriert werden, dass Fabeln im Theater aufgeführt wurden? Der Moderator spricht schon in der ersten Ansprache von einem „virtuellen Theater“, in dem er den Kaisern seine Fabeln vor Augen gestellt habe (S. 4).

Originell ist die Abrundung der Lektüre durch die Geschichte „Der Schäfer und der Unternehmensberater“ (S. 48). Die Geschichte (leider, wie schon die Fabel „Androklos und der Löwe, S. 25, ohne Autorennachweis) ist nicht nur witzig, sondern stellt auch einen Kontrast zu den anderen dar, so dass die Aufgabe, zu beurteilen, ob es sich um eine Fabel handle, reiz- und anspruchsvoll ist und letztlich der Überprüfung grundsätzlichen Verständnisses von Fabeln dient.

Christian Zitzl hat eine moderne, ansprechende Schullektüre vorgelegt.

JÜRGEN RETTBERG, Kusey

Jesús Hernández Lobato / Rudolf Spann: Livius in Karikaturen. 73 Karikaturen, 158 S., lateinisch-deutsch-spanisch. Paperback. Hochheim am Main: Dr. Gabriele Nick Verlag 2008. www.antike-zum-begreifen.de. EUR 10,90 (ISBN 978-3-939746-02-7). (Mit spanischer Übersetzung im Beiheft, 46 S., EUR 2,-.)

Jesús Hernández Lobato / Rudolf Spann / Alexander Winkler: Martial in Karikaturen. 60 Gedichte lat.-deutsch mit 60 Karikaturen. 132 S. Hochheim am Main: Dr. Gabriele Nick Verlag 2010. 132 S., EUR 10,90 (ISBN 978-3-939746-28-7).

Der Verlag von GABRIELE NICK (früher RUDOLF SPANN) hat sich mit seinem Anschauungsmaterial „Antike zum Begreifen“ und seinen anregenden Beigaben zum altsprachlichen, insbesondere zum Lateinunterricht bei vielen Lateinlehrern schon längst einen guten Namen erworben. Hier sind zwei handliche Bücher anzuzeigen, die einerseits auf amüsante Weise alle an der klassischen Antike Interessierten mit dem Inhalt der behandelten lateinischen Werke bekannt machen und zur Lektüre des Gesamtwerks „verführen“ wollen, andererseits auch zu einem Vergleich der Karikaturen mit den Texten anregen können. Sie sind auch als Geschenk und Mitbringsel für alle an der Antike Interessierten geeignet. Im Unterricht wird man zwar nur einzelne Beispiele einsetzen können. Doch warnen die Verse auf der zweiten Seite des LIVIUS-Bandes: „Wer kopiert das ganze Buch, / anstatt ehrlich es zu kaufen, / für den gilt ein gräßlich' Fluch: / Im Hades soll er Tinte saufen!“ – „Schwarze Tinte! Welch ein Graus! / Ich kauf' das Buch / und trag's nach Haus.“ Die Liebe der Autoren zum aktiven Gebrauch des Lateinischen wird in der Erklärung auf derselben Seite deutlich: „*Rudolf Spann, magister linguae Latinae Bavarus, rude donatus et Jesús Hernández Lobato, magister linguae Latinae et Graecae Hispanus, hunc librum amicis Hispanis dedicant, quibuscum in oppidulo Granjas de San Ildefonso Seminario Aestivo Latino interfuerunt.*“ – Das Vorwort zum MARTIAL-Büchlein (an dem zusätzlich ALEXANDER WINKLER, *alumnus aca-*

demicus Germanus, mitgearbeitet hat) spricht für sich selbst: „Karikaturen zu Martialgedichten, das passt schon besser als ‚Livius in Karikaturen‘, wird sich mancher Altphilologe denken. Doch auch unser Livius ist auf großes Interesse gestoßen und hat uns zu einem weiteren Büchlein ermutigt. ... Auswahlprinzipien waren wieder die Eignung für eine zeichnerische Darstellung und das Bestreben, einen guten Überblick über die von Martial behandelten Themen zu bieten. Dabei sollten auch derb erotische Gedichte nicht völlig ausgeklammert sein, um Martial nicht zu verfälschen. Ganz bewusst wurde eine Prosaübersetzung gewählt, die vor allem den Inhalt der Epigramme verständlich machen sollte, auch wenn dafür ein Abweichen vom allzu Wörtlichen manchmal notwendig war.“ Leser und Betrachter sind eingeladen, „Texte und Zeichnungen zu vergleichen, Anachronismen festzustellen etc. Vor allem aber soll das Büchlein allen, die sich für lateinische Literatur interessieren, Freude bereiten.“ – Und so sollte man auch diese beiden Bändchen nicht allein „*sub specie scholarum*“ betrachten. Beide Bände sind übersichtlich gegliedert, auf der linken Seite die Zeichnung, rechts der lateinische Text (oben) mit Übersetzung (darunter) und genauer Stellenangabe. Am Ende beider Bände findet sich eine Liste mit den Übersetzungen der Sprech- und Gedankenblasen, im Martial-Band zusätzlich noch eine knappe Liste mit inhaltlichen Erläuterungen. *Nihil obstat, quominus uterque libellus legatur.*

ANDREAS FRITSCH

Tilman Bechthold-Hengelhaupt, Abiturwissen Latein. Römische Philosophie (Stark Verlag) 2010, 136 S., EUR 12,95 (ISBN 978-3-86668-253-5).

Lässt man die Anmerkungen (128-130), das Literaturverzeichnis mit Hinweisen zu Textausgaben, Übersetzungen sowie der verwendeten Sekundärliteratur (131-133) und das Personen- und Sachregister (134-136) unberücksichtigt, intendiert der Autor TILMAN BECHTHOLD-HENGELHAUPT (B.-H.) auf knapp 130 Seiten Schülerinnen und Schülern (SuS) der Oberstufe eines achtjährigen Gymnasiums „einen Überblick über die gesamte römische Philosophie“ (Vorwort) zu verschaffen, ihnen ein Instrument zur Wiederho-

lung zur Verfügung zu stellen und sie zumindest ein wenig für die Philosophie zu begeistern (Vorwort). Das ist insgesamt gewiss ein ambitioniertes Unterfangen, worauf ich weiter unten eingehe. Zunächst sei das Buch im Einzelnen vorgestellt. Es gliedert sich zunächst in die drei Großkapitel „Die griechische Philosophie“ (1-12), „Römische Autoren in historischer Abfolge“ (13-104) und „Zum Weiterleben der antiken Philosophie: ein Überblick“ (105-127).

Die griechische Philosophie auf lediglich 12 Seiten darzubieten, erklärt sich selbstverständlich nur daraus, dass die entsprechenden Hinweise lediglich vorbereitende und dienende Funktion haben können zum Verständnis der ausführlicheren Darstellung der römischen Philosophie. Demzufolge werden die zentralen Philosophen und ihre Lehren nach einer Einteilung der griechischen Philosophie in vier Hauptphasen (1) eher gestreift, wobei die Namen und entscheidenden Begriffe sehr hilfreich drucktechnisch herausgehoben werden, was für das ganze Buch gilt.

Im Zentrum der Behandlung der römischen Philosophie stehen mit gutem Grund LUKREZ, CICERO, SENECA und AUGUSTINUS. In Entsprechung zur Grundkonzeption kommen demzufolge Dichter mit durchaus auch philosophischem Anspruch wie HORAZ oder VERGIL und insbesondere christliche Philosophen bzw. Theologen wie TERTULLIAN, LAKTANZ, MINUCIUS FELIX und insbesondere BOETHIUS mit seiner grandiosen Bearbeitung des Problems der Willensfreiheit und der Frage der Theodizee nur ganz am Rande zur Sprache.

Wie zu erwarten, wird die lukrezische Philosophie, die ja eine epikureische ist, in der Reihenfolge der Bücher seines Lehrgedichts entfaltet, wobei als übergreifende Intention die „Aufklärung“ der Leserschaft betont wird. Der Durchgang durch die einzelnen Bücher konfrontiert – dazu genügt schon ein Blick auf die im Druckbild akzentuierten Begriffe – die SuS mit zeitlosen philosophischen Themen: Materialismus, Atomlehre, freier Wille, Notwendigkeit und Zufall, Wahrnehmungslehre, Abbildtheorie (man denke nur an die aktuelle Hirnforschung, die ja gedanklich erheblich von hellenistischen Positionen abhängt), Kulturentstehung und dgl.

Den größten Raum nimmt CICERO ein in Anbetracht seiner überragenden Bedeutung wie auch des gewaltigen Umfangs seines Werkes (23-67), was zugleich erhebliche Ansprüche an eine komprimierte Präsentation stellt. B.-H. findet dazu durchaus originelle Ansatzpunkte. So führt er z. B. auf die Staatstheorie durch eine Betrachtung der Rede „*Pro Sestio*“ hin, in der er die Idee der Menschenwürde aufscheinen sieht. In kluger Reduktion werden aufgrund ihrer didaktischen Dignität dann ausführlicher „*De re publica*“ sowie „*De finibus bonorum et malorum*“ vorgestellt.

Eher unkonventionell ist für die SuS wohl auch die im Buch dargebotene Begegnung mit SENECA (67-87). Die Hinführung erfolgt wesentlich über das im Unterricht doch wahrscheinlich eher wenig beachtete Werk „*De ira*“, in dem so bedeutsame Fragen der stoischen Lehre wie die eines naturgemäßen Lebens, der Affekte oder des Willens durchleuchtet werden. Das Ausgreifen auf „*De vita beata*“ und die „*Epistulae morales ad Lucilium*“ integriert weitere Themen von existentieller Bedeutung wie „Zeit“, „Freundschaft“, „Humanität“, „Kosmopolitismus“, „Gott“.

AUGUSTINUS wird nach einem kurzen Blick auf die historischen Rahmenbedingungen v. a. im Spannungsfeld von Philosophie und Theologie gesehen, wozu sich wichtige Bemerkungen finden. Dass B.-H. hier intensiver auf Augustinus' Begründung des freien Willens eingeht und dessen Argumentation in ihrer Tiefe nachzeichnet, ist begrüßenswert.

Was die Rezeption griechisch-römischer Philosophie in Mittelalter und Neuzeit bis zur Gegenwart betrifft, ist Beschränkung gleichermaßen unumgänglich. B.-H. konzentriert sich dementsprechend auf herausragende Repräsentanten wie auch auf bedeutsame Themen. Dass die hier notwendige Auswahl immer anfechtbar wäre, sollte nicht eigens erwähnt werden müssen. Dazu gleich – nach einer kurzen Skizze des dritten Großkapitels.

Der Ausblick geht mit Blick auf einzelne Personen u. a. ein auf THOMAS VON AQUIN, MEISTER ECKHART, MARSILIO FICINO, PICO DELLA MIRANDOLA, FRANCIS BACON und MARTHA NUSSBAUM. Dass man hier zu ganz anderen Überlegungen gelangen könnte, stünde v. a. mehr Raum zur

Verfügung, versteht sich von selbst. Das aber ist nicht die Frage. Angesichts der unerlässlichen Konzentration ist die Auswahl zur Erreichung ihres Ziels gelungen. Dies gilt ebenso für die Themen „Menschenrechte“ und „Glück“, wobei noch einmal eine Linie von PLATON und ARISTOTELES über z. B. SENECA AUGUSTINUS, KANT, NIETZSCHE bis ins 20. Jh. geführt wird.

Ehe ich ein Fazit ziehe, noch einige Anmerkungen zu einzelnen Punkten. M. E. bleiben die problematischen Seiten der stoischen Philosophie etwas unterbelichtet. Zu nennen ist hier die *Oikeiosis*-Lehre, die den Menschen letztlich doch immer an seine rudimentären Bedürfnisse zurückbindet und der Erklärung menschlichen Lebens eine schwere Hypothek hinterlassen hat. Die *Synkathesis* wird als die zentrale Systemstelle nicht thematisiert (sie erscheint auch nicht im Register), obwohl doch von ihrem genauen Verständnis sich die stoischen Positionen erst exakt erschließen lassen, dies gerade auch mit Blick auf die Herausbildung der Bewusstseinsphilosophie in der Neuzeit und Moderne. Unter dem Gesichtspunkt der Aktualisierung und Aufklärung wäre im Kontext der Weltwirtschafts- und Finanzkrise der Einfluss stoischer Positionen auf die Ausbildung der modernen, marktwirtschaftlich orientierten Wirtschaftstheorie (z. B. ADAM SMITH) gewiss ertragreich gewesen.

Das anspruchsvolle Vorhaben, Schülerinnen und Schüler mit der römischen Philosophie in einem Überblick vertraut zu machen, ist B.-H. vorzüglich gelungen, dies besonders durch die gut zugängliche, klare und zielführende Diktion.

Das Buch legt indes auch – und das ist beileibe nicht dem Verfasser anzulasten – die Problematik der G8-Konzeption mit ihrem fragwürdigen Bildungsbegriff bloß. Muss man für standardisierte und zentralisierte Tests überwiegend vergleichbare Informationen bereitstellen, resultieren daraus notwendig Abstriche hinsichtlich gedanklicher Durchdringung, Vertiefung und Problematisierung. B.-H. ist hoch anzurechnen, dass er etwa mit der Diskussion der Willensfreiheit bei AUGUSTINUS auf solche Verluste dezidiert aufmerksam macht.

BURKARD CHWALEK, Bingen

Heinrich Krefeld (Hrsg.), *Res Romanae compact. Begleitbuch für die lateinische Lektüre*. Cornelsen Verlag: Berlin 2010, 295 S., 25,95 EUR (ISBN 978-3-06-120183-8).

Seit dem ersten Erscheinen im Jahr 1960 ist dieses zum kulturgeschichtlichen Standardwerk avancierte Buch immer wieder den veränderten Bedingungen angepasst und auch regelmäßig rezensiert worden, zuletzt die 2008 erschienene Fassung (DIRK TRESBACH, in: FORUM CLASSICUM Heft 3, 2010, 253-256). Daher wird es genügen, die neueste Ausgabe mit knappen Worten zu begutachten und nur einige wenige Bemerkungen zu äußern. Herausgeber und Verlag waren der Auffassung, das Opus den veränderten Rahmenbedingungen der G 8 anpassen zu müssen. Dies zeigt sich einerseits in einer deutlichen Reduzierung des Gesamtumfangs (vorher 320 S. in dieser Ausgabe 295 S.), andererseits im Verzicht auf eine gesonderte Beschreibung der lateinischen Sprache. Allerdings hat HEINRICH KREFELD dennoch einige Elemente aus diesem Kapitel herausgegriffen und in das neue Werk integriert; aus dem Bereich der mittellateinischen Literatur wurden sowohl die Straßburger Eide (250ff.) als auch die Darstellung der *Carmina Burana* (254ff.) beibehalten. Dies geschah mit voller Berechtigung, denn für das Verständnis Europas ist der Text der Straßburger Eide unverzichtbar. Zum besseren Einordnen ist nicht nur ein kurzer Textauszug in Übersetzung abgedruckt, sondern auch ein Foto der Handschrift der *Historiae* NITHARDS (251), in der die Straßburger Eide überliefert sind. H. Krefeld geht auch auf die *Carmina Burana* ein, die wohl bekannteste Sammlung mittellateinischer Dichtung; die von CARL ORFF vertonten Texte werden auch heute immer wieder aufgeführt. Auch hier wurde nicht darauf verzichtet, den Text visuell zu unterstützen, und zwar mit einer Abbildung des Rades der Fortuna aus dem *Codex Buranus* (Bayerische Staatsbibliothek, München 255). Noch größeren Wert haben Herausgeber und Verlag auf eine gute visuelle Gestaltung des Buches gelegt, ebenso auf klar hervorgehobene Basisinformationen. Erheblich an Wert gewinnt das Opus aber vor allem durch die CD, die dem Buch beigelegt ist. Hier findet der Nutzer drei Bereiche: das Römische

Reich bis 117 n. Chr., Rom, Selbsttest. Dadurch lässt sich die rasante Ausbreitung des Römischen Reiches sehr anschaulich vermitteln, wobei auf jeder Karte die genauen Jahreszahlen angegeben werden und die neu hinzu gewonnenen Gebiete farblich unterlegt sind. Im Themenbereich Rom kann man auf dem Stadtplan Einzelmonumente anklicken, deren Fotos dann erscheinen und die durch weitere Abbildungen visuell unterstützt werden. Von besonderem Interesse kann der Bereich Selbsttest sein; hierbei werden fünf Bereiche unterschieden, in denen der Schüler zunächst mit Hilfe des Buches seine Kenntnisse erweitern und dann die neu gewonnenen Kenntnisse selbst überprüfen kann. Der Selbsttest gliedert sich in folgende Bereiche: Literatur, Geschichte, Philosophie, CICERO, Alles. Derartige Tests bieten die Chance, das eigene Wissen zu überprüfen; stellt man fest, dass noch Defizite bestehen, ist ein nochmaliges Durcharbeiten der entsprechenden Kapitel im Buch ratsam. Dann lässt sich der Test wiederholen, hoffentlich mit besserem Ergebnis, das in Prozentzahlen angegeben wird. Auf diese Weise können Schülerinnen und Schüler ihren eigenen Kenntnisstand testen und gegebenenfalls durch entsprechendes Engagement verbessern. Die gestellten Aufgaben bzw. Fragen haben ein recht hohes Niveau und verlangen intensive Beschäftigung mit der Materie. Eine solche Vorgehensweise ist zielfördernd und sollte den Schülerinnen und Schülern dringend empfohlen werden. Es lohnt sich also noch mehr als früher, Krefelds *Res Romanae* anzuschaffen.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Fritz Wagner, *Essays zur zisterziensischen Literatur, Mariawalder Mittelalter-Studien, Bd. 3, Mainz 2009 (Bernardus-Verlag), 306 S., Euro 18,50 (ISBN 13: 978-3810792846)*.

Bereits mehrfach ist an dieser Stelle auf Sammelbände des emeritierten Berliner Mittelalters FRITZ WAGNER hingewiesen worden (FC 3/2006, 1/2009), in deren Mittelpunkt nicht zuletzt die Kultur und Literatur der Zisterzienser standen. Nun ist kürzlich ein neuer Band mit Schriften Fritz Wagners erschienen, auf den hier aufmerksam gemacht werden soll: Unter dem Titel „Essays zur zisterziensischen Literatur“

wurden insgesamt 20 an anderer Stelle bereits publizierte Artikel zusammengestellt, die einen fundierten und sehr gut lesbaren Einblick in die komplexe Welt der Zisterzienser bieten. Das Themenspektrum ist weit gefasst: Wagner bietet als ausgewiesener Zisterzienser-Kenner in sechs Beiträgen nicht nur eine Fülle an Informationen zum berühmten Zisterzienserprior CAESARIUS VON HEISTERBACH; so erfährt der Leser u. a. Grundsätzliches zu dessen Leben und Werk (11-43), zu seiner Reisetätigkeit (58-77) oder zur Caesarius-Rezeption bei HERMANN HESSE (100-117). Darüberhinaus nimmt Wagner auch BERNHARD VON CLAIRVAUX und Aspekte der wechselhaften Geschichte des Klosters Himmerod in den Blick. Außerdem finden sich im besten Sinne allgemeinbildende Aufsätze zu wichtigen christlichen Festen wie zum Osterfest (190-199), Mariä Himmelfahrt (200-212) und Mariä Verkündigung (213-222). Den Band schließt ein Berlin-Brandenburgischer Schwerpunkt ab: In drei Artikeln widmet sich Wagner THEODOR FONTANE und seiner Beschäftigung mit den märkischen Zisterziensern. In einem schönen Dreiklang erhält der Leser zunächst grundlegende Informationen zu Fontane und dem Orden (233-242), danach finden sich zwei sehr lesenswerte Essays zu den Klöstern Lehnin (243-269) und Chorin (270-284). Sämtliche Artikel verfügen über detaillierte Literaturnachweise; am Ende findet sich neben einem Quellennachweis ein ausgesprochen nützlicher *Index rerum et personarum*, der die Benutzbarkeit des schönen Büchleins erhöht.

STEFAN KIPF, Berlin

Pschyrembel. Klinisches Wörterbuch 2011. 262., Neubearb. und erweit. Aufl. 2296 S. Walter de Gruyter, Berlin, New York 2010. Geb. 49,95 EUR (ISBN 978-3-11-021152-8).

„Der Pschyrembel“ (nach seinem „Erfinder“ benannt wie „Der Duden“), zuletzt 2007 erschienen (dazu FC 1/08, 68f., s. auch 2/06, 152f. und 2/03, 178f.) liegt wieder vor. Unter den 1500 neuen Lemmata seien hervorgehoben (ganz oder teilweise griechische oder lateinische Termini sind kursiv gesetzt): *Gender Medicine*; *Neue Grippe*; *Nocebo-Effekt*; *Palliative Care*; *Patientenversorgung*; *Patientenverfügung* (statt:

Patientenvollmacht, aufgrund eines Gesetzes von 2009); *Pflegeberufe*; *Schweinegrippe*; *Versorgungszentrum*, *Medizinisches*. (Heißt es bei „Neue Grippe“: „sogenannte Schweinegrippe“, so bei „Schweinegrippe“, dass „Neue Grippe“ irreführender Weise auch als ‚Schweinegrippe‘ bezeichnet“ wird; diese Artikel sollten aufeinander abgestimmt werden.) Wesentlich erweitert sind z. B. „Sterbebegleitung“ und „Sterbehilfe“. Wo es möglich war, ist also aktualisiert worden. Bei der umstrittenen „Gesundheitsreform“ ist der Stand von 2008 wiedergegeben; Redaktionsschluss des Pschyrembel war Mai 2010, die Eilverabschiedung der „Reform“ im Bundestag erfolgte aber erst im November 2010, dem konnte nicht mehr Rechnung getragen werden. Die knappe Ablehnung der *Präimplantationsdiagnostik/PID* durch den CDU-Parteitag im November 2010, der entsprechende Voten in Bundesregierung und Bundestag folgen dürften, betrifft natürlich auch das ebenfalls neu in den Pschyrembel aufgenommene *Gendiagnostikgesetz* von 2009, das am 1.2.2010 in Kraft getreten ist. – Einige weitere Veränderungen: S. 1872 ist unter „Schutzimpfung“ und S. 974 im „Impfkalender“ das *Humanpapillomavirus/HPV* berücksichtigt. (Auch *impfen* stammt aus dem Griechischen; es kommt von *emphyteuein*.) Dass bei „Geschlechtsverkehr“ jetzt „alle auch nicht penetrierenden Sexualkontakte“ eingeschlossen sind, könnte die Reaktion auf CLINTONS Aussage zu Vorgängen im *Oval Office* sein. Ein Stichwort *Chinesische Medizin* gibt es nicht, auch keine Erwähnung in *Ethnomedizin*, wo es um Medizinisches in „*Ethnien* und *Populationen*“ geht. In *Akupunktur* stößt man immerhin auf die *Traditionelle Chinesische Medizin*, aber auch sie hat keinen Artikel. Jedoch erfährt man in einem Artikel *TCM* acht Zeilen über das „in Jahrtausenden entwickelte *chinesische Medizinsystem*“ unter anderem, dass darin „die Polarität zwischen Yin und Yang eine zentrale Rolle spielt“, doch existieren keine entsprechenden Lemmata. (Der Brockhaus Gesundheit, 7., Neub. Aufl. 2006, informiert auf einer Dreiviertel-Druckseite über *TCM*.) Eine positive Bemerkung über *TCM* fällt in „Heilverfahren, alternative“: dort ist *TCM* u. a. zusammen mit *Homöopathie* unter „Weitere wissenschaftlich anerkannte *Naturheilverfahren*“

genannt. (Zum *Homöopathie*-Problem soeben: DER SPIEGEL 47/2010, 144ff.) Oder hat man sich in „weitere wissenschaftlich anerkannte Heilverfahren“ nach „weitere“ ein Komma zu denken? Zur Bedeutung der „Kommaphilologie“ (Rudolf Pfeiffer: Ein falsches Komma in einer Bibel-Edition könnte eine Häresie ergeben) s. Philologus 138, 1994, 294ff.

Um *Eustress* (ohne Lemma, nur bei *Stress* erwähnt) zu verstehen, genügt dem ‚Nichtgriechen‘ das Stichwort „*Eu-*: Wortteil mit der Bedeutung ‚gut‘“, aber eine entsprechende Verständnishilfe fehlt bei *Dis-*. – *Kur*: „nicht mehr verwendete Bezeichnung für Maßnahmen zur Prävention und Rehabilitation ...“; gibt es dafür keine neue, kürzere Bezeichnung? – Bei *Hämorrhide* ist die laut Rechtschreibung-Duden, 25. Aufl., zulässige ältere Schreibung verwendet: *Hämorrhoid*. – Für AltsprachlerInnen wichtig: Gewöhnlich ist bei Übernahme von Termini aus dem Englischen die englische Form angegeben, bei letztlich ganz oder teilweise aus dem Griechischen oder Lateinischen stammenden Lexemen oft auch, nicht immer, zusätzlich die zugrundeliegende altsprachliche Form, z. B. bei *Koma* und *Euthanasie* (für dieses Wort und für andere seien wortgeschichtliche Interessenten auf das Deutsche Fremdwörterbuch [„Schulz/Basler“] hingewiesen: zuletzt erschien Bd. 6, dazu s. AAHG 69, 2010, 96ff.). Über altsprachliche Wurzeln englischer Wörter informiert etwa C. T. ONIONS, *The Oxford Dictionary of English Etymology*, Oxford 1966 (*Gender* < lat. *genus* usw.). *Alexie*, *Dyslexie* „Lesestörung“ geht nicht auf griech. *légein* zurück (das bedeutet „lesen“ nur im Sinne von „auflesen, sammeln“), sondern auf lat. *legere*. Ebenso falsch auch bei B. KYTZLER u. a., *Unser tägliches Griechisch* Nr. 0126 a und 1464 (zu dem Buch s. FC 1/02, 25ff.) – um es mit einer biblischen Wendung zu sagen: Wenn dies am grünen Holz geschieht, was soll am dürrer werden?

Diesmal sind nicht die Artikel-Verfasser alphabetisch gereiht, sondern die Fächer, von *Abdominalchirurgie* bis „Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde“; dazu anhangsweise S. XIX *Intoxikationen* neben XVIII *Toxikologie*; im Hauptteil gibt es Artikel *Intoxikation* (früher: „Vergiftung“) und *Toxikose*. – Der Band enthält auch wieder das auf

LORIOT zurückgehende Scherz-Lemma „Steinlaus“ (eine halbe Druckseite mit Abb.); zu einem anderen Wörterbuch-Phantomwort – es betrifft den antiken ‚Fußball‘ – s.: Kicker aller Länder, vereinigt euch!, FC 2/04, 165f. – Das inhaltsreiche, gut gedruckte, stabil gebundene, mit zwei Lesebändchen versehene Werk ist auch in der 262. Auflage für jeden an der Medizin wie an der Medizin-Sprache Interessierten unentbehrlich.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 2011. Bio-bibliographisches Verzeichnis deutschsprachiger Wissenschaftler der Gegenwart. 23. Ausgabe. 4 Bände. Berlin, New York: De Gruyter. XIII, 5314 S. Zus. EUR 369.- (Print: ISBN 978-3-598-23630-3); EUR 942.- (Print & Online: ISBN 978-3-11-023231-8).

Das bewährte Nachschlagewerk, in FC seit der 19. Ausgabe kontinuierlich gewürdigt (zur letzten Ausgabe von 2009 s. FC 1/09, 68; Grundsätzliches zum Werk: FC 1/03, 60ff.), liegt erneut in überarbeiteter Form vor. Über 4.000 Personen wurden neu aufgenommen: deutschsprachige WissenschaftlerInnen aus der Bundesrepublik, Österreich, der Schweiz und aus anderen Ländern sowie in Deutschland, Österreich, der Schweiz tätige ausländische WissenschaftlerInnen. Das Werk umfasst auch, wie bisher, einen Nekrolog der (seit 2009) ermittelten Todesfälle; einen Festkalender (ab 50./55. Geburtstag): alphabetisch und chronologisch (so kann z. B. jeder Universitätspräsident mühelos feststellen, wem wann zum Geburtstag zu gratulieren ist); ein Register der WissenschaftlerInnen nach Fachgebieten; ein Verzeichnis der deutschsprachigen Universitäten und Hochschulen (für die Schweiz auch der französischsprachigen); ein Verzeichnis deutschsprachiger Wissenschaftsakademien.

Redaktionsschluss war der 20. September 2010, Erscheinungszeitraum November 2010. Neu aufgenommen ist z. B. der an der Universität Manchester tätige Islamforscher und Arabist ANDREAS CHRISTMANN. Man vermisst nach wie vor den international hoch angesehenen Gräzisten RISMAG GORDESIANI (Tbilisi), Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, der häufig in deutscher Sprache publiziert; die

von ihm herausgegebene Zeitschrift „Phasis“ (soeben erschien Band 12) hat zwei deutsche Mit-Herausgeber und bringt ständig Beiträge auch in deutscher Sprache. Verstorben sind unter anderem die Klassischen Philologen BÜHLER, MATTHIESSEN, MUTH, SICHERL; der Indogermanist KNOBLOCH; der Ur- und Frühhistoriker J. HERRMANN; der Soziologe und Politiker LORD DAHRENDORF. – Zu den Publikationen: „Alle Einträge, die in der gedruckten Ausgabe gekürzt wiedergegeben werden, sind [elektronisch] vollständig verfügbar“ (Vorwort). Das wussten die in das Werk aufgenommenen WissenschaftlerInnen nicht, als sie auf Fragebögen die ihnen wichtigsten Einträge nannten. Hier nahm die Redaktion eine Auswahl vor, die notwendigerweise willkürlich ist. Bei einem Band, der das Jahr 2011 im Titel trägt, ist es legitim, dass auch Arbeiten genannt sind, die sich noch im Druck befinden, so bei dem Gräzisten C. W. MÜLLER wissenschaftliche Beiträge für „Der Neue Pauly“, Suppl.-Bd. 6. Von dem Byzantinisten D. H. REINSCH sind zahlreiche Arbeiten über ANNA KOMNENE angeführt; man vermisst seine Übersetzung ihrer „Alexias“ (1996 u. ö.; s. FC 3/10, 261). Noch ohne nähere Angabe über Veröffentlichungen ist der Artikel der Münchner Neogräzistin MARILISA MITSOU: Zuletzt erschien ihr Essay „Griechenfreundschaft gegen Philhellenismus?“ in dem von ihr mitherausgegebenen Buch „Hellas verstehen. Deutsch-griechischer Kulturtransfer im 20. Jahrhundert“. Ratlos lässt einen bei MANUEL BAUMBACH die Angabe „Übersetzung: Lukian 2000“; das von Baumbach verfasste LUKIAN-Kapitel des WIELAND-Handbuchs (2008; s. FC 3/09, 238ff.) bietet keine Aufklärung. – Zum Register nach Fachgebieten (wobei ich die von den WissenschaftlerInnen selbst angegebenen berücksichtige): Nicht in „Klassische Philologie“ gehören F. KOLOVOU (sie fehlt dafür in Gr. 962 „Byzantinistik“) sowie der Theaterwissenschaftler W. PUCHNER (s. Gr. 514) und der Neogräzist H. RUGE, er sollte ebenfalls in Gr. 962 stehen; kein byzantinistischer Sprach- und Literaturwissenschaftler ist dagegen Kl.-P. MATSCHKE (er ist Byzanz-Historiker und steht zu Recht in 321 „Mittelalterliche Geschichte“). A. CHRISTMANN (s. o.) fehlt in 885 „Islamistik“ und ist auch sonst noch nicht registriert: Eine

Gr. „Arabistik“ gibt es nicht, und in 961, wo unter anderem die Semitisten aufgelistet sind, fehlt er ebenfalls. – Das Verzeichnis der Wissenschaftsakademien enthält primär die der „Union der deutschen Akademien der Wissenschaften“ angehörenden Einrichtungen, zusätzlich die Leopoldina (wohl weil sie von der Regierung zur „Nationalakademie“ erhoben worden ist) und die „Junge Akademie der Berlin-Brandenburgischen Akademie und der Leopoldina“; im aktuellen Gesamtverzeichnis der „Union...“ sind diese beiden sowie weitere nicht der „Union“ angehörenden Körperschaften wie die Erfurter Akademie nicht enthalten. (Prinzipielles zur 1. Auflage dieser Broschüre: hochschule ost 3-4/1999, 361ff.) – Hervorzuheben sind an diesem De-Gruyter-Wissensspeicher, wie schon am „Pschyrembel“ (s. vorige Besprechung) der gute Druck und der stabile Einband, der leider auch bei Nachschlagewerken nicht mehr selbstverständlich ist. Eine begrüßenswerte Neuerung: Auf dem Buchrücken – nur ihn sieht man ja, wenn das Buch im Regal steht – ist jetzt „Band 1“ usw. aufgedruckt, anstelle der nicht mehr zutreffenden Verlagsangabe „Saur“. Die 22. Ausgabe erschien noch im Saur-Verlag, einem Imprintverlag von De Gruyter; der Verleger Klaus G. Saur hat natürlich nach wie vor einen Eintrag im Wissenschaftler-Verzeichnis, als verdienstvoller Repräsentant von Verlags- und Bibliothekswissenschaft. – Auch die 23. Ausgabe ist ein nicht zuletzt für AltsprachlerInnen unentbehrliches Standardwerk.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Sigrides Albert: Cottidie Latine loquamur. Textus de rebus cottidianis hodiernisque. Secunda editio aucta. Saarbrücken: Verlag der Societas Latina 2010. 158 S., EUR 15,00 (ISBN 978-3-923587-56-2) – Dazu drei CDs, EUR 15,00 (ISBN 978-3-923587-57-0).

Der vorliegende Band im Format DIN-A-5 stellt die zweite, erweiterte und aktualisierte Auflage des 1987 erstmals erschienenen lateinischen Handbüchleins der Autorin unter demselben Titel dar: *Cottidie Latine loquamur* (also: Lasst uns jeden Tag lateinisch sprechen!). In der Nachfolge des im Jahr 2008 verstorbenen Archetypen des aktiven Lateingebrauchs CAELESTIS

EICHENSEER führt die promovierte Latinistin und Soziologin SIGRID ALBERT die Arbeitsstelle für Neulatein (= Latein der Neuzeit) an der Universität Saarbrücken fort. Sie gehört zum Vorstand der *Societas Latina*, deren Präsident in der Nachfolge Eichenseers nunmehr der Saarbrücker Ordinarius für Klassische Philologie Prof. Dr. PETER RIEMER ist. Die Autorin war viele Jahre wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft Europas, den CHRISTIAN HELFER (1930-2008) seit 1969 innehatte. C. Helfer, von Haus aus Jurist, hat 1976 die genannte Arbeitsstelle an der Universität des Saarlandes gegründet und ist u. a. durch sein in drei Auflagen erschienenenes deutsch-lateinisches Wörterbuch „*Lexicon Auxiliare*“ in der neulateinischen Szene berühmt geworden. Darin hat er den Wortschatz von Hunderten von lateinischen Dissertationen der letzten Jahrhunderte gesammelt und den am aktiven Gebrauch des Lateinischen Interessierten auf über 600 Seiten zur Verfügung gestellt. Hier findet man Wörter wie Drogensucht, Kopfschmerztablette, Kopiergerät, Inkompatibilität, Oberstudiendirektor, Verkehrsampel und tausend andere, meist mit genauer Angabe der Fundstelle, wo das jeweilige lateinische Wort im Kontext (oft erstmals) auftritt. S. Albert führt in der Tradition von Eichenseer und Helfer alljährlich mehrere Lateinsprechseminare durch und hat eine bewundernswerte Sicherheit im aktiven Gebrauch des Lateinischen. Das hier vorzustellende Buch ist denn auch ganz dem Latein im alltäglichen Leben gewidmet. Dem Vorwort folgen insgesamt dreißig übersichtlich angeordnete Kapitel, deren (im Buch nicht nummerierte) Überschriften hier aufgeführt seien: 1. *De salutatione deque valedictione*, 2. *De rebus domesticis*, 3. *In culina*, 4. *In cafeo*, 5. *In caupona*, 6. *De vehiculorum frequentia matutina*, 7. *De operibus cottidianis*, 8. *De grapheo* (Büro), 9. *In schola*, 10. *De tempore post opera cottidiana vespertino*, 11. *De emissionibus radiophonicis et televisificis*, 12. *In telephonando*, 13. *De epistulis scribendis*, 14. *In diribitorio cursuali* (Postamt), 15. *In statione*

ferriviaria, 16. *Colloquium de itineribus faciendis*, 17. *In deversorio* (Hotel), 18. *De nova habitatione quaerenda*, 19. *De gaudiis aestivis*, 20. *De festis celebrandis*, 21. *De tempestate*, 22. *In pantopolio* (Kaufhaus), 23. *In libraria*, 24. *In taberna textilium*, 25. *Apud tonsorem*, 26. *Apud medicum*, 27. *De meridiatione in horto* (Mittagspause), 28. *De horologiis*, 29. *De rebus technicis*, 30. *De pedifollio* (Fußball). Vorbildlich ist die Angabe der Quantitäten auf sehr vielen Wörtern (nicht nur auf den Neologismen). Erklärungsbedürftige Wörter sind im Text unterstrichen, und im *Sub-Linea*-Kommentar wird ihre Fundstelle in der antiken, mittel- oder neulateinischen Literatur und in der neuzeitlichen und modernen Lateinliteratur (mit entsprechenden Abkürzungen) angegeben. Den dreißig Kapiteln folgen ein lateinisch-deutsches (S. 99-127) und ein deutsch-lateinisches Wörterverzeichnis (128-156) jeweils mit Seitenhinweis und ein Abkürzungsverzeichnis zur verwendeten Literatur. Hier sind hauptsächlich, aber nicht nur moderne Wörter angeführt. Vielen Kapiteln sind Zeichnungen beigegeben, die allerdings keinen didaktischen Nutzen haben (also nicht der Veranschaulichung der Wörter dienen wie etwa im *Orbis pictus* des J. A. COMENIUS) und im ganzen (leider) ziemlich altmodisch wirken. Vergleicht man die Neuausgabe mit der Ausgabe von 1987, so fällt auf, dass fünf Kapitel neu hinzugefügt sind und frühere Texte den modernen Lebensverhältnissen angepasst sind. Das gilt vor allem für die inzwischen alltäglich gewordenen technischen Neuerungen in Schule, Büro und Haushalt. Zusätzlich gibt es drei CDs, auf denen sämtliche Texte in fast klinisch sauberer Aussprache (im *pronuntiatu restitutus*) vorgetragen sind. Sprecherin ist die Autorin selbst und bei einigen Dialogen auch der oben erwähnte Latinist Peter Riemer. Alles in allem also ein für jeden Lateinliebhaber sehr brauchbares Büchlein mit Aussprachehilfe. Und auch Lateinlehrer sollten doch – nicht nur im Schulalltag – etwas mehr Latein können als im Lehrbuch steht.

ANDREAS FRITSCH

Zu Theo Wirth, Zürich: Die leidige Sache mit dem „logischen“ Latein

FORUM CLASSICUM 4/2010, S. 272-274

S. 273: „Die LU-Befürworter verwenden den Terminus ‚Logik‘ offensichtlich nicht im üblichen Sinn, sondern mit anderer Bedeutung, also äquivok, ohne dies anzumerken. ... Die LU-Befürworter haben mit ihrem – recht eigenwilligen – Verständnis von ‚Logik‘ auf der Skeptiker-Seite ein Missverständnis ausgelöst, denn die Letzteren haben die Äquivokation leider nicht erkannt. ...“

S. 274: „Andrerseits bleibt es dabei: Die LU-Befürworter haben mit einem von ihnen verursachten Missverständnis die besagten Studienergebnisse ... eigentlich selbst heraufbeschworen. Ihr (berechtigter) Vorwurf, die LU-Skeptiker würden mit ihren Syllogismus-Tests etc. ja völlig das Ziel ‚LU‘ verfehlen, fällt auf sie selber zurück.“

„Die Folgerung drängt sich auf: Die LU-Befürworter sollten in ihren Apologien vom Ausdruck ‚Logik‘ bzw. ‚logisches Denken‘ Abschied nehmen und das von ihnen Gemeinte treffender beschreiben.“

Dem „*Confiteor me peccavisse*“ setze ich entgegen: *Numquam cedere loco*: Die sog. LU-Skeptiker haben fremdes Terrain besetzt im Vertrauen darauf, dass es niemand merkt, oder vielleicht in gutem Glauben, weil sie selbst nicht erkannt haben, dass sie den klassischen Begriff von Logik auf Syllogistik verkürzt haben. Wer auch nur einen Hauch von Philosophiegeschichte und der Begründung der „*logikè téchne*“ (Kunst des richtigen Sprachgebrauchs) durch ARISTOTELES wiederum auch nur ansatzweise mitbekommen hat, weiß, dass die Syllogistik nur ein Randphänomen des logischen Denkens ist. Sie ist ein Produkt der scholastischen Methode (etwa PETRUS HISPANUS, 13. Jh.), ein mechanistisches schematisches Verfahren, mit dem man allmählich sich wieder an den logischen Standard spätantiker Philosophie herangearbeitet hat. Eine verdienstvolle Leistung: ohne Scholastik keinen Rationalismus und keine Aufklärung. Aber doch nur ein Surrogat. Bei Aristoteles steht im Zentrum die Begriffsbildung; und die Arten der logischen Verknüpfungen von Begriffen werden analysiert und definiert. Dabei hat er in seiner

Methode grundsätzlich die Ergebnisse früherer Denker verarbeitet und nicht einfach wild darauf die Logik neu erfunden. Und so gehen alle klassischen Begriffe der Logik auf seine Sprachanalyse zurück. Über den engen Kreis der Philosophen hinaus haben sie dann im Hellenismus selbst maßgeblich Einfluss genommen auf die Sprachentwicklung. Die Grammatiker haben daraus die systematische Ordnung für die einzelnen Sprachen entwickelt.

Und dieses Erbe hat die klassische Philologie zu verteidigen, um es den weiteren Generationen zu vermitteln. Und mit einem simplen Test, der dabei offensichtlich nicht einmal die modernen Erkenntnisse der Hirnforschung oder der Wahrnehmungspsychologie und -physiologie berücksichtigt, lässt sich der Verfasser ins Bockshorn jagen! Eine farbige Logik gibt es nicht, ebenso wenig wie eine Logik der Farben. Hier bleiben die „Forscher“ Erklärungen schuldig. Wahrnehmungs- und Denkblockaden bei symbolhaltigen Objekten werden nicht ansatzweise erfasst: Ignoranz oder Denkblockaden durch LEGO- und LEGIMO-Schädigungen im Kindesalter bei den Verfassern der Studie(n)? Oder Teil einer Kampagne?

(Verwiesen sei abschließend auf die Artikel „Schluß“ (Syllogismus), „Schlußfiguren“, „Schlußkette“ usw. in PAUL THORMEYER: Philosophisches Wörterbuch. Leipzig-Berlin: B. G. Teubner, 2. Aufl. 1920, S. 172 f.)

HERIBERT GLEIXNER, Pfaffenhofen an der Ilm

In FORUM CLASSICUM 4/2010 stellte THEO WIRTH heraus, was Befürworter des Lateinunterrichts möglicherweise meinen, wenn sie von einer Schulung des „logischen Denken“ sprechen, nämlich vom Erlernen einer Art sprachlicher Systematik. Dies führe zu Missverständnissen mit dem fachwissenschaftlichen Logikbegriff. Fraglich scheint mir zwar, ob denn nun Lateinunterricht eine solche Qualität aufweisen muss, um seine Existenz zu rechtfertigen; aber unabhängig davon, ist der Autor einem typischen Fehler in der Logik

aufgessen. Er zitiert nämlich die folgende Frage in einer Studie.

Gegeben sei: „Alle grünen Dosen sind groß. Alle großen Dosen sind rund.“ Aufgabe: Man finde „die einzige zwingend zu erschließende Antwort“ aus den folgenden: a) Keine grüne Dose ist rund. b) Einige runde Dosen sind nicht grün. c) Alle runden Dosen grün. d) Einige grüne Dosen sind nicht rund.

Die richtige Antwort ist natürlich c. Das, meint der Autor, sei aber nicht die einzig richtige Antwort: Antwort d solle auch richtig sein.

Das aber ist falsch, denn ausgeschrieben bedeutet der Satz: „Es existiert mindestens eine grüne Dose, die rund ist.“ Die Existenz irgendwelcher Dosen, geschweige denn grüner, ist aber überhaupt nicht gefordert. Möglicher Weise gibt es also keine solchen Dosen. Die vom Autor

betrachteten „Mengenkreise“ sind insofern täuschend: Möglicher Weise sind die entsprechenden Mengen sämtlich leer.

Angenommen aber es gebe grüne Dosen. Dann können wir immer noch nicht folgern, dass einige davon nicht grün sind. Darüber enthalten die Voraussetzungen schlicht überhaupt keine Informationen.

Die Antwort ist also nicht „korrekt“ wie der Autor meint, sondern basierend auf den Voraussetzungen unentscheidbar. Es könnte grüne Dosen geben, und es könnte auch sein, dass einige davon nicht rund sind. Das ist aber keinesfalls zwingend.

Schade, dass beim Durchsehen des Artikels ein solcher Fehler nicht aufgefallen ist und das Ergebnis der zitierten Studie auf diese Weise um so plausibler erscheint.

STEFAN KOCH, Kiel

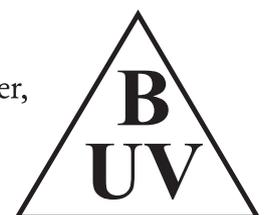
Lieberg, Godo: Ästhetische Theorien der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit

Darstellungen und Interpretationen, Bochum Universitätsverlag Brockmeyer 2011, ISBN 978-3-8196-0789-9, kart. 72 S., 24 x 17 16,00 €

Hauptthema der Abhandlung ist die ontologisch-religiöse oder doch existentielle Bedeutung der antiken und auch der mittelalterlichen Kunst im Unterschied zur neuzeitlichen, in der diese Bedeutung weitgehend zurücktritt und so die Kunst zum innerweltlichen, bloß 'ästhetischen' Phänomen wird.

Godo Lieberg war Prof. für Klassische Philologie an den Universitäten Bochum und Siena in Arezzo. Er ist Verfasser von 150 Aufsätzen und sieben Büchern u.a. über Aristoteles, Catull, Tibull und Caesars Politik in Gallien

Bestellbar über jede Buchhandlung oder bei Universitätsverlag Brockmeyer, Im Haarmannsbusch 112, 44797 Bochum, Tel. 0234/9791600, Fax 0234/9791601, bestellung@brockmeyer-verlag.de. Homepage: www.brockmeyer-verlag.de (mit weiteren Informationen)



Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Prof. Dr. Diethard A s c h o f f , Bandelhöhe 7 a, 32756 Detmold, *diethard.aschoff@gmx.de*

Dr. Burkard C h w a l e k , Dromersheimer Chaussee 31 b, 55411 Bingen

Dr. Heribert G l e i x n e r , Danziger Str. 49, 85276 Pfaffenhofen an der Ilm

Dr. Sven G ü n t h e r , Historisches Seminar – Alte Geschichte, Universität Mainz,
Welderweg 18, 55099 Mainz

Dr. Eberhard H e r m e s , Im Stiegsfeld 46, 37181 Hevensen

Prof. Dr. Stefan K i p f , Murtener Str. 5 E, 12205 Berlin, *stefan.kipf@staff.hu-berlin.de*

Stefan K o c h , Universität Kiel, *skoch@email.uni-kiel.de*

Erhard K u n a c k , Alt Meteler Str. 6, 19057 Schwerin, Tel. 0385/4782302

Prof. Dr. Friedrich M a i e r , Mitterlängstr. 13, 82178 Puchheim, *friedrich@maier-puchheim.de*

Rolf M a i n z , OStR i.R., Zum Damm 6, 24768 Rendsburg, *mainz.rd@freenet.de*

Dr. Michael M a u s e , StD, Werdener Hof 29, 59757 Arnsberg

Dr. Hans-Ludwig O e r t e l , Schlesierstr. 58, 97340 Marktbreit, *hloertel@yahoo.com*

Jürgen R e t t b e r g , Dönitzer Str. 9, 38486 Kusey

Heinz-Jürgen S c h u l z - K o p p e , StR, Niehler Str. 408, 50735 Köln

Andreas W e n z e l , StR, Goethe-Gymnasium, Gasteiner Str. 23, 10717 Berlin

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, *Juergen@werner-berlin.net*

Dr. Michael W i s s e m a n n , Privatdozent, Siegersbusch 42, 42327 Wuppertal,
mwissemde@yahoo.de

Christoph W u r m , OStR, Humboldtstr. 25, 44137 Dortmund, *ChrWurm@aol.com*

Herbert Z i m m e r m a n n , StD, Artilleriestraße 7 A, 52428 Jülich,
CHARPENTIER-JULIERS@t-online.de

FORUM CLASSICUM im Internet

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie seit Sommer 2009 auf der Homepage des DAV (*www.altphilologenverband.de*) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt.

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

1. **Baden-Württemberg**
Prof. Dr. Bernhard Zimmermann
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Seminar für Klassische Philologie
Platz der Universität 3
79085 Freiburg
Tel.: (0 761) 2 03 - 31 22
Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de
2. **Bayern**
StR Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
3. **Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 3 01 98 97
Josef.Rabl@t-online.de
4. **Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
5. **Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
6. **Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
7. **Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
8. **Niedersachsen**
StD Burghard Gieseler
Elritzenweg 35
26127 Oldenburg
9. **Nordrhein-Westfalen**
StDin Cornelia Lütke Börding
Eggeweg 46
33617 Bielefeld
Tel. (0521) 14 39 166
c.luetkeboerding@t-online.de
10. **Rheinland-Pfalz**
OStD Hartmut Loos
Am Roßsprung 83
67346 Speyer
Tel.: (0 62 32) 8 54 21
info@altphilologenverband.de
11. **Saarland**
OStR Walter Siewert
Sulzbachtalstr. 194
66280 Sulzbach
Tel.: (0 68 97) 6 45 51
wsiewert@arcor.de
12. **Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
13. **Sachsen-Anhalt**
Jörg Macke
Wülperoder Straße 31
38690 Vienenburg
Tel.: (0 53 24) 78 75 81
jrgmacke@aol.com
14. **Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
15. **Thüringen**
StRin Bärbel Flaig
Anton-Sommer-Straße 41
07407 Rudolstadt
Tel. priv.: (0 36 72) 48 02 87
litterae26@aol.com

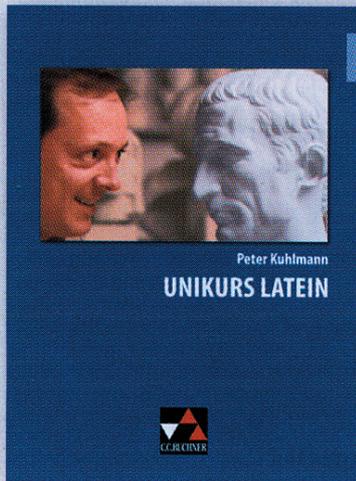
(Stand: März 2011)

B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

Deutsche Post AG

C. C. Buchners Verla
Postfach 1269
96003 Bamberg



NEU

Unikurs Latein ist ein speziell für Latinumskurse konzipiertes Lehrwerk mit 28 Lektionen, das direkt und motivierend an die Lektüre lateinischer Originaltexte heranführt. Integriert ist eine Begleitgrammatik, die den Grammatikstoff lektionsweise präsentiert. Die Lektionstexte fußen von Anfang an auf lateinischen Originalautoren, die an den meisten Universitäten für die Prüfungen relevant sind: Caesar, Cicero, Sallust und Seneca.

Das Lehrwerk berücksichtigt besonders die Lernvoraussetzungen Erwachsener, die in kurzer Zeit Latein lernen wollen. Über Mediacodes wird reichhaltiges Zusatzmaterial zum kostenlosen Download angeboten: z. B. weitere Übungen, Übungsklausuren mit Musterübersetzungen sowie Einführungstexte zur antiken Philosophie, zur römischen Geschichte und Kultur, zur Literaturgeschichte, zur Stilistik usw.

Kostenloses
Zusatzmaterial
über Medien-
codes abrufbar

Unikurs Latein

Herausgegeben
von Peter Kuhlmann
Bearbeitet von
Marc Brüssel, Thorsten Fuchs,
Bernhard Goldmann,
Peter Kuhlmann, Meike Rühl,
Julia Schäfer-Schmitt,
Bianca-Jeanette Schröder
287 Seiten,
Bestell-Nr. 7595, € 24,80



C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg
Tel. 0951 / 96501-0
Fax 0951 / 61774
service@ccbuchner.de
www.ccbuchner.de